

Allgemeine Sammlung historischer Memoires vom zwölften ...
Friedrich Schiller





HEINRICH. II.

König von Franckreich.

Allgemeine Sammlung

Historischer Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neuesten Zeiten

durch mehrere Verfasser übersetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Hofrath und Professor der Philosophie in Jena.

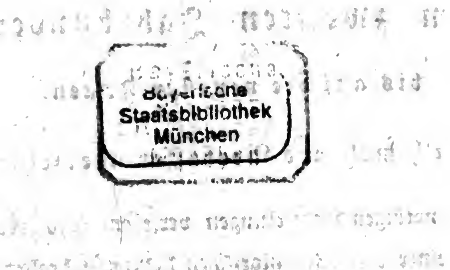
Zweyte Abtheilung.

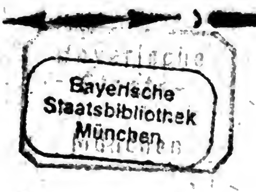
Zehnter Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1795.


Bayerische
Staatsbibliothek
München



Vorrede.

Peter von Bourdeille, Herr von Brantome, der Verfasser der biographischen Anekdoten, welche die nächsten Bände unserer Sammlung liefern, hat das Glück gehabt, daß seine Werke nicht bloß von Geschichtschreibern als eine Fundgrube mancher geheimen Nachricht benutzt worden, sondern selbst als Unterhaltungsschriften auf die Toiletten gekommen sind. Man hat deswegen mehrere Taschenausgaben von denselben. Aus einer solchen*) ist auch unsre Uebersetzung gemacht wor-

*) Oeuvres du Seigneur de Brantome, nouv. Edition; considerablement augmentée et accompagnée de remarques historiques et critiques. 15 Tom. in 12. à la Haye, 1740. Im nächsten Jahre vorher war eine ähnliche Ausgabe in 14 Tomen, in 12. zu London erschienen. Die Hauptausgabe hat die Aufschrift: Leide. ches Jean Sambix le Jeune. 1666. Sie ist aber in der That im Haag bey den Gebrüdern Steucker, in 8 Tomen, in 12. erschienen.

worden. Sein Bild und ein Abriß seines Lebens soll aus dem funfzehnten Tom dieser Ausgabe dem nächsten Bande der Memoiren vorgesetzt werden. Ueber seine Schriften macht Anquetil, der noch lebende Verfasser des Esprit de la Ligue (a Paris 1770. III. Tom.) im I. Th. S. XXXIII. folgende Bemerkungen:

„Ueberall findet man Brantome. Alle Welt will ihn gelesen haben. Man muß ihn besonders den Großen in die Hände geben, damit sie sich belehren, daß sie nichts von sich geheim halten können. Sie haben für ihre Höflinge eine solche Wichtigkeit, daß diese jedem ihrer Schritte nachspähen und früh oder spät das Verborgenste davon der Nachwelt verrathen. Diese Bemerkung werden sie nirgends öfter machen, als wenn sie Brantome lesen, und sehen: wie viele kleine Vorfälle, leicht entfallene Worte, gleichgültig scheinende Handlungen und Thatsachen er aufbewahrt hat, deren Andenken die handelnden Personen gewiß für ewig verlohren und verborgen gehalten hätten. Gesammelt, mahlen sie ihre Charaktere. Mögen andere dadurch wenigstens vorsichtiger werden!“

„Sonderbar sind oft Brantome's Urtheile über das Sittliche. Er kann diese oder jene seiner Damen als die feinste und ausgelassenste Freundinn von Ausschweifungen schildern

dern und am Ende hinzusetzen: daß sie eine kluge Frau und ächte gute Christinn gewesen sey. Von manchem Priester, Mönchen und Geistlichen erzählt er mehr als lustige Geschichtchen und schließt mit der Versicherung: daß der Mann sehr regelmäßig und zur Ehre seines Standes sich betragen habe."

Anquetil löst sich dieses Räthsel der Brantomeschen Widerspüche, durch die Vermuthung, daß derselbe entweder sich über seine Zeitgenossen (und dann wohl auch über seine Leser) insgeheim habe lustig machen wollen, oder daß er selbst als Höfling ohne Grundsätze und Festigkeit im Urtheil, Laster und Tugenden miteinander verwechselt habe. Wir treten in gewisser Rücksicht der letzteren Deutung bey. Brantome urtheilte, wie die Großen, deren unterthänigster Verehrer er war, damahls an dem Hofe von Frankreich und Spanien ihm und dem Volke vorurtheilten. Auf gewissen Stufen war und ist, was noch irgend mit einem guten Anstand geschieht, bloß unter den Galanterien; auf noch höheren Stufen darf selbst der Schleyer jenes willkührlichen Anstands meist wegfallen. Sollen denn die Götter der Erde durch gar nichts mehr beweisen dürfen, daß sie auch noch Menschen sind! Zu andern Stunden ist man desto devoter, setzt sich mit dem Beichtvater auf einen schicklichen Fuß, stiftet Beneficien und Klöster; oder man gebie-

tet andern desto strenger die Einheit und Unveränderlichkeit des allein seligmachenden Glaubens. Und wäre es in diesem Fall nicht unbillig, wenn es der Himmel mit einzelnen, welche ihm so viele Seelen zuführen, ja aus allen Kräften zutreiben, allzugenau nehmen sollte?

Anquetil bemerkt ferner: „daß man in Brantome überall einen der gebohrnen Hofleute höre und sehe, welche von Jugend auf jene überfeine Luft athmen und darin ihre Tage, wie sie kommen, ohne Plan und ohne Anstrengung wegtändeln. Alles unterhält sie, bald weil es eine lächerliche Seite hat, bald weil nichts in der Welt ist, dem sie nicht einen lächerlichen Anstrich geben könnten.“

Hierin urtheilt Anquetil von Brantome etwas zu niedrig. In seinem Zeitalter gehörte er gewiß unter die kleine Zahl mehr als gewöhnlich unterrichteter, belesener und selbst urtheilender französischer Hofleute. Durchaus aber hört man den Mann, welchem es natürlich ist, in Uebertreibungen zu sprechen, und welcher von allem nur im Vorbeygehen zu reden gewohnt worden war. Eben so schreibt er. Ohne Ordnung wird hingeworfen, was ihm zuerst beyfällt. Daran knüpft sich eine Digression, eine beyläufige Parallele an; und dann „kommt er wieder zurück“ wie er hundert für ein-

einmahl dieß zur einzigen Bindungsformel seiner Erzählungen macht.

„Bey all dieser Unordnung, schließt Anquetil, gefällt er doch. Denn er gibt Unterhaltung.“ Wir wünschen sehr, daß unsre Leser eben so urtheilen mögen. Eine noch mehr abkürzende Umarbeitung hätte ihn unterhaltender machen können. Aber Umarbeitungen verbittet sich nicht bloß der Geschichtforscher, sondern selbst auch der Liebhaber der Geschichte, für welchen die Memoiren der Zeitgenossen, selbst durch das Fehlerhafte ihrer Einkleidung, ihr Zeitalter und ihre eigene Geschicklichkeit und Glaubwürdigkeit anschaulicher machen, als jede critische Beschreibung. Nur überflüssige Widerholungen haben wir hie und da weggeschnitten und werden dieß in der Folge noch etwas häufiger thun, da man indeß aus dem gegenwärtigen von der Redseligkeit, oder, wenn man will, von der Naivetät des Verfassers Proben genug erhält.

Daß er selbst gewiß nicht zu mißfallen, sich schmeichelte, beweist sein lezter Wille am besten. Nichts ist ihm wichtiger als daß seine Schriften nach seinem Tode gedruckt werden möchten. Vor allem sollte von seiner Hinterlassenschaft so viel genommen werden, als zum Druck derselben nöthig sey, „so wie er sie nach seinem Geist und seiner Erfindung verfaßt und

mit großer Mühe und Arbeit eigenhändig nie-dergeschrieben habe." Seine Krankheiten und häusliche Unfälle führt er als Entschuldigung an, daß er diese Reste seines Geistes nicht besser ausgefeilt habe. Aber, setzt er hinzu: L'on y verra de belles choses, comme Contes, Histoires, Discours, et Beaux-mots, qu'on ne desdaignera, s'il me semble, lire, si l'on y a mis une fois la Veuë. T. XIII. p. 170. So viel ist gewiß. Alle übrige Memoiren dieses Zeitalters erhalten durch die gegenwärtige mehr Licht und Interesse, weil man sich so manche merkwürdige Person, welche dort öffentlich handelnd auftritt und also mehr figuriert, hier von einem Augenzeugen verrathen lassen kann, welcher sie in unbewachteren Augenblicken belauscht hatte. Ueberdieß findet man hier von Einer Person mehreres zusammengestellt, was sonst unter der Menge des Erzählbaren zerstreut oder gar vergessen wurde.

Paulus.

Fort-

Fortgang und Ende der Ligue

von 1586

bis

zur Anerkennung

Königs Heinrichs IV.

Mit Ungeduld sieht man das Schicksal von Frankreich auf der Wage des Zufalls schweben, und von den Partheyen, in welche sich jetzt das ganze Reich aufgelößt hatte, auf Gerathewohl nach allen Seiten gestoßen werden, so lange noch jede derselben unter schwankenden Vorbereitungen dem Glücke den Augenblick ablauren wollte, durch den sie entschiedenes Uebergewicht zu gewinnen hoffte. Schon zählte man sieben, durch trugvolle Pacificationen, immer nur auf kurze Frist unterbrochene Bürgerkriege. Jeder Friedensvergleich schien die Flamme bloß deswegen zu unterdrücken, damit sich das Feuer unter der Asche glimmend desto weiter verbreiten könnte. Jede Bedingung war ein neuer Stoff für die Treulosigkeit und den alles antastenden Argwohn. Jede Aussöhnung vermehrte Beschwerden und Uneinigkeit. So häufte sich die entzündbare Masse, von welcher endlich das ganze unglückliche Land, reich an Kräften zur Selbstzerstörung, wie unterminirt war.

Jene

Jene sieben, in sich selbst so unbedeutenden Fehden waren die Vorübungen, durch welche der Hang des Adels und der Nation zu den flüchtigen Reizen eines gesetzlosen Zustandes genährt, und die kriegerische Kühnheit aller Abentheurer und Unzufriedenen inzwischen geweckt und in Athem erhalten wurde, bis die Häupter der unstäten Factionen zum vereinten Ausbruch ihr Signal zu geben für gut fanden.

Diese, wie im betäubenden Geräusche der innern Zwietracht dieß gewöhnlich ist, wußten eigentlich allein, um welchen Preis es ihnen zu thun sey. Indeß machte sich jeder andere, meist unbekümmert um den gemeinschaftlichen Gegenstand seiner Parthie selbst, ins geheim sein eignes Ziel, wie bald Ehrsucht oder Raubgier, bald Rache oder Aberglauben es ihm vor seinen verblendeten Augen absteckten. Wie selbst das nahmenloseste Mitglied die ganze Vereinigung nur als Mittel für seine besondere Absichten betrachtete, so waren noch mehr die Vornehmsten, an deren Nahmen die Geschichte den Faden der Begebenheiten anknüpft, darüber mit sich längst im reinen, daß Religion und Wohl des Staats, heilige Symbole, die man sich gegenseitig zurief, nur die schön klingenden Worte seyen, welche den Aushängeschild für den zulaufenden, gaffenden Haufen zieren müßten.

Drey

Drey Partheyen fielen auf dem Kampfplatz in die Augen. Alleinherrschaft des alleinseligmachenden, des apostolisch-römischkatholischen Glaubens und Vertilgung aller Ketzer war das Losungswort des Guiseschen Anhangs. Die Stimme der Royalisten gebot Unterwerfung unter die Alleinherrschaft des Königs, welchen Gott und die Geburt nun einmahl dem Reiche gegeben hatten, wenn er dieß gleich bey seinen Lieblingen, so viel er konnte, schwelgend und die meiste übrige Zeit zur Erholung bey tausend Kinderspielen zu vergessen geruhte. Die dritte Parthie verlangte die Herrschaft der Toleranz, die Wiedererhebung, die gleichen Rechte der Unterdrückten. Mochten Hofcabalen oder Religionsverfolgung der Grund der Unzufriedenheit seyn; jeder Gedrückte schloß sich an diese Parthie an, um durch sie den Bedrückern sich furchtbar zu machen. Für jetzt wollte man sicher seyn, wenigstens geduldet zu werden, um zu seiner Zeit, wenn erst das Scepter zu ihnen übergegangen seyn würde, selbst zwischen Duldsamkeit und Intoleranz nach Gefallen wählen zu können.

Sah man erst tiefer, als diese Aussenseite der Partheyen ihre Geheimnisse verrathen sollte, so waren nicht nur sie unter sich selbst wieder zerstückelt, sondern auch jedes bedeutende Mitglied der Liguisten, der Royalisten und der Hugonotten konn-

konnte sein eigenthümliches Interesse nicht verbergen.

Früher war würklich die Trennung über Religionsmeinungen wenigstens Ein Hauptgrund der Unruhen gewesen. Die Clerisei befürchtete den Untergang des geistlichen Despotismus. Schlau wußte sie die Macht des weltlichen Arms für sich zu bewaffnen. Der Pöbel, vom Bettler im Pilgerkleide an bis zum Wollüstling am Throne, welcher sich die Verkäuflichkeit des Himmels und aller Heiligen Verdienste in der letzten Stunde um vieles nicht nehmen lassen möchte, wird leicht durch den plumpesten Eifer des Aberglaubens aufgereizt, Gott und seine Kirche mit Menschenhänden zu retten. Für den feineren Staatsmann aber gab es der Winke genug, daß jede Ungleichförmigkeit unter den Unterthanen der großen Kunst zu herrschen ihr leichtes Spiel zu erschweren drohe. Und wenn selbst die heilige Macht der Kirche vor Untersuchung ihrer Rechtsansprüche nicht mehr gesichert seyn sollte; welches Palladium mochte dann hinreichen, um die Machtsprüche des Gebieters und alles, was die Gewalthaber auf den Stufen des Thrones noch weiter der gnädigsten Laune des Königs unterschieben mochten, über Einreden zu erheben!

So weit war es anfangs die Sache selbst, was einen Hof, wie der französische damahls

war, vermochte, selbst Parthie gegen einen Theil der Bürger zu machen, welcher sich erfrecht hatte, fürs erste im Fach der Religion klüger als andere wenigstens werden zu wollen. Aber längst hatte man diesen ersten Gesichtspunkt fast ganz verlohren. Die Calvinisten sahen allzu klar, daß die Herrschsucht allein die Mühe übernommen hatte, sie in den Zustand des leidenden Gehorsams der alten Mutterkirche zurück zu nöthigen. Die Gegenparthie hielt es nicht immer für wichtig, den Grundsatz genug zu verstecken, daß man bloß wegen Einheit des Staats auf Einheit der Kirche bestehe. Und nur die stupide Andacht der Menge weihte sich in den weissen Processionen des „heiligen Bundes der Ligue" um des Glaubens willen zu Rächern der christcatholischen Märtyrer, deren grausame Leiden im Ausland man nach einem wohl ausgesonnenen Schreckenssystem ihrer erhizten Einbildungskraft in Ketzerpredigten und auf Mordgemählden vorlog, während auf den Synoden der Calvinisten die Religion bloß in den Voreingängen der Redner paradierte und zur Einleitung in das, was man „die Sache" nannte, gut genug schien.

Die Partheyen waren einmahl zusammengebracht. Jetzt blieb es die Sache der klügern Führer, die rathlosen Haufen zu lenken und wohin sie stürzen sollten, die Dämme zu öffnen.

Es

Es galt jetzt die Hauptfrage, welche Familie nach Heinrich des III. Tode dem erlöschenden Hause Valois auf dem Throne folgen sollte. Die Hirten stritten sich um die Heerde. Für dieselbe zu streiten, war von jeher zum wenigsten eine höchst seltene Ausnahme von der Regel.

Heinrich hatte es seinen unmännlichen Ausschweifungen zu danken, daß ihn noch in seinen besten Jahren das ganze Reich dreist für erbenlos annahm. Dem Hause Valois, dessen Erlöschen mit ihm man als gewiß voraussetzte, war in der Erbfolge, — da die Pflicht zu regieren ohne Anstand nach den Gesetzen eines jeden andern Erbstücks beurtheilt wurde — die Bourbonische Familie die nächste. Sie stammte von Ludwig (IX.) dem Heiligen ab, durch dessen jüngsten Sohn, Robert von Clermont. Diese Abkunft brachte bis aus dem dreyzehnten Jahrhundert her in der neunten Generation ihre wohlbejahrten Ansprüche auf den französischen Thron auf Heinrich von Navarra. Sind gleich zufällige Folgen nie Beweisgründe, so kann man doch nicht läugnen, daß dießmahl das älteste Erbrecht und der Wunsch, den Würdigsten aus dem königlichen Hause auf dem Throne zu sehen, zusammenstimmten. Aber den Prinzen von Lothringischen Hause, Ausländern, welche seit weit kürzerer Zeit an dem Geblüt der Monarchen Frankreichs Antheil bekommen hatten, würde es weit besser gefallen haben,

wenn

wenn die reiche Erbschaft nach einer näher entstandenen Theilnahme an der Königsfamilie beurtheilt worden wäre. Da nun aus ihrem Wege zum Throne das Schicksal selbst den verdorrten Valoisischen Stamm wegzuschaffen eilte, so schien dieß einzige ihnen selbst überlassen zu seyn, daß sie zugleich auch die wenigen Reste des Bourbonischen Hauses auf die Seite zu drängen wüßten.

Diesen Wettstreit zwischen Guisen und Bourbonen hätte gewiß Heinrich III. gerne mit größter Gleichgültigkeit angesehen, wenn sie ihn selbst in seinem Vorzug, ganz nach allen seinen Launen zu leben — denn dafür war er ja König! — ungestört gelassen hätten. Nachfolger mochte werden, wer da wollte und konnte, wenn Er die Gegenwart genossen hatte. Allein der Ehrgeiz der Guisen bedurfte ihn selbst. Um durch ihn sich des Thrones zu versichern, sollte er noch bey seinen Lebzeiten den Herzog Heinrich von Guise sich zum wenigsten an die Seite stellen! Und da er für jetzt seine Macht mit jemand zu theilen noch keine Lust hatte, so mußte er selbst so tief erniedrigt werden, bis der Guise aus den Ruinen von Valois und Bourbon sich die Stufen zum Throne zusammensetzen konnte.

Ganz so schlimm, wie der endliche Erfolg, war gewiß der Plan des Guisen selbst nicht.

bekam Er nur nur den König so weit in seine Gewalt, daß dieser mit ihm gemeine Sache gegen die Succession der Bourbone zu machen entschieden genöthigt war, so war sein Ziel erreicht. Und dazu konnte er hoffen ohne offenbaren Bruch den König zu vermögen, weil auf dessen Hang zur Musse für seine Lustbarkeiten eben so viel als auf die laute Unzufriedenheit und Verachtung, welche der größte Theil der Nation auf ihn geworfen hatte, beynahe alles zu rechnen war. Es konnte hinreichend scheinen, wenn man nur dem König seine äussere und innere Schwäche so fühlbar zu machen sich bestrebte, daß er, um Ruhe zu haben, den Guisen die Bourbone aufopferte, und dann wenigstens seinen Nahmen den ersteren borgte, um auf diese mit zernichtender Macht loszustürzen.

Höchstwahrscheinlich würde sich der Held der Ligue auf diese Aussichten eingeschränkt haben. Er ließ sich offenbar höchst ungerne überreden, gegen den König seinen Degen zu ziehen, weil er, so bald er einmahl gezogen hatte, wie er selbst sagte, „die Scheide für weggeworfen halten" mußte. Eine achte Fehde ward bloß zum Schein begonnen, um durch die Pacification von Nemours (7 Jul. 1585.) den König gegen die Hugonotten an ganz entscheidende Erklärungen zu binden, Sicherheitsplätze, wie sie vorher nur von den Ketzern gefordert und dem Hofe abgenöthigt worden

den waren, für die Ligue selbst zu erhalten und sogar die Truppen derselben aus dem Schatze des Königs bezahlen zu lassen. Da dieser seine Ruhe durch so demüthigende Einwilligungen erkauft hatte, so war es sehr zu vermuthen, daß er auch die Ausführung des Verwilligten, den Vertilgungskrieg gegen den Ketzer aus Navarra, den Guisen auf ihre Gefahr überlassen würde, um ungestört das niedrig erworbene zu genüßen. Heinrich III. allein möchte dieß gewählt haben.

Aber seinen Lieblingen war es unerträglich, den Guisen in dieser Allmacht zu erblicken. Epernons Heftigkeit konnte sich nicht einmahl gegen einen Nebenbuhler zurückhalten. Und Joyeuse wähnte sogar den Augenblick gefunden zu haben, um selbst an dem Ketzer aus Navarra zum Ritter zu werden, mit einemmahl durch dessen Vertilgung sich den Katholiken unentbehrlich zu machen, und zum Lohne die Stelle des Guisen an ihrer Spitze einzunehmen. Kaum bedurfte es bey dem König der Aufreizungen seiner Geliebten. Sein eigner charakteristischer Hang war es, die, welche ihm etwas abzugewinnen strebten, aufs höchste kommen zu lassen und dann aus dem Verwilligten selbst für sich neue Vortheile zu ziehen. Hatte er doch zu Blois im entscheidendsten Moment die ganze Ligue durch ein einziges Wort getäuscht, indem er dem Körper, welcher ihn zerstören wollte, sich selbst zum Haupte gab. Auch jetzt sollte die

ganze Guisesche Partei durch die Forderungen selbst, welche er ihr zu Nemours zugegeben hatte, in ein unauflösliches Nez sich verwickelt haben. So nahm Heinrich III. immer gerne die Stellung der Kaze in der Fabel zwischen dem Adler und Eber, und — war sein Verhältniß gegen die Nation und ihre Factionen noch so verworren, so belustigte ihn der Gedanke: daß es nur von ihm abhänge, Einen Schritt auf die Seite zu tretten und den einen Theil auf den andern losstürzen zu lassen. Dieß schien ihm der Gipfel der Politik, auf welchem er sich so wohlgefiel, daß er die Unterhaltung, welche er mitten aus den Verwicklungen schöpfte, selbst durch die unzeitigste Nachgiebigkeit gegen Beleidiger nicht allzu theuer zu bezahlen meinte. In dieser Abart von Regierungskünsten machte er seiner Abkunft von Catharina von Medicis nur allzu viele Ehre; nur besaß er die Stätigkeit nicht, mit welcher diese ausgelernte Tausendkünstlerinn ihre Plane verfolgte, und am Ende durch jedes Mittel durchzusetzen sich erlaubte.

Auch sie — denn Alter entwöhnt am wenigsten von Herrschbegierde — fand ihre Rechnung dabey, wenn ihr Sohn seinem eigenen Hang und den leichten Eingebungen seiner Lieblinge folgte. Sobald eine Parthie die entschiedene Obermacht erhielt, so bedurfte ihr Sohn seine alte Führerin nicht einmahl mehr zu Unterhandlungen; dem einzigen Geschäft,

worin

worin sie sich ihm, seit er ihren unbeschränktern Einfluß, durch die von ihr selbst erlernte Meisterkünste abgeschnitten hatte, unentbehrlich gemacht zu haben scheint. Dieß allein schon wäre für sie Ursache genug, um die streitende Kräfte in ihrer Spannung erhalten zu wollen, wenn es auch zu unglaublich scheinen möchte, daß sie dem bis zur vollen Ungewißheit über seine Rechtskraft alten Salischen Gesetze zum Troz, und zur Täuschung aller Partheyen, den Plan gehabt haben solle, ihre, ins Lothringische Haus vermählte Tochter, zum König von Frankreich zu erheben.

Sich und allen um ihn her zur Wonne ersann sich der König für seine Erklärung an die Häupter der Ligue: daß er entschlossen den Vertrag von Nemours, den beschlossenen Vertilgungskrieg gegen die Ketzer mit Macht zu erfüllen, drey Kriegsheere aufzustellen, und hierzu alle mögliche Geldbewilligungen für nöthig finde! den bestürzenden Zusatz, daß er eines der Heere selbst anzuführen beschlossen habe. Mit dem zweiten sollte Heinrich von Guise selbst die Gränzen gegen Teutschland decken, während dessen Bruder, der Herzog von Mayenne, das Dritte gegen Heinrich von Navarra führen würde. Jener Zug, dieß war der geheime Sinn, sollte den Helden der Ligue möglichstweit vom Hofe und von den Truppen seines Bruders entfernen, welchen der König in den

gefährlichsten Momenten ohne Unterstützung der Tapferkeit des Navarresers überlassen wollte.

Mochte der Guise die Absicht des Königs noch so hell durchschauen. Der Ausspruch blieb — Wille des Königs. Und sobald es nur vorübergehende Anstrengung kostete, war dieser auch gewandt genug, seine Entschlüsse gehen zu machen. So kamen jetzt schnell neue Geldbeyträge und so die drey Heere würklich zusammen, von welchen das unter Mayenne gegen die Hugonotten nach Guienne bald blos deswegen vorgerückt zu seyn schien, um den Navarreser aus dem Zustand, welcher für ihn immer der gefährlichste war, aus seiner Musse, aufzuwecken. Auf allen Seiten sah sich Mayenne zurückgedrängt. Selbst die Blize, welche Sixt der V. auf spanische Inspiration vom Kapitol her schleuderte, machten den sieggewohnten Kezer, den doppelt verwünschten Apostaten der Kirche, in seinen Fortschritten nicht stuzend. Er überließ es seinem Mornay, in gleichen Tönen dagegen zu donnern, unter dem Zunicken aller Glaubigen gegen den Antichrist auf den sieben Hügeln alle ersinnliche Bannflüche wiederschallen zu lassen und durch nachdrückliche Manifeste ganz Frankreich anstatt des Glaubens zur Treue aufzufordern. Er selbst aber focht und siegte nicht nur mit den Waffen; er blieb dießmahl selbst da, wo er sonst selten ohne Erniedrigung wegkam, Sieger. Abermahls

mahls als Unterhändlerinn war ihm die Königinn Mutter bis St. Bris entgegen gegangen; aber umsonst von den Schönen ihres Hofes, umsonst von ihrer reizenden Enkelinn, Christine von Lothringen, begleitet. Sie gewann nichts, als den steigenden Argwohn der Guisen. Doch diese freute sich ja der König durch solche Annäherungen an ihren Gegner unaufhörlich zwischen Furcht und Hofnung zu setzen, ohne zu bedenken, wohin dies, wenn sie einmal zum letzten Schritt getrieben würden, am Ende führen müßte.

Guise kam mit innerm Widerstreben diesem Extrem immer näher. Er war, was man immer ist, wenn man Parthie gemacht hat; er war nicht mehr allein seiner Schritte Meister. Beging der liguistische Unionsrath Uebereilungen, so mußte er wenigsteus zum Theil sich mit fortreissen lassen. Und dafür, daß in diesem Rathe des unbesonnenen genug beschlossen und gewagt wurde, hatte der spanische Einfluß aufs beste gesorgt. Denn Spaniens Cabale war die versteckte Hand, welche im Seitengrund der Schaubühne alle Maschinen in Bewegung setzte, blos um Frankreich durch beständige Unruhen, sie kommen, von wem sie wollen, von aller neuen Theilnahme an dem Kampfe der Niederländer gegen seine Unterdrückung zurückzuhalten. Und wollte Guise diesem herrschsüchtigsten der damaligen Cabinete nicht mit Bereitwilligkeit zum Werkzeuge gegen den Frieden seines Vater-

lands dienen; so wußte er wohl, daß es demselben ein leichtes seyn würde, an seinem Gegner Ketzerey und Privathaß zu übersehen, sobald er nur für den Stolz des Universalmonarchen, Philipps, brauchbarer scheinen würde.

Entschlüsse zu entscheidenderen Versuchen gegen den König selbst, kamen wahrscheinlich bey der Ligue gerade um diese Zeit zur Reife, da, nach dem äußern Scheine zu urtheilen, eine gewisse Stille über die Bewegungen der Partheieen sich verbreitet hatte. Man findet jetzt die ersten Attentate auf die Freyheit, wo nicht selbst auf das Leben des Königs. Sein gutes Glück entdeckte sie ihm so oft und mit so leichter Mühe, als ob er selbst hierdurch in seiner Sorglosigkeit bestärkt werden sollte, da er einmal sich alles zum Spiel zu machen gewohnt war. Nicht genug, daß er, sobald er alles um sich her in widerstreitende Bewegung gesetzt hatte, unbekümmert die Zwischenzeit (1586) zu Lyon vertändelte. Zum Scherz beleidigte er zugleich die Gesandte der teutschen Freunde der Hugonotten. Und da diese entrüstet, in einer Art von Kreuzzug nach Frankreich einströmen, so ist es wieder meist zum Scherz, daß er gegen sie, während Guise die Unbesonnenheit ihrer Anführer zu ihrem Untergang mit Feldherrnklugheit benutzte, auch zu Felde zieht und dann die schrecklichen Niederlagen, durch welche

che jener sein Vaterland von den Fremden reinigte, in Triumpheinzug zu Paris feyert.

Aber von jetzt an bekam dieß gefährlich hohe Spiel immer sichtbarer die bedenklichste Wendungen. Von allen Seiten wurde alles gewagt und am Ende war's — die Cabale, welche alles verlohr.

Noch während des Kriegzugs der Teutschen hatte Heinrich III. dem König von Navarra, welcher diesen Hülfsvölkern sich zu nähern versuchte, anstatt des Herzogs von Mayenne seinen Mignon, den Herzog von Joyeuse, als Feldherrn entgegengestellt. In der Eile wollte dieser sich die kriegrische Lorbeere brechen, mit welchen er gegen den allgemeinen Vorwurf eines unmännlichen Aussehens vor ganz Frankreich sich decken könnte. Aber im Schlachtfeld verstund der Navarreser keinen Scherz. Sieggewohnt zog er mit seinen Hugonotten aus dem Süden von Frankreich gegen Lothringen herbey. Die Burg Coutras in Perigord sah ihrem weit kleinern und ungeschmückten Heerhaufen, dem seine devote Stimmung sowohl als der Mangel immer ein düsteres Ansehen gab, Joyeuse's zahlreiches Heer gegenüber schimmern. Eines Mignons würdig, schien dieß mehr zu einem Hoffest als zum Kampfe mit Heinrich von Navarra sich zu ordnen. Mit dem frühesten Morgen am Schlachttag überschaute dieser seine glänzende Gegner. Er schloß

seine ernsteren Ueberlegungen mit der scherzenden Bemerkung, daß seine Krieger im Treffen wenigstens die Freude haben würden, immer einen galanten Anblick vor sich zu sehen! Joyeuses Hofleute blickten mit Verachtung herüber und da Heinrich, wie gewöhnlich, vor dem Angriff seine Truppen zu einem Kriegsgebet niederknieen ließ, weil nach seinem Grundsatz man den Menschen nie zuviel trotzen, vor Gott nie zu tief sich erniedrigen könne, so glaubte der leichtsinnige Feldherr, daß sie vor ihm zitterten. Mein Herr, sagte ihm der erfahrne Lavardin ins Ohr, wenn diese das Kriegsgebet sprechen, so ist ihr Amen — Sieg oder Tod! Und kaum entwickelten sich die ersten Angriffe der Reuterey, so war auch das Schicksal der ehrsüchtigen Entwürfe entschieden. Was ist zu thun, rief Joyeuse aus. Denn rathlos sah er eine allgemeine Flucht, ehe er die Schlacht gesehen hat. Ein bärtiger Krieger rief ihm mit Bitterkeit zu: Nichts als zu sterben. Auch ein Sardanapal verbrannte sich mit dem letzten Rest seiner Schätze. Joyeuse stürzte sich mit Verzweiflung den Lanzen der Sieger entgegen, und da Heinrich III. im Triumphzug nach Paris zurückkehrte, so hatte ihm seine Spielerey ein Heer, und was ihm wohl noch mehr war, den ersten seiner Lieblinge verlohren.

Paris war am wenigsten gestimmt, irgend einen Verlust ihm ersetzen zu wollen. Diese Stadt,

Stadt, schon damahls von der Sucht angesteckt, die ganze Nation vorzustellen, war in sechszehn Distrikte getheilt. In diesen hatten sich seit einigen Jahren eben so viele Clubs von Unzufriedenen gebildet, die sich eine Lust daraus machten, mit neidischen Augen den nächsten größten Gegenstand, den Hof, zu kritisieren, welcher täglich nur allzureichen Stoff für die Lästerchronik auskommen ließ. Vor den Augen des Parisers verschwand die Glorie der königlichen Majestät, die in ihrem Widerschein auf die entlegeneren Anbeter der politischen Rechtglaubigkeit immer kräftiger, als im nächsten Lichtkraise, zu würken pflegt. Dem Pariser war es leichter, seinen König etwa in dem Aufzug zu erblicken, in welchem ihn Sully einst bey einer wichtigen Unterredung antraf: einen Degen an der Seite, einen Kapuzmantel auf den Schultern, auf dem Kopfe eine kleine Mütze, und am Halse herabhängend einen Korb voll junger, spannenlanger Hunde. Wenn auf der einen Seite ein so läppischer Anblick und mehr noch die kindischen Aufzüge, in welchen der König und seine Lieblinge oft durch die ganze Stadt schwärmten, jeden Rest von äusserer Ehrerbietung aus diesem Umkreis verjagten, so rief dagegen der König selbst durch immer neue Taxen die Mutter der Unruhen, die Dürftigkeit, und durch widersinnige Gesetze gegen Luxus und Sittenlosigkeit, welche er blos, um sie am Hofe ungestraft übertreten zu

lassen,

lassen, allen andern vorgeschrieben zu haben schien, Erbitterung und verbissene Wuth an ihre Stelle. Man gewöhnte sich in den Zusammenkünften der sechszehn Stadtabtheilungen bald, andere Zeiten nicht blos zu wünschen, sondern auch mit List und Gewalt sie sich selbst schaffen zu wollen. Die Argusaugen der Polizey, welche in neuerer Zeit die letzten Ausbrüche ähnlicher Deliberationen so lange zurückgeschreckt haben, waren damals dem Hofe noch gar nicht unterworfen. Vielmehr sah Heinrichs III. Sorglosigkeit, da jene Clubs ihre Absichten schon sehr laut werden ließen, auch in diesen Sechszehnern nichts als einen neuen Gegenstand, mit welchem er sich von Zeit zu Zeit eine spielende Unterhaltung machen könnte, da er einmahl von seiner Regierungspolitik die hohe Meinung hatte, daß sie, sobald er nur einen Augenblick für solche Dinge sich heraus nehmen wollte, alle Entwürfe der Unruhigen wie Seifenblasen zerstören würde.

Spaniens Gold und Trotz hauchte dem Ungeheuer, das dem Hofe so nahe aufwuchs, täglich mehr Muth ein. Und wenn die bekannte Vergleichung in gewissem Sinn von allen übergroßen Residenzen gilt, daß sie wie Beulen die gesunden Säfte des ganzen Körpers an sich ziehen und eiternd verzehren, so ist dieß ganz auffallend und im höchsten Grade von Paris wahr; einem

einem Ungeheuer von einer Stadt, das weithin vom festen Lande eingeschlossen und nicht einmahl von einem bedeutenden Fluß begünstigt, seine Nahrung durch den Handel aus der Fremde zu ziehen nach seiner Lage ganz keine Bequemlichkeit hat. In einer wenig fruchtbaren Gegend angebaut, muß sie vielmehr zur Erhaltung der Nothdurft sowohl als der Ueppigkeit den Zufluß des ganzen Landes für sich erkünsteln oder erzwingen. Mit diesem strömt ihr aus allen Provinzen jeder müßige Glücksritter, jeder anschlägige Taugenichts zu, um hier sein äußerstes zu versuchen. Nie fehlte es deswegen den Sechszehnern an tausend Werkzeugen, ihre Gesinnungen durch das Reich, so weit es ist, zu verbreiten, jede Sottise des Hofs durch Flugschriften unter allen Gestalten in den entferntesten Provinzen so bekannt zu machen, als sie im Louvre selbst war, ja selbst das kleinste Spottgedicht und jeden hämische Einfall ihrer Parthie in allen Ecken von Frankreich wiederschallen zu lassen. Unter einem Volke, dessen Jovialität zu allen Zeiten durch ein witziges, wohlklingendes Liedchen leichter als durch Ketten von Schlüssen zu lenken war, dienten auch den Sechszehnern Wortspitzen mehr als Waffen. Aber eben so wenig fehlte es ihnen, sobald sie mehr wagen zu dürfen glaubten, an tausend andern Menschen, welche bloß, weil sie nirgends etwas zu gewinnen hatten, in Paris waren. Mit diesen Hülfsmitteln der Zerrüttung

waren

waren es die Pariser, welche die ersten Angriffe auf die Person des Königs selbst wagten. Da der widerhohlte Vorsatz ihn auf seinen Ausritten aufzuheben, mißlang, so ward das Projekt gewagt, in der Stadt selbst ihn zu belagern. Und wurde gleich das erstemahl diese Expedition, an welcher sogar schon der Herzog von Mayenne persönlichen Antheil nehmen wollte, entdeckt, so verschwand doch, da der König nur durch Spott und leere Drohungen sich rächte, der erste Schrekken der Schuldigen, und ging aus dem Grimm der Beschämung natürlich mit desto grösserem Troz in entscheidendere Plane über.

Bald waren diese so zusammenhängend und fest, daß selbst das Haupt der Ligue, der eben so muthvolle als bedachtsame Herzog von Guise an ihnen öffentlicheren Antheil zu nehmen, nicht für unklug hielt. Alles war zum Aufstand von ganz Paris vorbereitet, da Er unter dem Vorwand, sich persönlich zu rechtfertigen, gegen des Königs Befehl in die Stadt kam.

Ohnehin der schönste Mann am Hofe, in welchen nach dem Ausdruck eines Zeitgenossen ganz Frankreich nicht bloß verliebt, sondern vernarrt war, zog er mit der Zuversicht, das höchste zu gewinnen, indem er das Letzte wagte, durch die vollgedrängten Straßen bis zum Pallaste der

Königin

Königinn Mutter. Er war so gewiß, ganz Paris zur Bedeckung zu haben, daß seine Begleitung bloß aus sieben Personen bestund. Der Stolz seiner Hofnungen verbarg sich unter der lächelnden Mine der Popularität, durch welche die Großen ein so leichtes Spiel haben, mit bloßem Kopfnicken sich die Menge zu Sclaven zu machen. Man fiel vor ihm nieder, man küßte den Saum seiner Kleider. Die Entfernteren streckten flehend die Hände gegen ihn aus, und verkündigten dem weiten Umkreis der Stadt seinen unvorbereiteten Triumph mit dem allgemeinen Jubel: es lebe der Guise, der Retter des Vaterlands! Ungestört in der schmeichlendsten Herablassung schien Er dies alles, wie das absichtloseste Werk des Zufalls anzunehmen.

Kaum war er einige Tage in der Stadt, meist in seinen Pallast zurückgezogen und für neue Unterhandlungen offen, so wetteiferte Paris, seine Gegenwart zu verdienen. Einige Sicherheitsanstalten des Königs wurden als öffentliches Zurückstoßen alles Volksvertrauens gedeutet. Mit einemmal, niemand wußte, auf wessen Befehl — wurden alle Straßen mit Ketten geschlossen, und alle Thore verrammelt. Jedes Haus wurde wie eine Burg zur Fehdezeit verwahrt. Da die Munition nicht hinreichte, so schleppte man Steine auf die Böden, und in kurzer Zeit hätte es ein ganzes Heer vergebens gewagt, durch die Straßen

zu

zu drängen. Ein neuer Wink und die Sturmglocke erscholl. Eine tobende Menge von Weibern und Männern ergriff, was sie von Waffen finden konnte. Die Wuth fiel über die Schweizergarde des Königs her, welche für diesen Ausbruch keine Ordre hatte. Ohne Erlaubniß zu schleuniger Gegenwehr und bald so dicht umringt, daß jede Vertheidigung Unmöglichkeit wurde, mußte sie zusehen, wie dreyßig und mehrere in Stücken gehauen wurden, und wie die Feigsten auf die Häuser stiegen, und auf die Krieger wie auf einen wehrlosen Haufen ihren Steinregen herabstürzten. Die Verrammlungen der Straßen reichten schon bis an das Louvre. Ganz Paris war in eine Belagerungslinie gegen das Schloß seines Königs verwandelt.

In dem ersten Gedräng der Umstände blieb diesem nichts übrig, als selbst den Herzog von Guise zum Wiederhersteller der Ruhe, zum Gewährsmann seiner Sicherheit aufzufordern. Lange genug ließ dieser sich umsonst bitten. Und da er sich endlich zeigte, da sein bloßer Anblick für die wüthenden Haufen Befehl war, da sein Wort die Garden des Königs rettete, und er selbst sie, aber ohne alle militairischen Ehrenzeichen, mit entblößten Köpfen und gesenkten Waffen, in den Schloßhof begleitet hatte, so schienen jetzt die Pariser den längst ersehnten Augenblick ihm herbeygerufen

gerufen zu haben, in welchem er den König unbeschränkte Forderungen als Gesetze vorschreiben könnte. Er verlangte nicht weniger als zum Reichsverweser und Oberfeldherrn des Königs, und zwar nicht bloß durch diesen, sondern durch eine Reichsversammlung, welche sogleich nach Paris zusammen berufen werden sollte, feyerlichst ernannt zu werden. Der Herzog von Epernon, das Haupt von der Mignonsregierung, sollte mit seinem Anhang vom Hofe verbannt, und dem ketzerischen Hause Bourbon jeder Anspruch auf den Thron für immer abgesprochen werden. Sicherheitspläze für die Ligue und eine Menge von Belohnungen für alle seine Getreue machten den Anhang dieser unerhörten Prätensionen.

Die Räthe Heinrichs III. staunten, seine Mutter begann ihren gewohnten Weg von Unterhandlungen. Der König täuschte abermahls, da es aufs höchste gekommen schien, die Maasregeln seiner Gegner durch sie selbst. Er schien ein Gefangener, dessen Bewachung ganz Paris übernommen hatte; denn die Barricaden gingen bis an die Thore des Schlosses, und schon fieng man an, Verschanzungen gegen dasselbe aufzuwerfen. Guise selbst hatte diese Anstalten noch am Abend überschaut und diesen Monumenten seiner Volksgunst Beyfall zugelächelt. Von ihm hatten die Wachen die Parole nicht nur angenommen, sondern gefordert. Mit dem nächsten Morgen aber sollte

sollte sich eine Truppe Pariser auch auf der entgegengesetzten Seite des Louvres lagern, wo das Schloß von der Stadt nicht umgeben war.

Frühe schon ließ sich die Königinn Mutter zum Idol der Hauptstadt, zum Gebieter seines Königs, in einer Sänfte hinbringen, weil die geschlossenen Straßen ihrem Wagen nicht geöffnet wurden. Die zögernde Sprache der Unterhandlungen würkte wenig auf den Guisen, als ihm plötzlich ein Bote in die Ohren raunte: der König ist entflohen! Ein unwillkührlicher Ausruf der Bestürzung entfuhr dem Getäuschten und verrieth ihn mehr als alles, was er bisher würklich gewagt hatte. Sein Anhang bebte.

Indessen erreichte Heinrich III. ohne Hinderniß Chartres. Paris erschien jetzt als Empörerinn. Nahmen die Guisen noch länger entschiedenen Antheil an dem Schicksal der rebellischen Hauptstadt, so war ihr Krieg gegen den König selbst erklärt. Warf dieser sich in die tapfern Arme des nächsten Thronfolgers, so hätte der beste Katholike in Frankreich nicht mehr Franzose seyn müssen, wenn er sich nicht überzeugt hätte, daß selbst die Ketzerflecken desselben durch seine schützende Treue gegen den König ausgewaschen seyen, welcher immer wenigstens wegen der milden Deutungen, die er auch jetzt den Verbrechen der Pariser zu geben fort-

fortfuhr, bey den weniger Partheyischen theilnehmendes Mitleiden finden mußte.

Sah man auf Ihn selbst, so schien bereits alles wieder ruhig und gefahrlos. Er war kaum bis Rouen entwichen, so war wieder rings um ihn her nichts als Scherz und Belustigung. Und da er, zu diesen Vergnügungen seine bisherigen Gesellschafter zu behalten, allzu viele Widersprüche fand, so ließ er mit einemmahl alle, welche die Volksstimme gegen sich hatten, von sich, um wie ein neu gereinigter mit allen Parteyen in neue Verhandlungen zu treten. Mochte der allgemeine Unwille, welchen er so lange es ihm beliebte, mit seinen Günstlingen verdient hatte, die Verbannte allein verfolgen.

Doch, der Guise verließ seine Plane nicht eben so leicht, als Heinrich III über sie sich weggesetzt haben wollte. Er bestand auf den obigen Bedingungen so sehr, als ob ihm die Pariser den König noch auszuliefern vermöchten. Ganz kaltblütig ließ es sich dieser gefallen, daß er zu Rouen seinen Lustbarkeiten hie und da eine Stunde abbrach, um die demüthigendsten Vergleichspunkte selbst zu redigieren, von denen endlich ein Theil im Unionsedict (vom Julius 1588) publiciert wurde. Gab dieß die Verketzerten der Rache der Liguisten zum Opfer, so überlieferten die geheimern Punkte

 die

die größten Stellen des Reichs den Anhängern der Guisen. Eine Reichsversammlung zu Blois sollte der Obergewalt der letztern das Sigill aufdrücken. Heinrich von Navarra schien verlohren.

Uebermüthig bey diesen Aussichten vergaßen die Guisen alle Schonung und Zurückhaltung. Die Provinzen wählten ja die Mitglieder der Reichsversammlung nach ihrem Winke; Leute, welche mit ihnen alles zu verlieren oder zu gewinnen hatten. Ein Fußtritt des Herzogs, und Paris war mit den benachbarten Provinzen für ihn im lauten Aufstand. Der König mußte geschehen lassen, daß überall die Magistrate mit Liguisten besetzt wurden. Die Reichsversammlung begann. Schnell wurde das Unionsedict zu einem Reichsgesez erklärt. Der König war auf dem Punkt, daß die Guisen selbst durch den Schein, als ob er seine Macht gutwillig mit ihnen theilte, ihm noch allzuviel zu überlassen wähnten.

Noch einmahl half sich Heinrich III. aber durch das letzte empörendste Mittel der Herrscherspolitik. Umsonst hatte er die Sitzungen mit den schönsten Declamationen über Abstellung aller Mißbräuche, über Befreyung des Volks von allen Lasten der Bürgerkriege und des Throns von allen Factionen eröffnet. Neue Königstreue, rief Er, soll die Nation unter Einem König nur zu

Einem

Einem Ganzen verbinden! Es sah einem Schauspiel ähnlich, da der Herzog von Guise selbst, als Oberhofmeister, ihn zu dieser Rede an den Thron führte. Mochte der König hier seine Rolle spielen, wie er konnte; den Erfolg glaubte sein Führer längst bestimmt zu haben. Man gestand Heinrich dem III. zu, daß er, sobald er sich nur zusammennehme, ganz gut figuriere. Aber in der That schien er so unbedeutend, daß man es nicht einmahl zu bemerken für nöthig hielt, wie er deutlich genug durch seine Einheitsprojecte eben so sehr den heiligen Bund der Ligue als die Parthie der Calvinisten aufzuheben wünsche. Man lachte der wohlgesetzten Worte des Unmächtigen. Und da unter hundert andern Warnungen dem Herzog ein Billet über der Tafel sagte, daß er wenigstens der Dolche der Hofcabale nicht blos spotten sollte, so schrieb er darunter: Er wagts nicht! und warf das Blatt unter den Schenktisch.

Und doch war das Wagestück bereits beschlossen und unter dem dicksten Schleyer des Lasters zubereitet. Welcher Feind ist gefährlicher, als die gereizte Arglist des Schwachen! Die sichere Rechnung, welche der Herzog auf die oft erprobte Unentschlossenheit Heinrichs III. gründete, war diesmahl trüglich. Seine Insolenz, noch mehr die ausgelassensten Anmassungen seiner Schwester, der Herzoginn von Montpensier, der erklärtesten

Feindinn des Königs, verriethen diesem allzudeutlich, daß es die Alternative gelte, welcher von ihnen beyden den andern für immer unumschränkt in seine Gewalt bekommen solle. Es war der 22. Dec. als der Herzog mit der unbefangensten Verstellungskunst zum Conseil des Königs eingeladen, sich aus den Armen einer warnenden Geliebten riß, um in der Sitzung einigen seiner Günstlinge ihre Wünsche decretiren zu lassen. An der Treppe drängten sich die Garden des Königs mit entblößtem Haupte zu ihm, und flehten von ihm als Oberhofmeister den Rückstand ihres Solds. Konnte er gesicherter scheinen, als da er unter einer Menge von Bittenden ins Vorzimmer des Königs trat. Seine Begleiter traten zurück, die Thüren schlossen sich. Gibt es Vorgefühle, so schien ein solches den Herzog jetzt anzuwandeln. Erblaßt klagte er ein plötzliches Uebelbefinden. Er nahm etwas stärkendes; der Anfall war vorüber; man ruft ihn zum König; er verläßt den Vorsaal mit seiner gewöhnlichen Popularität gegen die Umstehende. Im Augenblick, da er sich die Thüre des Königs öffnen will, durchbohren ihn von beyden Seiten Dolche, an Stellen, die selbst ein verborgener Harnisch nicht geschützt hätte. Noch stoßen seine letzten Kräfte die Mörder zurück. Auch am Kopfe verwundet taumelt er in unwillkührlichen Bewegungen, mit ausgereckten Armen und starren Blicken, gegen den Eingang hin.

hin. Aber kaum stieß man ihn an, so stürzte er, der einzige Mann seiner Partey! entseelt zu den Füßen seiner Mörder.

Doch nein! sein Mörder lauerte mit banger Feigheit während des entscheidenden Moments hinter der verschlossenen Thüre. Mißlang die That, so hing es von seinem Wort ab, sie für hochverrätherische Verletzung seiner majestätischen Gegenwart zu erklären. Sie war gelungen. Umsonst wollte der Cardinal von Guise, da er ein Geräusch hörte, seinem Bruder mitten aus dem Conseil zu Hülfe eilen. Er ward sogleich festgesetzt, der nächste Morgen war sein letzter, und selbst die Leichname der beyden Brüder wurden miteinander vernichtet, um dem Aberglauben der Liguisten nicht Reliquien ihrer Märtyrer übrig zu lassen.

Sobald der Befehl, auch andere Häupter der Parthie in der Stadt gefangen zu nehmen, ausgeführt war, eilte Heinrich III. zum Krankenbett seiner Mutter und rief ihr zu: „Mit dem König von Paris ists vorbey. Nun bin Ich wieder König!" Er war's; wie hätte er sonst über den frevlenden Meuchelmord als über eine Großthat unbesorgt frohlocken dürfen? Aber er war's nicht mehr lange. Welch ein Beyspiel hatte er selbst der Rache seiner Feinde gegeben!

Für die Liguisten war jetzt Heinrich III. nicht mehr König. Er hatte sich allzu sichtbar zu ihnen in den gleichen Rang einer wettstreitenden Parthie herabgesetzt. Wer sich jedes Mittel erlaubt, hat auch allen Gegenmitteln die Freyheit gegeben. Selbst seine Mutter zitterte für ihn. Sie erlebte nicht mehr, was sie ahnete. Die erste Unterhaltung ihres Sohns nach dieser Gräuelscene war die kurze Abfertigung der Reichsversammlung und ihre Exequien. Niemand vermißte die Frau, welche einst den Scepter dreyer Könige gelenkt hatte. Sie hatte ihre Macht überlebt; doch lebte sie noch lange genug, um von allen Parthieen, die sie abwechslend getäuscht hatte, erkannt und verabscheut zu werden. Die getreue Nachahmung ihres Beyspiels zeigte sich in kurzem als die letzte Ursache, weswegen ihr Sohn nicht einmahl die neue Begründung seiner Macht erlebte.

Hätte Heinrich III. die Momente mit voller Thätigkeit benutzt, selbst Paris würde ihn zu Füßen gefallen seyn; so sehr setzte die Nachricht, daß der angebetete Guise nicht mehr sey, Pöbel und Vornehme in die sinnloseste Bestürzung. Aber nach jeder Anstrengung, ist man es schon gewohnt, diesen König in eine doppelt verächtliche Ermattung zurücksinken zu sehen. Nicht einmahl auf dem Gipfel des Frevels machte er die Ausnahme, zu bedenken,

daß

daß er mit allem am Ende sey, wenn er jetzt auch das letzte seiner Nothmittel ohne daurenden Nutzen verschwendet haben würde. Nur die Gegenparthie lernte, was sie im äußersten Fall zu fürchten habe.

Während man zu Paris wehklagte, flüchtete, verzweifelte; kamen statt eines Heerhaufens Unterhändler des Königs dahin, und nun krochen natürlich auch die Feigsten aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Das Parlament, welches unter seinem würdigen Präsidenten, Harlay, zum Frieden rieth, ward in die Bastille gesetzt. Die getreusten Freunde der Ruhe und des öffentlichen Wohls wurden aufgehangen. Dagegen versammelten sich auf dem Stadthaus die Sechszehner. Sie wählten den Halbbruder des Erstochenen, den Herzog von Aumale, zum Gouverneur, schickten ihn der Stadt Orleans gegen Heinrich III. zu Hülfe und erklärten, die Waffen in der Hand, den Krieg gegen den König. Der Herzog von Mayenne war der Gefangennehmung entgangen und gegen seine Neigung blieb ihm nichts übrig als zuzugeben, daß man ihm zum Reichsverweser wählte und zum Dank dafür die Gewalt des neuen liguistischen Unionsraths und der Sechszehner zu bestätigen.

Je schwächer die wahren Kräfte der Partie waren, desto rastloser vervielfältigte sie die lermende

Volkswuth und vor allem der tausendstimmige Fanatismus. Auf allen Kanzeln erschallten Verwünschungen gegen den Mörder der Guisen, dieser neuen Heiligen. In den Beichtstühlen war Todeshaß gegen ihn das gültigste Verdienst der Sündenerlassung. Man verschwor zur Rache jener Märtyrer den letzten Blutstropfen, Sixtus V. zeigte von der Ferne seinen vollen Segen — dem Sieger. Die liguistischen halb nackten Processionen zu Paris, in denen roher Pöbelsinn, schlaue Partеysucht und höfische Wollust alle Geschlechter und Stände fraternisierten, sündigten mitunter zum voraus auf den Schatz seiner reichen Absolutionen.

Indessen näherte sich nothgedrungen Heinrich III. dem einzig möglichen Retter, dem König von Navarra. That die heilige Sorbonne ihr äusserstes, diesem den Weg zum Throne durch decretorische Thesen zu verlegen, welche der heilige Vater selbst zu bestätigen nicht ungeneigt war, so blieb er ruhig bey seiner kriegerischen Auflösung dieser canonischen Knoten, und versicherte auch Heinrich III. bey ihrer ersten Unterredung: daß vom päpstlichen Bann nichts als das Schwert befreye. Besiegt zu seyn, war sein Sprüchwort, ist zu Rom die einzige unverzeihliche Sünde. Um diese nicht zu begehen, zog er, jetzt eben einer tödtlichen Krankheit entflohen, schleunigst aus Xaintonge

longe mit all seiner Macht dem bedrängtem Könige von Frankreich zu Hülfe, welcher aus diesem seinem selbstgeschaffenen Feinde, dem er bis jetzt ein Heer entgegengestellt hatte, den Wiederhersteller seines Throns zu machen, zögernd und gewiß nicht ohne heimlichen Vorbehalt, sich entschlossen hatte.

Kaum war er mit dem entschlossenen Navarreser in neuer Verbindung, als ein verdienteres Glück auch zu ihm zurückzukehren schien. Mayenne griff ihn zu Tours mit Verlust an. Mehrere Haufen der Liguisten wurden in den Provinzen zerstreut, eine parisische Truppe wurde von der Belagerung von Senlis zurückgetrieben. Schweizer und Teutsche Hülfstruppen verstärkten seine Macht, mit welcher er zur Belagerung der Hauptstadt selbst vorrückte, indem der König von Navarra mit 40,000 tapferer und geübter Hugonotten an ihn sich anschloß. Die Tage von Jarnac und Montcontour schienen für Heinrich III. nicht ganz vorüber zu seyn. Schon vergaß man ihm, daß er so lange derselben vergessen hatte! Wie leicht verzeiht man diesen Göttern der Erde, daß sie ihrer selbst vergaßen.

Aber jeder Beleidiger kennt Versöhnlichkeit, besonders gegen einen Mächtigen, leichter als der Religionsschwärmer. Da Heinrich III. schon von den Höhen bey St. Cloud her dem tobenden

Paris

Paris den Untergang schwören konnte, da die mit den Calvinisten vereinte Royalisten unwiderstehlich schienen, so reichte der Fanatismus den geweihten Dolch einem seiner blindesten Zöglinge. Ein unwissender, pöbelhafter, ausschweifender Jakobiner von 22. Jahren, Schak Clement, war es, der aus den Armen der Wollust, welche ihm jene unversöhnliche Feindinn Heinrichs, die Herzogin von Montpensier, dürstend nach Rache für ihren erstochenen Bruder geöffnet hatte, mit dem kaltblütigsten Mordentschluß Abends am letzten Julius in das Lager überging, welches dem Herzen des heiligen Bundes mit dem letzten Stoße drohte. Mit den beßten Empfehlungen hatte man ihm den Zutritt zum Könige selbst vorbereitet, welchem er wichtige Papiere eigenhändig überreichen müsse. So sorglos, als er selbst schien, wurde er, sobald Heinrich III. am nächsten Morgen aufstand, vor ihn gelassen. Mit eben der Hand, mit welcher er ihm seine Papiere hingegeben hatte, faßte der Mörder ein großes Messer, das er aus dem weiten Ermel seines Mönchshabits hervorschob und stach es dem König durch den Unterleib. Der Verwundete war entschlossen genug, daß er es herausriß und mit dem Blute des Mörders selbst färbte, dem er es ins Gesicht stieß. Denn in starrem Staunen stand dieser da, und genoß im Geiste die Hoffnung der Canonisation, da die herbeygelaufenen Hofleute unbesonnen über ihn herfielen,

fielen und, ehe man über den Zusammenhang des Frevels von ihm ein Wort erfahren konnte, ihn niederstießen.

Die Wunde des Königs war schlimmer, als die ersten Anzeigen vermuthen ließen. Indem die wütendsten Priester in Paris den martyrisierten Mörder mit lauter Stimme selig priesen, ward der Gemordete von der hohen Stufe, auf welcher er so oft mit Unehre sich gezeigt hatte, glücklicherweise in einem Augenblick weggerissen, in welchem er sich wieder in seine Rolle hineingefunden zu haben schien, ohne daß man es wissen konnte, wie bald er sie wieder, im Schooße des Glücks, mit neuer Unbesonnenheit von sich geworfen haben würde. Das vereinte Heer beklagte ihn; denn es hatte ihn wieder als Krieger gesehen. Seine Höflinge weinten um sein Bett; ihnen starb ein Herr, mit welchem es sich lustig leben ließ, und der erst 38. Jahre alt war. Die Kirche eilte, ihm voll Mitleiden seine Sündenbußen zu erlassen. Und, was das beßte war, das Vaterland sah seinen Retter in den Armen des Sterbenden. Denn Heinrich von Navarra war's, den er seinen Nachfolger nannte und unter dessen Fahnen die Wiederherstellung des Ganzen zu beschleunigen Er in seinen letzten Reden, Freunde und Feinde beschwor.

Uebereilt von dieser Wendung seines Geschicks staunte König Heinrich der Vierte

in

in den ersten Augenblicken vor den neueröfneten Aussichten. Nie werdet ihr, hatte ihm der Sterbende gesagt, mit Ruhe König von Frankreich seyn, wenn ihr nicht katholisch seyd. Und eben dieß las er jetzt, da der Tod ihm die Krone hinbot, auf den Gesichtern der Vornehmsten unter den Umstehenden. Man zauderte, man zog sich zurück. Er, der Einzige, welcher gewählt werden mußte, wenn man aus dem ganzen Königshause frey den Würdigsten hätte wählen dörfen, sollte am wenigsten wahlfähig seyn, weil er mit dem Einen Theile seiner Unterthanen die Messe nicht besuchte, da doch der andere Theil beweisen konnte, daß seit Jahrhunderten die Voreltern aller Franzosen zur Messe gegangen waren. — Um zwey Jahrhunderte ist indeß der gebildetste Theil des Erdbodens älter geworden und doch heißt auch jetzt ein solcher Unterschied der Kirchengebräuche noch immer Verschiedenheit der Religion. Und daß die Religion verlezt sey, wenn von andern andächtlende Sitten des düstern Mittelalters verlassen werden, dieß rufen noch immer gerade die Tausende, die durch jede ihrer Handlungen die Religion entheiligen. Vor allen jene Verewiger der Volkstäuschung, Politik genannt, deren Religion insgeheim ein Unbegriff ist, aber gut genug, um im Leben den Zweck ihrer Leidenschaften und im Tode die Schrecknisse der Zukunft zu verschleyern; jene, welche disseits des Meeres als unent-

unentbehrliche Religion eben dasjenige mit Recht verworfene Chaos von Meinungen und Angewohnheiten der barbarischen Zeiten auf den Thron setzen wollen, das sie jenseits des Meers Religion zu nennen sich und andern verbieten, allein geltend zum Ausschließungsgrund von allen Vorzügen und Würden im Staate machen und zur Scheidewand zwischen Bürgern und Bürgern willkührlich aufstellen; jene, deren Unwissenheit, Aberglauben und Vernunft in einander mengte und dieß ihr eigenes Phantom von Religion so lange zum Gespött machte, bis sie sich für genöthigt hielten, zu dem todten Götzen um Hülfe zu schreyen und seine Verehrung aufs neue zum Gesez zu machen, damit man thatenlose Götterschatten zu verehren sich nicht durchaus entwöhnen möchte. — —

Ungebärdig klagten die eifrigste und gutmeinendste der umstehenden Katholiken den Himmel an, daß er die Religion verlasse. Andere riefen murrend: daß sie lieber sterben, als einen Hugonottischen König anerkennen würden. Unter allen ahnete der tapfere Givry am deutlichsten die Wahrheit, welche indeß der aufgeklärteste der Könige in dem Paradoxon ausgedrückt hat, daß „der König, wie der Staat, keine Religion haben müsse.“ Mit einigen seines gleichen warf sich dieser Krieger, offener für das Urtheil des schlichten Menschenverstands als für den abergläubischen Parteygeist, Heinrich dem IV. zu Füßen. „Sire, rief er;

er: Sie werden der König der wackern Leute in Frankreich seyn, und von niemand verlassen werden, als von den Lärmenblasern." Eben dieser Givry ließ sich nachher vom römischen Legaten auf großes Zureden für alles, was er für Heinrich den IV. dem heiligen Bunde der Ligue zuwider gethan hatte, knieend die Absolution ertheilen, und fiel, da er diese hatte, zum zweytenmahl vor dem Stellvertreter des römischen Sündenerlassers mit den Worten nieder: „Absolvieren Sie mich lieber zugleich auch für alles, was ich künftig der heiligen Ligue zuwider thun werde. Denn ich habe dessen, so lang ich lebe, noch so viel im Sinn, als meine Kräfte hinreichen!"

Durch den Anblick solcher Anhänger entschädigten Heinrich den IV. seine Verdienste, da viele der vornehmsten Royalisten mit ihren eigenen Truppen, der Eine aus Eifersucht über die jetzt mehr geltende Personen, der Andere, um sich seinen Gehorsam durch Vergünstigungen abhandeln zu lassen, dieser aus Stolz, jener aus Trägheit, mancher, weil er sich noch nicht zu entscheiden wußte — sich in die Provinzen zurückzogen. Erklärt gleich jener alte Patriot bey innerlichen Kriegen Neutralität, die Tochter der Feigheit oder des lauschenden Eigennutzes, für das erste Verbrechen, so mußte der König doch zufrieden seyn, daß wenigstens die Ligue selbst sich durch diese Glücks-

freunde

freunde nicht verstärkt sah. Immer hatte ihm seine letzte großmüthige Vereinigung mit Heinrich III. vieles gewonnen. Der erste Augenblick, welcher so viel entscheidet, war für ihn; er war gerade an der Stelle, wo er selbst sehen und gesehen werden mußte. Die katholischen Royalisten hatten ihn näher kennen gelernt und auch Hugonotten als Waffenbrüder umarmt. Nicht bey allen zerriß der Liguistische Dolch dieses einmal fester geknüpfte Zutrauen. Selbst von denen, welchen ihre Selbstsucht für Heinrich IV. sich zu erklären verbot, nahmen doch die meisten ein Gefühl seiner Ueberlegenheit, eine Ahnung mit sich, daß am Ende ihm alles weichen müßte.

Desto kraftloser war jetzt die Ligue. Zwar schäumte die Masse der Unruhigen in der Hauptstadt, wie in dem Kessel der Medea. Und nicht bloß in Frankreich sondern weit gefährlicher noch aus Spanien und vom Hofe des Papstes, welcher seine Orakel meist aus Spanien erhielt, bedrohte den neuen König der eigensinnigste Widerstand. Dennoch war das Ganze der Gegenpartie so gut als ohne Haupt. Denn zur ersten Rolle, besonders einem Heinrich dem IV. gegenüber, war der Herzog von Mayenne durchaus nicht gebohren; wenn er gleich, da sein Rang, seine nach Rache dürstende Verwandschaft und das Drängen der wütenden Sechszehner ihn an die Spitze der

Geschäfte stellte und er jetzt das erstemahl als Reichsverweser ausmarschierte, nun „den Bearner einfangen zu wollen" erklärte; welcher den indeß zu seinem Gegenkönig ausgerufenen Cardinal von Bourbon würklich gefangen hielt.

Angegriffen von einem sehr überlegenen Heere, zerriß der Löwe auf dem Felde vor Arques seine Stricke. Da die Pariser Heinrich IV. als Gefangenen zu sehen hofften, da man schon für die Straßen, wo Mayenne ihn im Triumphe durchführen würde, die Fenster steigerte, stand er (1. Nov. 1589.) mit Hülfstruppen aus England und mit vielen Inländern, welche sein Muth und Glück anzogen, umgeben, in ihren Vorstädten. Umsonst eilten die bewaffneten Städter zum Widerstand. Sie wurden in ihre Thore zurückgeworfen, und was aussen war, dem siegenden Heere zur Beute überlassen.

Den Winter über schien die Ligue nichts wichtigeres zu haben, als daß sie ein halbes Dutzend vonn Kroncompetenten ausheckte und durch ein so vielfach getheiltes Interesse ihren eigenen Untergang entschied. Der gefangene Cardinal erklärte zwar Heinrich dem IV. wiederholt seine Unterwürfigkeit. Aber Paris erscholl, bey feyerlicher Erneurung des Unionseides vom Geschrey: es lebe Karl X., eben so laut, als der Vorsatz des

des Reichsverwesers, in ihm bloß einen Schatten-König zu haben, auffallend war. Der eingebildete Weltmonarch Philipp II. bestimmte Frankreichs Krone seiner Infantinn, der Schwestertochter Heinrichs des III. Der Herzog von Lothringen verlangte sie für seinen Prinzen, den Schwestersohn eben dieses Königs. Dem Salischen Gesetze getreuer setzten andere auf den jungen Herzog von Guise ihre Hoffnungen, wenn des ermordeten Vaters Geist auf ihn ruhen würde. Savoyen machte Ansprüche auf ganz Frankreich, um wenigstens — Saluzzo zu gewinnen. Mayenne wollte, daß die Krone nur aus seiner Hand, die mit Thesen fechtende Sorbonne, daß sie nur gewiß nicht an Heinrich den IV. kommen sollte. Und gerade dieser setzte sie mit dem kommenden Frühjahr (14 März 1590.) auf dem Schlachtfelde bey Jvry mit einemmaal auf seinem Haupte so fest, daß wenigstens in Frankreich keine Macht übrig war, welche sie zu erschüttern wagen durfte. Er war Einer für alle. Sein ganzes Heer konnte er auffordern, seinem weißen Helmbusch statt der Hauptfahne zu folgen. Von einem solchen Feldherrn ist es dann nicht Prahlerey, wenn er den Sammelplatz für einen Rückzug zu bestimmen vergißt „weil er sich nirgendshin einen Rückzug denke, als auf das Schlachtfeld".

Das Heer, dessen flüchtige Haufen jetzt in die Hauptstadt sich einschlossen, war das letzte in-

ländische, welches sich mit Heinrich IV. zu messen gewagt hat. Und dennoch sah sich der würdige Sieger erst nach neun langen, trüben Jahren im Besitz der Folgen dieses Treffens. Denn nun erst waren seine Gegner gezwungen, für ihren Trotz Spaniens Hülfe ohne allen Vorbehalt zu erbetteln, dafür aber auch das dienstbare Werkzeug zu seyn, durch welches alle jenseits der Pyrenäen zur ewigen Zerrüttung Frankreichs entworfene Plane mehr als je realisirt wurden. Das Interesse dieses Gebieters wollte daß sein Sclave eben so wenig als sein Gegner entschiedener Sieger würde.

Frankreich wäre gerettet und beglückt gewesen, hätten sich Liguisten und Hugonotten nur halb so viele Resignation gegeneinander auferlegen wollen, als jene gegen die hochgebietende Gesandten Spaniens, welche diese ganze Zeit über das Schicksal von Paris in ihren Händen hatten, sich gefallen liessen. Aber nur, als sie unter der Tyranney des Partheygeistes das unglaubliche erlitten hatten, erblickten sie gegen den zur Vollendung reifen Entwurf, durch welchen ihr Vaterland in eine Provinz von Spanien umgeschaffen werden sollte, in dem, dessen Untergang sie zum Gelübde gemacht hatten, den einzig möglichen Retter.

Die Gutmüthigkeit Heinrichs IV. selbst ließ sie jetzt den Weg zu den äussersten Verirrungen finden. Hätte er nicht Gefühle für Großmuth und

und ächte Vaterlandsliebe in seinen bittersten Gegnern vorausgesetzt, so wäre es dem Sieger von Jvry ein leichtes gewesen, die von der Furcht der Flüchtlinge selbst angesteckte Hauptstadt, den letzten Sammelplätz aller Kräfte der Ligue, so schnell zu sperren und so heftig zu bestürmen, daß vielleicht in wenigen Wochen die ganze Flamme des Bürgerkriegs hier auf dem Heerde der Göttinn Zwitracht hätte verlöschen müssen.

Der Edelmüthige wollte den zusammengedrängten Zeit lassen, durch das Verdienst einer freywilligern Unterwerfung sich seiner Liebe zu versichern. Und selbst da er sie nur durch die äusserste Noth bezwingen zu können überzeugt wurde, so war sein Herz doch zu weich, um durch die schnellste Häufung des möglichsten Jammers das Unglück des Ganzen zu verkürzen. Paris litt, was nur ein von allen Leidenschaften zugleich gehärteter Eigensinn dulden kann. Aber die Noth des Mangels stieg allmählich. Und schon deswegen war es denen, die den blinden Volksgeist am Seile zu führen wissen, leichter, stufenweise die Erduldung auch des härtesten durchzusetzen.

Sobald Heinrich die Zufuhr abschnitt, wurde täglich das Brod in immer kleineren Portionen vertheilt. Hingehalten bey einer immer erbärmlicheren Kost sah man den langsamen Hungertod

sich nähern. Dennoch lehrte die Wuth der Partaysucht selbst Weiber und Weichlinge die entschlossenste Unempfindlichkeit gegen alle diese Verläugnungen; und die Volksführer versäumten nichts, was die Gemüther erhitzen und auf den Gipfel der Zeitumstände erheben konnte. Man glaubt, die Geschichten der neusten Zeiten zu lesen. Oeffentliche Aufzüge, selbst die abgeschmacktesten Mischungen von Lächerlichem und Feyerlichkeit, waren auch damahls ein gewöhnliches Mittel, diese Circenser selbst ihres Brods vergessen zu machen. Die Rednerstühle der Priester und Mönche thaten, was neuerlich die Tribünen wirkten. Denn diese Art von Wuth ist schon durch den Anblick ansteckend. Auf den Fall aber, daß die Declamationen der Clubs, die lästerndsten Lügen über den neuen König, die angestaunten Decrete der Sorbonne, die reichen Indulgenzen des päpstlichen Legaten und alle andern Mittel der fanatischen Volkstäuschung vom Gefühle des steigenden Jammers überwogen wurden, waren überall Patrullen und Wachen gewaffnet. Für einen Miot Korn stunden den Spaniern Tausende in dem nahe verwandten Geschäffte von Spionen und Meuchelmördern zu Gebot. Nach einem Parlementsschluß verschwor man vom Frieden zu sprechen, und der erste, welcher sich beklagte, sollte in die Seine gestürzt werden.

In-

Indeß die Spanier mit zögernden Schritten den Herzog von Parma aus den Niederlanden zum Entsatz anrücken ließen, lehrten sie die Pariser — man schaudert! — selbst Todtenknochen aus dem Moder der Gräber hervorgerissen zermalmen, und statt des Mehls unter ihr aus Kleyen und Spreu gebacknes Brod zu mischen. Auch das Unerhörte des Jammers wußten sie so für ihren Vortheil zu berechnen. Denn hat man erst seine Partie bewogen, für ihre Sache das äußerste zu leiden, so bleibt man ihrer Beharrlichkeit schon deswegen gewiß, weil ein jeder in der Folge seinen Kopf darauf setzen wird, so vieles nicht umsonst erduldet zu haben.

Da endlich doch Verzweiflung über das Unleidlichste die von den Spaniern ganz gelenkte Sechszehner mit einem Ausbruch bedrohte, so ließ man die Niederländische Hülfsheere so nahe kommen, daß Heinrich IV. welcher indeß mit Thränen in den Augen das Maaß des Unglücks für Paris nur zögernd höher und höher bestimmt hatte, die Belagerung aufheben und jetzt zu spät beklagen mußte, nach dem Gesetze der Noth viel, und nach der milderen Stimme der Nachsicht doch nicht genug gethan zu haben.

Sobald nur so viel geschehen war, daß Heinrich IV. die Ligue nicht zum Glück des allge-

meinen Friedens zwingen konnte, zog sich auch die spanische Hülfe, verderblicher durch die Rettung als durch eine öffentliche Treulosigkeit, wieder zurück. Mochte indeß Savoyen sich über die Provence ausdehnen, mochte der Herzog von Mercoeur in Bretagne, gegen Mayenne so wohl als gegen Heinrich, wie in einem eigenen Staat seine Unabhängigkeit begründen; alles arbeitete für ihren Plan, weil sie den Franzosen jeder Partie dieß lange abgemerkt hatten, daß nur völlige Unmacht sie bewegen könne, aus Philipps Hand einen König, unter welcher Form es sey, anzunehmen.

Auf Heinrich IV. häufte sich indeß aller Verdruß einer vielköpfigen Kabale, die zum Widerstand in offenem Felde zu schwach, durch Neckereyen sich desto unerträglicher machte.

An die Stelle seines wenigstens halb gezwungenen Nebenbuhlers zu treten, zeigte dessen Neveu, der jüngere Cardinal von Bourbon, da der Tod Heinrich den IV. von jenem zu befreyen geeilt hatte, mehr Lust als Geschick. Eine sogenannte dritte Partie machte ihn dennoch zu ihrem Haupt und immer kostete es doch den König einige fortdaurende Aufmerksamkeit, einen Verwandten, welchen er schonen wollte und der doch zu allem zu verführen war, durch Klügere unschädlich leiten zu lassen.

Un-

Unstreitig der ekelhafteste Kampf für ihn war der mit den geistlichen Streitern von Rom. Er liebte, wie er sich jetzt gerade bey der Eroberung von Chartres selbst ausdrückte, das laut gebietende Recht der Canonen. Aber in jedem Hinterhalt des kanonischen Rechts, aus welchem die päpstliche Kurie ihn als Ketzer und Apostaten angriff, Feinde zu verfolgen, die bloß das Schwert des Geistes zu haben sich rühmten, dieß war am wenigsten seine Sache. So gewiß diese Fehde der geistloseste Theil seines großen Streits um Frankreichs Unabhängigkeit und Selbstständigkeit war, so gewiß war sie doch nach ihrer Ausdehnung auf den Pöbel von allen Ständen bey weitem nicht die unwirksamste und gefahrloseste.

Zwar hatte schon Sixt V., bald nachdem er sich so weit vergessen hatte, den Meuchelmörder Heinrichs des III. in einer öffentlichen Sitzung seiner Cardinäle der heiligen Judith und andern Patrioten aus dem jüdischen Volke an die Seite zu setzen, über den Sieger von Arques einige richtigere Inspirationen erhalten. Die Legaten nach Frankreich bekamen seit dieser Zeit Winke genug, mit einer gewissen Schlangenklugheit doch auch auf das ungeweihte Schwerdt dieses Kriegers Rücksichten zu nehmen. Aber um Heinrichs IV. Aerger zu vollenden, waren bey einem dreymahligen schnellen Papstswechsel immer nur solche Legaten im

im Reiche, welche, sobald sie diesseits der Alpen waren, unter Spaniens Einfluß die Instructionen Sr. Heiligkeit selbst durchgängig vergaßen. Umsonst erinnerte den jetzt gerade angekommenen Landriano der Herzog von Mayenne selbst, daß die Donnerkeile des Banns, welche er auf einer Versammlung zu Rheims bereitete, erst, wenn der Himmel sich auf dem Schlachtfelde wieder für den heiligen Bund erklärt haben würde, eine erwünschte Wirkung thun könnten. Der Priester aus Mayland that, was er gelernt hatte. Und Heinrich hatte nun Parlamente und Bischöffe aufzubieten, um die Wirkung dieses Unsinns von geistlicher Acht auf die Menge von Abergläubigen zeitig genug zu dämpfen.

Mehr als alles dieß drängte ihn sein eigener Anhang. Die wenigsten waren uneigennützige Freunde seiner Person. Unbedeutend wäre der König von Navarra für die katholische Royalisten gewesen, wenn sie ohne ihn Frankreichs Unabhängigkeit von Fremden gesichert gewußt hätten. Und hätten die eifrigeren Hugonotten ihre kirchliche und politische Freyheit ohne ihn schützen können, so würden die wenigsten unter den Fahnen eines Helden geblieben seyn, dessen verliebte Launen und Ausschweifungen längst ihrer Andacht zum Aergerniß waren, und der jetzt, zwischen Katholiken und Protestanten in der Mitte stehend,

durch

durch jede Gunstbezeugung gegen jene sich den Vorwurf von diesen zuzog, daß er das, was er doch durch sie allein geworden sey, mehr zur Befriedigung neuer Freunde als zur Entschädigung der alten verwende. Wie hart muß dieser Stand für das Dank fühlende und freygebige Herz Heinrichs IV. gewesen seyn.

Er that unläugbar mehr für die Catholiken seiner Parthie als für die Hugonotten. Allein dort müßte er sich Leute, auf die er nie anders hatte rechnen können, zu Freunden erkaufen; hier sah er oft mit Ekel, daß er nur Freunde aus Hofnung auf den künftigen Kaufpreis gehabt habe. Ueberhaupt beruhte das Wohl des Ganzen, die Wiederherstellung von Frankreich, zu einem Staat, zu einem gesetzmäsig sich selbst schützenden Ganzen, auf milder Behandlung der Catholiken mehr, als auf Erhebung der Reformirten. Es war sehr gut, daß er die, für welche bisher eine ungestörte Toleranz die höchste Hofnung seyn konnte, nicht so mächtig werden ließ, um Verfolger zu werden. Aber sieht man auf den Erfolg, so hat Heinrich IV., in dieses unglückliche Dilemma gestellt, doch die Hugonotten selbst insofern aufgeopfert, als er ihre kirchliche Freyheit nur auf einen Grund baute, welchen die Willkühr des Despotismus, ehe noch ein Jahrhundert verfloß, mit einem Federstrich (22. Oct. 1685.) zu zernichten vermochte.

Nur

Nur nach diesem Erfolg darf die Gerechtigkeit der Geschichte Heinrichs Abwägen zwischen dem Staat und den Religionspartieen, oder richtiger: seine Mißbegriffe über bürgerliche und kirchliche Vereinigungen nicht beurtheilen. Glaubt doch jetzt noch ein jeder, welcher nicht durch Schlüsse aus der Natur der Sache selbst sich über den handgreiflichen Beweis der Gewohnheit und des Herkommens erheben kann, daß in jedem Staate eine Kirche, aber auch nur Eine, herrschen müsse. Wie können wir von dem Zeitalter Heinrichs die Einsicht fordern, daß der Staat nichts als die Alleinherrschaft der Religiosität und Sittlichkeit zu wünschen und zu befördern habe und wie sehr diese von dem Alleinherrschen irgend einer religiösen Gesellschaft, irgend einer Kirche verschieden sey. Sobald Heinrich die Nothwendigkeit Einer herrschenden Kirche im Staate von Frankreich voraussetzte, sobald also nur zwischen Erhebung der catholischen oder calvinischen Kirchenparthie zu diesem Gipfel von Herrschaft die Wahl seyn konnte, so bewies sich der große Blick dieses Fürsten aufs Ganze in seiner Entscheidung für den zahlreicheren und mächtigeren catholischen Theil seiner Unterthanen. Da nach falschen Voraussetzungen die Frage selbst rein und wahr aufzulösen eine Unmöglichkeit war, so war es sehr richtig, daß er als König die Beruhigung des Reichs zum Maasstab nahm. Ein schwächerer Regent würde etwas großes zu leisten gewähnt haben,

haben, wenn er parteyisch für seine älteren Anhänger in unendlichen Zerrüttungen mit unbeugsamtreuer Beharrlichkeit den übrigen größeren Theil diesem kleineren aufgeopfert hätte. Parteyloser übersah Heinrich IV. nicht, daß seine Hugonotten, um die herrschende Kirche zu werden, auf alle Fälle zu ohnmächtig seyen. Er wog es ab, daß der Kampf um die kirchliche Herrschaft, von der Königsgewalt unterstützt, sie gegen die Catholiken gerade nur zu einem Gleichgewicht alles zerstörender Kräfte erheben würde, das mit dem Untergang beyder Theile endigen müßte. Und so war es die wohlthätigste Klugheit, den Hugonotten als Kirchenpartey eine Existenz zu verschaffen, deren Ruhe und Dauer großentheils von der Rechtschaffenheit ihrer Absichten abhing.

Auch nur dieses zu bewürken, hielt äußerst schwer. Heinrich wählte den Augenblick, da der Sieg für seine Partey überhaupt noch nicht entschieden war und vornehmlich von dem thätigsten Willen teutscher und englischer Hülfsvölker, das heißt, von auswärtigen Freunden der Hugonotten abzuhangen schien, um den Vorschlag durchzusetzen, daß diesen so viel kirchlicher Freyheit und Sicherheit gegeben werden müsse, als selbst Heinrich III. im Edikt von Poitiers (1577.) ihnen verwilligt hatte. Die Catholiken gestanden nicht mehr zu, als daß selbst dieß nur bis zu Endigung des

des Kriegs die Kraft eines Staatsgesetzes haben sollte. Denn noch war ja das Vorurtheil, daß über kirchliche Gegenstände zwischen dem Staat und den Kirchengesellschaften Pacificationen nöthig seyen, in unwidersprochenem Ansehen, wie es überall so lange bleiben wird, als man noch nicht in die Begriffe selbst eingedrungen ist, daß die Gewalt, welche das Eigenthum aller Mitbürger in Schutz zu nehmen verbunden ist — und dieß allein ist ja der Staat! — auch das Eigenthum der Verbindungen, für welche Religionsmeinungen ein besonderes Vereinigungsband geworden sind, nicht zu beurtheilen, sondern, so lange sie freywillig bestehen, gemeinschaftlich zu beschützen habe.

Nur die uneingeschränkte Gleichheit dieses Schutzes vom Staate, wenn sie damahls schon als Grundsatz anerkannt worden wäre, hätte das Mißtrauen vertilgen können, dessen Stachel durch wiederhohlte Pacificationen in keiner von beyden Parteyen abzustumpfen war. Das Paradoxon war allzu auffallend, daß eine herrschende und eine unabhängige Parthie nebeneinander verträglich seyn sollten. Man bezeugte sich allzu deutlich, daß man auf die Treue des Versprechenden dann alles mögliche baue, wenn man sich erst versichert hätte, daß er sein Wort ohne eigene Gefahr zu brechen nicht vermöge. Je mehr die Hugonotten auf Sicherheitsplätze für sich drangen, desto gewisser

wisser war es, daß sie sich neben der andern Partie mit den Waffen in der Faust ihrer Existenz gewiß denken.

Und dieß wenigstens würden sie geblieben seyn, wenn nicht der Eigennutz der Einzelnen jetzt und in der Folge auch ihre gemeinschaftliche Sache bloß nach den schändlichen Maximen der Convenienz gesteigert und käuflich ausgeboten hätte. Ungeachtet jede Kirchenpartie durch den Begriff eines religiösen Vereins jeder Wirksamkeit über ihre Gränzen hinaus verboten ist, so war doch schon gegen Heinrich IV. wenn er die Unersättlichkeit der bedeutenderen Mitglieder nicht befriedigen konnte oder wollte, das Ganze ihrer Kirche so oft das Werkzeug ihrer Privatabsichten, daß der geduldigste darüber alle Mäßigung hätte verlieren mögen. Weil er nicht jeden Hugonottischen Magnaten in seiner Staathalterschaft, nicht jeden Edelmann auf seiner Burg den König spielen lassen wollte und konnte, so war er ein Undankbarer, ein Verräther der „guten Sache". Selbst wenn schleunige Hülfe gegen gemeinschaftliche Feinde unentbehrlich war, handelten die Synoden ganz in der Gestalt eines Staates im Staate, maßen die Pflichten des Bürgers nach den Verwilligungen gegen ihre Kirche und liessen sich als Hugonotten abkaufen, was sie als Franzosen auf alle Fälle schuldig waren.

Nie

Nie war Heinrich IV. so glücklich, beyde Theile in Ein Ganzes zu verbinden, so natürlich der Vereinigungspunkt für beyde in Ihm gewesen wäre. Sie blieben Partieen. Und in diesem Worte selbst, so viel auch der König, als ihr gemeinschaftlicher Freund, dagegen versuchte, war ihr künftiges Schicksal — daurender Todeskampf bis zum Untergang des schwächeren Theils — vorher bestimmt.

Von all diesen Verdrießlichkeiten fand Heinreich IV. jetzt nicht einmahl als Krieger Zerstreuung genug. Stückweise mußte er erobern, was er zu regieren haben sollte. Der ganze Krieg verwandelte sich in Belagerungen und Entsetzungen einzelner Städte. Die Kunst — die schreckliche Kunst des Verderbens — und selbst der kriegerische Heldensinn entwickeln sich zwar bey diesen Unternehmungen mit einer daurenderen Anstrengung, als an einem schnell entscheidenden Schlachttag. Eben deswegen aber bleibt auch bey ihnen nur die kleinere Anzahl der Kenner und die charakteristische Geschichte der Individuen stehen, und schätzt in vereinzelten Zügen, was auf den Umrissen der Zeitalter sich dem Ueberblicke entzieht.

Der nächste Trost für den König mußte aus der Aussicht auf seine noch weit mehr getheilte Gegenpartie fließen. Mayenne hatte bey weit schwäche-

schwächeren Kräften ungleich drohendern Stürmen gebieten. Heinrich IV. hatte auf den Mangel der Hauptstadt einen überraschenden Sieg gründen wollen. Er schickte mit reichen Kornvorräthen in Bauren verkleidete Krieger, welche begierig aufgenommen die Thore besetzen und seinem andrängenden Heere öffnen sollten. Die Kriegslist wurde entdeckt, die Sechszehner benutzten den Schrecken der Pariser, so daß die Stadt spanische Besatzung einzunehmen eilte, und Mayenne war nun der Willkühr der Wütenden und der Fremden mehr, als je, unterworfen. Nur seine gewohnte zögernde Bedachtsamkeit ließ ihn unter den gehäuften Ausbrüchen von Unverschämtheit und Zügellosigkeit eine schreyende That erwarten, bey welcher er einmahl durchgreifen konnte.

Unbestimmte Schreckensgerüchte und ein tobendes Declamieren über Hochverrath gegen die gute Sache hatten den ungebändigten Ocean der Pariser Volksmasse lange nach allen Seiten in Bewegung gesetzt, Mayenne war durch tausend exzentrische Petitionen bestürmt, und hatte mit großer Feinheit durch gelindere Mittel das Gegengewicht zu erhalten gewußt, als endlich die schamloseste Cabale sich auf eine bestimmte Person warf. In einem engeren Ausschuß des Unionsraths trat mit den Gebärden eines Rasenden der Gouverneur der Bastille, Büssi le Clerc auf und erklärte eine neue Acceptation des Unionsedikt für schleunig nothwendig. Unter dem Schein enthusiastischer Ungeduld ließ er die Mitglieder auf ein leeres Papier unterzeichnen, auf welches die Unionsacte nachher vorangesetzt werden sollte. Sein Complot schämte sich nicht, sobald er die Unterschriften hatte, wider drey der verdientesten Rechtsgelehr-

ten, welche ihrer Wuth bisher furchtlos die Stimme gerechterer Parlamentsaussprüche entgegengesetzt hatten, das Todesurtheil darüber zu schreiben, und sogleich diese Opfer der Anarchie in der Bastille aufhängen zu lassen.

Dieß war endlich empörend genug, daß Mayenne mit Gewalt dazwischen zu treten wagen konnte. Umsonst suchten sie das Volk und den Unionsrath für ihren Frevel gutsagen zu lassen. Selbst die spanischen Agenten waren nicht schamlos genug, öffentlich dafür Partie zu nehmen. In der Verzweiflung drohten die Verbrecher, der Verwandten des Reichsverwesers als Geissel sich zu bemächtigen. Aber Mayenne eilte mit bewafneter Macht nach Paris und nach fünf Tagen waren die Vollstrecker des erschlichenen Urtheils in den untern Sälen des Louvres aufgehangen.

Auf einige Zeit war das wüthendste Ungestüm gebrochen. Aber nicht einmahl der Verfälscher des Todesurtheils selbst konnte gestraft werden. Er übergab die Bastille nur unter der Bedingung der Lossprechung und selbst in dem höchsten Act der Gerechtigkeitspflege des Reichsverwesers lag das Beyspiel, wie unter dieser Herrschaft des Glücks und des Eigennutzens Straflosigkeit dem Mächtigern gewiß sey.

Mayenne gewann nur so viel Zeit, als ihm unentbehrlich war, zum Entsatz für das belagerte Rouen, den Herzog von Parma zum zweytenmahl nach Frankreich zu bringen. Die Kriegsverständigen erstaunen, mit welcher Kunst die beyden Feldherrn, die Größten in der Geschichte der Ligue, der unternehmende Held aus Navarra und der kluge Farnesische Zauderer in jedem Schritte dieses Feldzugs sich miteinander gemessen haben.

Bey

Bey Aumale hatte Heinrich IV. welcher, ungeduldig den großen Knoten zu lösen, bloß mit einem Theile seines Heers von Rouen her den Spaniern entgegengeeilt war, bloß der zögernden Bedachtsamkeit seines Gegners den Augenblick zu danken, in welchem er sich aus der entscheidenden Gefahr zog. Rouen wurde durch Märsche und Gegenmärsche befreyt. Aber auf dem Rückzug, welchen Farnese darauf sogleich unternahm, erwiederte ihm Heinrich IV. eben die schwere Aufgabe, einer Schlinge sich mit großer Noth zu entziehen. Wider seinen Willen wurde der Herzog in die Belagerung von Caudebec verwickelt. Schwäche und Mismuth über eine Wunde, die er dort erhielt, hielten ihn von einem offenen Angriff auf Heinrichs Heer zurück. Dem Unternehmenderen öffneten sich einige Hülfsquellen, und kaum waren ihm neue Truppen zugeeilt, als er das ganze spanische Heer zwischen eine Krümmung der Seine einschloß, in welcher der Fluß drey Seiten abschnitt und ihn die vierte schließen ließ. Parma schien gefangen. Bestürzung und Hunger drangen auf Unterhandlungen und Uebergabe. Heinrich schien schon die Hände nach ihm auszustrecken, da sein umschauender Gegner plötzlich alle Mittel versammelt hatte und die Royalisten an einem der erwartungsvollsten Frühmorgen das feindliche Lager ausgeleert und bereits die Breite des Flusses zwischen sich und jenen sahen. Kaum noch ihr Bundsgenosse, hatte sich nun der Strom in ihren Gegner verwandelt. Farnese war nicht mehr zu erreichen. Aber die Verwundung von Caudebec folgte ihm bis nach den Niederlanden und befreyte Heinrich von einem dritten Feldzug gegen denselben.

Staatsrechtliche Formen sollten den Streit beendigen. Die längst verlangte Versammlung der

Reichsstände konnte von dem Reichsverweser nicht länger aufgeschoben werden. Nach den Vorbereitungen bedrohte sie Heinrich IV. mit einer förmlichen Entsetzung. Umsonst setzt er ihrer Zusammenberufung sein Königswort entgegen. Sie eröfnete ihre Sitzungen zu Paris. Aber am Ende gewann dabey gerade der, welchen sie stürzen sollte.

Viele der Vornehmsten zeigten durch ihr Zurückbleiben, wie sehr sie in neue Verwicklungen sich zu verstricken scheuten. Noch mehr waren Adel und Volk des endlosen Elends müde. Die trotzenden Vorschritte der spanischen Grandezza zerrissen das ganze Gewebe der Cabale.

Gebietender als je erklärten die Agenten Philipps II. daß Frankreich von seinem Hugonottischen Kronbewerber durch ihn nur alsdann gerettet werden würde, wenn es seiner Prinzessinn als Valesischen Abkömmlinginn sich zu Füßen würfe. Unerträglich war es den Franzosen, einen auswärtigen Gebieter sich zu denken. Und stimmten gleich die Spanier am Ende sich so weit herab, daß ein französischer Gemahl mit der Tochter Philipps den Thron unter gleichen Rechten besitzen sollte, so sah man doch von Philipp selbst voraus, daß er das gegebene Scepter auch in der Folge zu lenken streben würde. Unter den Magnaten vereinigte Eifersucht Alle gegen Einen, gegen den Beneidenswerthen und doch Verächtlichen aus ihrer Mitte, welcher wider alles Herkommen, dem Salischen Gesetze trotzend, zur Krone durch die Schürze kommen würde. Dies zu wollen, hieß der Gipfel der Niederträchtigkeit, die letzte Entehrung des königlichen Geblüts und des französischen Namens bey allen, welche besorgen mußten, daß sie es umsonst wollen würden.

Jetzt war für Heinrich der Moment da, den Knoten zu lösen. Er wollte sich nie zum Uebertritt

auf

auf die catholische Kirchenparthie bindend erklären, so lange dieser Schritt abgenöthigt scheinen konnte. Seine Biderkeit fühlte es zu sehr, daß es ihm die Achtung jedes Redlichen rauben müßte, den ruhigen Besitz des Throns als Heuchler erschlichen zu haben. Und Heucheley mußte doch sein Uebertritt einem jedem scheinen, so lange er ein Nothmittel für ihn selbst gewesen wäre. Jetzt war es, da sein Schwerdt und noch mehr die Achtung für seinen Charakter alles übrige für ihn entschieden hatte, nur ein Mittel zu Frankreichs Beruhigung, daß er mit einemmal — catholischen Religionsunterricht angefangen zu haben erklärte. Dies Opfer brachte er dem Frieden des Vaterlands und den Vorurtheilen des Zeitalters, welchem das Licht noch nicht schimmerte, daß auch der König nur als Mensch eine Religion annehme, und daß die kirchliche Gesellschaft des Privatmanns, wenn gleich die Nation ihn als ihren Beherrscher anerkenne, nicht mehr und nicht weniger die herrschende zu seyn das Recht erhalte, da überhaupt einer nur für innere Zwecke verbundenen Gesellschaft, wie dies jede Kirche seyn soll, äußere Herrschersrechte gegen eine andere ähnliche Gesellschaft zu fordern oder beyzulegen dem Denker als der klarste Widerspruch in den Begriffen ins Auge fällt.

So gewiß die Spanier dies Licht noch gar nicht ahneten, eben so gewiß hatten sie gegen das Licht, welches Heinrichs Umkehr zur herrschenden Kirche auf ihre Sache warf, Allen cimmerische Verblindung gewünscht.

In der verächtlichsten Nacktheit erscheint jetzt die Cabale in den letzten Auftritten des vielumfassenden Schauspiels. Es blieb nichts mehr übrig als die Redlichkeit des Neubekehrten zu beargwohnen. So erröthet die Politik nie, verhärtet in Un-

redlichkeiten und des allgemeinsten Mißtrauens gegen sich gewiß, jeden Gegner ihrer eigenen Schande zu zeihen. Himmel und Erde wurden dafür bewegt, daß der Sprecher der Kirche, der Stellvertreter des Allerbarmenden, alle Rückkehr dem Apostaten versagen müsse. Denn so nannte man den Mann, dessen Biderkeit auf dem Throne dem Menschenbeobachter für die Falschheit so vieler Cabinete ein Aequivalent werden kann, bloß weil ihn einst die Bartholomäusnacht in die Messe getrieben und er sich von jenem Zwang, so bald er freyer athmete, wieder losgesagt hatte.

Diese Erbärmlichkeiten waren doch stark genug, Frankreichs Wiederherstellung vom dritten noch bis ins neünte Jahr zu verzögern. So lange hatte Heinrich nöthig, um das Interesse der einzelnen Magnaten auszugleichen und was sie ihm schuldig waren, ihnen abzuhandeln. So lange drehte sich die römische Curie in den Krümmungen selbst ersonnener Formen, bis Heinrichs IV. Gesandten mit einigen Schlägen auf den Rücken von der Hand des heiligen Vaters den letzten Forderungen des kirchlichen Stolzes genug thun durften. Spanien mußte selbst unmittelbar noch mit dem Schwerte zurückgewiesen werden. Die Herzen eroberte sich Heinrich erst als Besitzer durch beyspiellose Güte und Klugheit. Paris konnte man nur durch List einnehmen. Und so, nachdem alle Köpfe der Hydra, Ligue, theils abgehauen theils allmählig eingeschläfert waren, konnte endlich der Sieger seinem Vaterland frey die Hand reichen, um durch eine Menge von Beweisen seiner Kronwürdigkeit die Wunden eines 39 jährigen Bürgerkriegs zu heilen und durch eine ganz neue Schöpfung der Staatsmaschine sich einzig neben Carl, dem Stifter dieser Monarchie, den Nahmen des Großen zu verdienen.

In-

Inhalt.

Bio-

Biographische Nachrichten
von
Erlauchten Damen
Frankreichs.

Aufgezeichnet
von
Pierre de Bourdeille
Herrn von Brantome.

I.

Katharina von Medicis,

Königinn von Frankreich.

Hundertmahl habe ich mich schon gewundert, daß von so vielen guten Schriftstellern, die wir in unsern Tagen in Frankreich haben, noch keiner darauf verfallen ist, das Leben und die Thaten der Königinn Mutter, Katharina von Medicis, zu beschreiben, da sie doch so reichen Stoff dazu geliefert hat, als irgend eine Königinn der Welt. Der Kaiser Karl sagte einst zu dem Geschichtschreiber Paul Jovius bey seiner Zurückkunft von seinem siegreichen Zug nach la Goletta, als er im Begriff stand, den König Franz mit Krieg zu überziehen: er sollte nur für Dinte und Papier sorgen, für Stoff habe er im Ueberfluß gesorgt. Eben so hat auch diese Königinn so viele Materialien geliefert, daß ein guter, junger Schriftsteller eine ganze Iliade daraus hätte verfertigen können. Sie waren aber alle träge oder undankbar, wenn gleich Sie nie-

mahls karg gegen Gelehrte, besonders gegen Schriftsteller gewesen ist. Ich könnte mehrere nennen, welche viel Geld von ihr gezogen haben, und daher um so mehr des Undanks schuldig sind.

Einer hatte indessen doch den Einfall, dergleichen etwas schreiben zu wollen, brachte auch wirklich ein kleines Buch zur Welt, dem er den Titel gab: Von dem Leben Katharinens [1]). Er ist aber ein Betrüger ganz ohne alle Glaubwürdigkeit. Sein Buch enthält mehr Lügen als Wahrheiten, wie das jeder auf den ersten Blick erkennen und widerlegen kann, und wie auch sie selbst davon sagte, als sie es sah. Der Verfasser war aber auch ein erbitterter Feind von ihr, der die schlimmsten Absichten gegen ihren Nahmen, ihr Leben, ihren Staat und ihre Ehre hegte. Er ist daher ganz verwerflich. — Was mich betrifft, so wünschte ich sehr, die Gabe eines guten Vortrags zu besitzen und einer guten Feder mächtig zu seyn, um sie nach Verdienst loben und preisen zu können. Indessen will ich es doch mit meinen geringen Fähigkeiten auf gut Glück wenigstens versuchen.

Diese Königinn stammt väterlicher Seits aus dem Hause Medicis, einem der edelsten und erlauchtesten nicht nur in Italien, sondern auch in ganz Frankreich. Freylich ist sie also von dieser Seite immer eine Fremde; allein solche Verbindungen der Großen können gewöhnlich nicht wohl mit Personen ihres Reichs geschlossen werden, wie dieß ohnehin oft nicht sonderlich gut wäre. Denn auswärtige Vermählungen sind oft so gut oder noch besser als die mit nahen Verwandten.

Das Haus Medicis war übrigens gleichsam jederzeit mit der Krone Frankreich verwandt und verbündet,

bündet; daher es auch die Lilien im Wappen führt, die der König Ludwig der Eilfte ihm zum Zeichen einer beständigen Verbindung und Conföderation verlieh.

Von mütterlicher Seite stammt sie ursprünglich aus einem der edelsten Häuser Frankreichs ab, das nach Stamm, Herz und Neigung ächt französisch ist, nähmlich aus dem großen Hause derer von Boulogne und der Grafen von Auvergne, von welchen beyden es schwer zu entscheiden ist, welches wohl die meiste Größe und merkwürdigste Thaten aufzuweisen hat. Ich will hier anführen, was der Herr Erzbischoff von Bourges [2]), ein so gelehrter und würdiger Prälat, als irgend einer in der ganzen Christenheit (wiewohl einige sagen, er sey etwas leicht im Glauben und halte nicht Probe auf der Wage des heiligen Herrn Michaels, auf welcher dieser am Tage des Weltgerichts die guten Christen abwägen soll) in dem Trauer-Sermon sagt, den er der gedachten Königinn zu Blois hielt.

„Zur Zeit, als jener großer Gallische Feldherr Brennus sein Heer durch ganz Italien und Griechenland führte, befanden sich zween Französische Cavaliers dabey, einer Nahmens Felonius, der andre Nahmens Bono [3]). Da diese die schlimme Absicht merkten, welche Brennus faßte nach seinen schönen Eroberungen hinzuziehen und den Tempel von Delphi anzufallen, um sich und sein Heer mit diesem Kirchenraub zu besudeln, verließen sie ihn beyde und gingen mit ihren Schiffen und Leuten nach Asien, wo sie so tief eindrangen, daß sie ins Land der Meder kamen, das an Lydien und Persien gränzt. Nachdem sie hier verschiedene Eroberungen gemacht und große Siege erfochten hatten, traten sie endlich den Rückzug an, um nach Frankreich zurückzugehen.

 Auf

Auf ihrem Durchzug nach Italien hielt Felonius in einem Ort an, wo gegenwärtig Florenz liegt; es war eine Gegend am Flusse Arno, die ihm vorzüglich wohlgefiel und an der er viele Aehnlichkeit mit einer andern bemerkte, die ihm ehemahls im Lande der Meder gefallen hatte. Er bauete deßwegen eine Stadt daselbst, welche das heutige Florenz ist. Eben so baute sein Kamerad Bono die Stadt Bononien, Bologna genannt, welche beyde nahe bey einander liegen.

Von dieser Zeit an hieß Felonius von den vielen Eroberungen und Siegen im Lande der Meder, bey den Seinigen Medicus, welcher Zunahme seither in der Familie blieb, so wie wir von Paulus lesen, der den Zunahmen Macedonicus erhielt, weil er Macedonien vom Perseus erobert hatte, und eben so Scipio Africanus, wegen seiner Eroberungen in Afrika.

Ich weiß nicht, wo der gedachte Herr von Beaune diese Geschichte her haben mag. Indessen ist es doch wahrscheinlich, daß er in Gegenwart des Königs und einer so glänzenden Versammlung, welche das Leichengefolge der Königinn ausmachte, sie nicht angeführt haben würde, ohne gültige Autoritäten dazu zu haben. So ist also diese Abstammung himmelweit entfernt von dieser neuen supponirten, die man unschicklicher Weise und ohne Grund diesem Hause Medicis geben will; wie dieß auch das oben gedachte lügenhafte Buch vom Leben der Königinn thut.

Ferner führt der gedachte Herr Erzbischoff an, daß in den Chroniken steht, wie ein gewisser Eberhard von Medicis, Herr von Florenz, nach mehrern Jahren auf dem Zug Karls des Großen gegen den Longobardischen König Didier ihm mit verschiedenen seiner

Va-

Vasallen zuzog und nachdem er ihm sehr wacker beygestanden hatte in der gedachten Herrschaft Florenz bestätigt und damit belehnt wurde. Verschiedene Jahre darauf zog ein Annemond von Medicis ebenfalls Herr von Florenz, mit mehrern seiner Getreuen nach dem gelobten Lande, mit Gottfried von Bouillon, wo er bey der Belagerung von Nizea in Asien starb.

So erhielt sich dieß Haus stets in seiner Größe, bis Florenz durch die einheimischen Kriege in Italien zwischen den Kaisern und ihren Italienischen Unterthanen zur Republik wurde, in welcher Periode erlauchte Personen aus diesem Hause ihre Tapferkeit und ihre Hoheit von Zeit zu Zeit an den Tag legten. So sehen wir in diesen letzten Jahrhunderten den großen Cosmus von Medicis, der durch seine Heere, Fahrzeuge und Flotten, bis an die entferntesten Gränzen des mittelländischen Meers und des Orients das Schrecken der Türken war, so daß er zu seiner Zeit von keinem, auch dem Größten, nicht an Macht, Vortrefflichkeit und Schätzen übertroffen wurde, wie Raphael von Volaterra davon schreibt.

Die von ihm erbauten Tempel und heilige Oerter, die bis nach Jerusalem von ihm gestifteten Hospitäler sind ein einleuchtender Beweis von seiner Gottesfurcht und Großmuth.

Es war ferner Laurentius von Medicis, der durch seine vortrefflichen Handlungen den Zunahmen des Großen erhielt. — Die beyden großen und ehrwürdigen Päpste Leo und Clemens und so viele andre Cardinäle und große Männer, sind aus diesem Hause und dann auch jener große Cosmus von Toskana; so weise und einsichtsvoll, als je einer war. Kurz man kann diesem Hause Medicis in keiner Rücksicht abspre-

absprechen, daß es sehr erlaucht, edel und groß in jeder Beziehung ist.

Was das Haus Boulogne und Auvergne betrifft, so kann niemand in Abrede seyn, daß es sehr groß ist, da es von jenem großen Gottfried von Bouillon abstammt, der Waffen und Wappen mit einer so großen Anzahl von christlichen Fürsten, Herrn, Rittern und Soldaten führte und damit bis nach Jerusalem vordrang zum heiligen Grab unsers Herrn und Erlösers, wo er sich mit Gottes Gnade und Beystand und durch seinen tapfern Arm zum König machte; zum König nicht allein von Jerusalem, sondern auch von einem großen Theil des Orients, zur Beschämung Mahomeds, der Saracenen und Mahomedaner, so, daß alle Welt darüber erstaunte, das dort ganz unterdrückte Christenthum durch ihn wieder aufgerichtet zu sehen.

Alle Thronen und große Häuser der Welt suchten daher auch die Verbindung mit diesem Hause wie z. B. Frankreich, Schottland, England, Ungarn und Portugall, so daß dieß letztere Königreich ihm eigentlich mit Recht zukäme, wie ich von dem ersten Präsidenten de Thou [4]) gehört habe, und wie die Königinn selbst mir die Ehre erzeigte, mir zu sagen, als sie zu Bourdeaux den Tod des letzt verstorbenen Königs Sebastian erfuhr; weswegen sie auch zu Darthuung ihres Rechts auf gerichtlichem Wege in der letzten Versammlnng der portugiesischen Reichsstände zugelassen wurde, noch vor dem Absterben des Königs Heinrich, nachdem aber der König von Spanien das Reich bereits weggenommen hatte. Sie würde sich jedoch dabey nicht beruhigt haben, wenn sie nicht durch Gründe dazu vermocht worden wäre, die ich bey einer andern Gelegenheit anführen werde.

Hier-

Hieraus lasse ich nun einen jeden erwägen, ob dieß Haus Boulogne groß war; ja, so groß, daß ich einst den Papst Pius den Vierten, als er seine Creaturen die Cardinäle von Ferrara und von Guise nach seiner Erhebung zur Tafel gezogen hatte, hierbey sagen hörte: er halte dieß Haus für so groß, daß er in ganz Frankreich keines wüßte, von dem es an Alterthum, Vortrefflichkeit und Größe übertroffen würde.

Dieß mögen die heillosen Verläumder beherzigen, welche vorgegeben haben, diese Königinn sey eine Florentinerinn von niedriger Herkunft; man sieht hier das Gegentheil. Ueberdieß war sie auch nicht so arm, daß sie der Krone nicht als Heirathsgut Ländereyen mitgebracht hätte, welche gegenwärtig hundert und zwanzigtausend Livres einbringen; als die Grafschaften Auvergne, Lauraguais, Leverous, Douzenac, Choussac, Gorreges, Hondocourt und andre Güter, alles aus der Verlassenschaft ihrer Mutter. Dazu bekam sie noch als Mitgabe mehr als zweymahlhunderttausend Scudi oder Ducaten, welche heutzutage mehr als viermahlhunderttausend ausmachen würden, nebst einer großen Menge Meublen, Kostbarkeiten, Schmuck und Edelgesteine, worunter auch die schönsten und größten Perlen waren, die man je in so großer Anzahl beysammen gesehen hat und welche sie nachher ihrer Schwiegertochter, der Königinn von Schottland gab, an deren Hals ich sie sah.

Ueberdieß brachte sie auch noch eine Menge Herrschaften, Landgüter und Ansprüche mit, die sie in Italien hatte.

Mehr noch als jenes alles ist noch dieß werth, daß durch diese Vermählung die Französischen Ange-

legenheiten, welche durch die Gefangenschaft des Königs und den Verlust von Mailand und Neapel so sehr erschüttert worden waren, anfingen, wieder Festigkeit zu gewinnen.

Der König Franz wußte es aber auch wohl zu erkennen, daß diese Vermählung seinen Angelegenheiten sehr aufgeholfen hatte. Auch gibt man ihr zur Devise einen Regenbogen mit der Umschrift in griechischer Sprache:

Sie bringt Licht und Klarheit

womit man so viel sagen wollte, daß, wie der Regenbogen am Himmel schönes Wetter nach dem Gewitter bringt und verkündet, so auch diese Königinn ein wahres Himmelszeichen der Heiterkeit und Ruhe des Friedens war.

Der Kaiser wagte nun seinen stolzen Walspruch: Immer weiter, nicht weiter zu treiben. Denn ungeachtet zwischen ihm und dem König Franz Waffenstillstand war, brütete er dennoch stets über ehrsüchtigen Anschlägen nnd trachtete stets darnach, wo er nur irgend konnte, Frankreich etwas abzuzwacken. Daher kam ihm jene Verbündung mit dem Papst sehr ungelegen, weil er ihn als einen schlauen muthvollen Mann kannte, der noch Rache gegen ihn im Herzen trug, weil er ihn bey der Plünderung Roms durch die kaiserliche Armee hatte gefangen nehmen lassen.

Auch diese Vermählung mißfiel ihm so sehr, daß ich von einer wahrhaften damahls am Hof befindlichen Dame versichern hörte: wenn er nicht mit der Kaiserinn schon vermählt gewesen wäre, würde er gesucht haben, auf diese Art in die Verwandschaft des gedachten Papsts zu kommen. Denn wenn dieser so lange gelebt

gelebt hätte, als er wohl leben konnte, so würde er es ihm wohl gedacht haben und hätte sich jene Gefangennehmung theuer bezahlen lassen und zwar zum Vortheil seiner Nichte und des Throns auf den sie verpflanzt worden war; so aber starb er sehr frühe.

Nachdem unsre Königinn ihre Mutter Magdalena von Boulogna in ihrer zarten Jugend verlohren hatte, wurde sie durch ihren guten Onkel an unser Frankreich vermählt, wohin man sie zur See nach Marseilles in großem Triumph brachte und in einem Alter von 14 Jahren ihre Vermählung mit aller Pracht vollzog. Da sie zehn Jahre lang unfruchtbar war, so gab es eine Menge Personen, welche dem König und dem Dauphin zuredeten, sich von ihr scheiden zu lassen, weil es nothwendig war, Nachkommenschaft für den französischen Thron zu bekommen. Sie hatte sich aber bey ihrem königlichen Schwiegervater und bey ihrem Gemahl, dem König Heinrich, so beliebt gemacht, daß beyde nie darein willigen wollten. Wirklich brachte sie auch endlich nach den zehn Jahren erst, wie denn die Damen aus dem Hause Medicis später Natur sind, den nachherigen König Franz den Zweiten zur Welt.

Hierauf wurde die Königinn von Spanien gebohren, und dann nacheinander jene schöne und erhabene Nachkommenschaft, die wir gesehen haben und die zu Folge eines unglücklichen Verhängnisses gleichsam plötzlich entstand und plötzlich verschwand. Der König, ihr Gemahl, liebte sie um dieser Descendenz willen noch weit mehr, wie wohl er sie zuvor schon sehr geliebt hatte, so daß, ob er gleich verliebter Complexion war und die Veränderung in der Liebe sehr liebte, er dem ungeachtet sehr oft sagte: von allen Damen

der

der Welt, die er kenne, wüste er doch keine, die ihr hierin gleichkäme.

Er hatte auch sehr Recht, denn sie war eine schöne und liebenswürdige Fürstinn. Sie war von sehr schöner und reicher Taille, von großer Majestät, wobey sie jedoch zu seiner Zeit sehr sanft seyn konnte, von schönem reitzenden Anstand, von schönen und angenehmen Gesichtszügen, hatte einen sehr schönen weißen und vollen Busen, so wie sie denn auch überhaupt sonst an ihrem Leibe sehr weiß, von schönem Umriß und reiner Haut war, sehr vollkommen, ein schönes Bein, das sie gern sehr knapp kleidete, was ich alles von einigen ihrer Hofdamen gehört habe. Endlich hatte sie auch die schönste Hand, die, glaube ich, je gesehen worden ist. Die Dichter priesen ehemahls Auroren wegen ihrer schönen Hände und schönen Finger; ich glaube aber, daß die Königinn sie hierin ganz verdunkelt haben würde. Auch behielt sie solche so schön bis an ihren Tod.

Ihr Sohn, der König Heinrich der dritte erbte viel von dieser Schönheit der Hand.

Ueberdieß kleidete sie sich auch jederzeit sehr gut und prächtig und hatte immer irgend eine neue und artige Erfindung, kurz sie besaß eine Menge Schönheiten, die sie liebenswürdig machten.

Ich erinnere mich hierbey, daß sie einst in Lyon zu einem Mahler Nahmens Corneille ging, der in einem großen Zimmer alle große Herrn, Prinzen, Cavaliers, und große Königinnen, Prinzessinnen, Hofdamen und Hoffräuleins gemahlt hängen hatte. Als wir nun in diesem Gemähldezimmer waren, erblickten wir darin diese Königinn abgemahlt in ihrer Schönheit und Vollkommenheit, französisch gekleidet

in

in einem Chapperon mit ihren großen Perlen und einer Robe mit großen Aermeln von Silberstoff mit Luchs gefüttert. Alles so vortrefflich gut dargestellt, besonders ihr schönes Gesicht, daß dem Bild nur die Sprache fehlte; ihre schönen drey Töchter waren mit dabey gemahlt.

Dieß Gemählde machte ihr und der ganzen anwesenden Gesellschaft viel Vergnügen, da man sich sehr damit amüsirte, sie zu betrachten, zu bewundern und ihre Schönheit über alle zu erheben. Sie selbst vertiefte sich so sehr in den Anblick, daß sie kein Auge davon verwenden konnte, bis der Herr Herzog von Nemours zu ihr sagte: Madam, ich finde Sie hier sehr gut getroffen, so daß sich gar nichts daran aussetzen läßt. Ihre Töchter machen Ihnen meines Erachtens viele Ehre, da sie Sie nicht zurücklassen und nicht übertreffen.

Sie gab ihm zur Antwort: Mein Vetter, ich glaube, daß Sie sich wohl noch der Zeit, des Alters und der Kleidung dieses Gemähldes erinnern werden; und da Sie mich so gesehen haben, so können Sie weit besser, als irgend jemand von der Gesellschaft hier beurtheilen, ob man mich für das hielt, was Sie sagen und ob ich so war, wie ich hier gemahlt bin.

Es war nicht eine Person in der ganzen Gesellschaft, die diese Schönheit nicht unendlich hochgeschätzt und gepriesen und nicht gesagt hätte: die Mutter sey der Töchter, und die Töchter der Mutter würdig. Diese ihre Schönheit verlohr sich auch nicht bey ihr, weder in ihrem Ehestand, noch in ihrem Wittwenstand, beynahe bis ans Grab; nicht daß sie so frisch gewesen wäre, wie in ihren Blüthejahren, aber doch erhielt sie sich gut und blieb stets sehr reitzend und angenehm.

Sie

Sie war eine sehr gute Gesellschafterinn von muntrer Laune und liebte alle anständigen Leibesübungen z. B. den Tanz, wo sie sehr viel Grazie und Majestät zeigte.

Auch die Jagd liebte sie sehr. Hievon hörte ich von einer großen damahligen Hofdame folgendes erzählen: der König Franz hatte sich einen besondern Zirkel auserlesen, welcher die kleine Bande genannt wurde und aus den schönsten artigsten Damen seines Hofs bestand, denen er vorzüglich gewogen war. Da stahl er sich denn oft von seinem Hofe weg nach andern Häusern, um da zu jagen und sich die Zeit zu vertreiben, und blieb dann bisweilen, acht, zehn Tage oft mehr oft kürzer daselbst, je nachdem er gerade Lust dazu hatte. Da unsre Königinn, welche damahls die Frau Dauphine war, sah, daß solche Parthien ohne sie gemacht wurden, und daß hingegen ihre Schwägerinnen sich dabey befanden, während sie das Haus hüten mußte, so bat sie den König, sie jedesmahl auch mit zu nehmen: Er möchte ihr die Ehre erzeigen, ihr zu erlauben, daß sie nicht von seiner Seite käme.

Man sagt, daß sie, so fein und scharfsinnig als sie war, dieß nicht sowohl um der Jagd willen, als vielmehr in der Absicht that, die Handlungen des Königs zu beobachten, in seine Geheimniße einzudringen und alles zu hören und zu erfahren.

Der König Franz wußte ihr diese Bitte, die er als einen Beweis ansah, daß sie sich gerne in seiner Gesellschaft befinde, so sehr Dank, daß er sie ihr ganz bereitwillig zugestand. So sehr er sie auch vorher schon liebte, so liebte er sie doch darum noch weit mehr und machte sichs zum angenehmen Geschäft, ihr auf

auf der Jagd alles mögliche Vergnügen zu verschaffen, wobey sie ihn nie verließ und ihm auf jedem Rennen folgte. Sie war eine sehr gute und kecke Reiterinn und saß sehr gut zu Pferd; sie war auch die erste, die sich des Männersattels bediente, was sich viel besser ausnimmt, als auf dem Damen-Sattel (planchette). Sie ritt auch jederzeit sehr gern bis in ihr sechzigstes Jahr und darüber, da sie es denn aufgeben mußte, was sie äusserst ungern that. Denn dieß war so eine ihrer größten Vergnügungen, starke Ritte zu machen, ungeachtet sie öfters gefährlich gestürzt war. Sie wurde einigemahl so hart abgeworfen, daß sie ein Bein brach und am Kopf Schaden nahm, worüber sie trepanirt werden mußte. Als sie Wittwe war und die Vormundschaft des Königs nebst der Reichsregierung zu besorgen hatte, begleitete sie den König jederzeit und führte ihn und alle ihre Kinder mit sich. So lange der König ihr Gemahl noch lebte, ritt sie gewöhnlich mit ihm auf die Hirsch Jagd und sonst auf Jagden.

Wenn er Pallemail spielte, sah sie dem Spiel öfters zu und spielte auch wohl selbst mit. Sie schoß auch gern mit der Armbrust und schoß sehr gut. So oft sie spatzieren ging, ließ sie sich solche nachtragen und wenn sie einen guten Schuß anzubringen sah, schoß sie.

Sie erfand immer irgend einen neuen Tanz, wenn Sie sah, daß das Wetter nicht gut war.

Eben so erfand sie auch Spiele und spielte solche durcheinander bald mit diesem bald mit jenem. Denn sie war sehr herablassend, aber auch wieder sehr streng und rauh, wenn es seyn mußte.

Sehr

Sehr gern sah sie Lust- und Trauerspiele aufführen, seit der Sophonisbe aber, von dem Herrn von Saint-Gelais, die sie bey der Vermählung des Herrn von Cypiere und des Marquis von Elboeuf zu Blois durch ihre Hoffräuleins, andere Damens, Fräuleins und Hofcavaliers aufführen ließ, glaubte sie, den Angelegenheiten des Staats dadurch Nachtheil verursacht zu haben, wie auch geschah, weswegen sie nie wieder spielen ließ, wohl aber Comödien und Tragi-Comödien, besonders die von Hanswursten und Pickelheringen. Sie fand sehr viel Vergnügen daran, und lachte sich recht herzlich darüber satt wie eine andre; denn sie lachte gern und war auch von Natur sehr aufgeweckt, machte gern ihr Späßchen und liebte witzige Repliken.

Oft bestand ihr Zeitvertreib Nachmittags darin, daß sie in Seide arbeitete, worin sie es zu einem äusserst hohen Grad von Vollkommenheit gebracht hatte.

Kurz diese Königinn war allen anständigen Uebungen sehr ergeben und es gab nicht eine, die sie nicht verstanden und getrieben hätte, wenn solche nähmlich anders für sie und ihr Geschlecht anständig war.

Wenn sie jemand mon ami nannte, so war dieß ein Zeichen, daß sie ihn entweder für einen Dummkopf hielt oder im Zorn war. Der Kammerherr von Bois-Fevrier sagte es ihr daher einst bey einer solchen Gelegenheit gerade heraus: ach, Madam, ich wollte lieber, Sie hätten mich Ihren Feind genennt. Denn wenn Sie sagen, mein Freund, so ist dieß so gut, als ob Sie mir sagten, ich sey ein Narr oder Sie seyen aufgebracht über mich. Dieß habe ich schon lange weg.

Was

Was ihren Geist betrifft, so war dieser sehr groß und bewundernswürdig; wie sie bey so viel schönen und ausgezeichneten Handlungen gezeigt hat, die ihr Leben auf ewig glorreich machen. Der König, ihr Gemahl und ihr Vetter schätzten sie so sehr, daß, als der König seinen Zug nach Deutschland antrat, er sie durch eine feierliche Erklärung in voller Sitzung des Parlaments zu Paris zur Regentinn und Statthalterinn seines ganzen Reichs, während seiner Abwesenheit, verordnete und einsetzte. Auf diesem Posten bewies sie so viele Klugheit, daß ungeachtet der Abwesenheit des Königs kein Aufstand, keine Veränderung noch Gährung in unserm Reich erfolgte, im Gegentheil stand sie der Führung der Geschäfte so gut vor, daß sie den König mit Geld, Mitteln, Leuten und Beystand jeder Art unterstützte, was ihm sehr gut zu statten kam, besonders zu Eroberung der Städte Yvoy, Montmedy, Dampvilliers, Chimay und andrer im Herzogthum Luxemburg.

Hiernach mag man also beurtheilen, ob der Verfasser der oben gedachten saubern Lebensbeschreibung recht unverschämt verleumdet habe wenn er sagt: der König ihr Gemahl habe nie zugeben wollen, daß sie die Nase in Staatsangelegenheiten stecke. Indem er sie, wie gesagt, zur Regentinn in seiner Abwesenheit ernannte, gab er ihr dadurch doch wohl die schönste Gelegenheit, sich vollständig damit bekannt zu machen, wie sie auch in der Abwesenheit des Königs während aller Reisen, die er jährlich zu seinen Armeen machte, gethan hat.

Was that sie nach der Schlacht bey Saint Laurens, wo der Staat erschüttert und der König nach Compiegne gegangen war, um eine neue Armee zu errichten? Sie nahm sich der Angelegenheiten mit solchem

 Eifer

Eifer an, daß sie die Herrn von Paris dahin vermochte, ihrem König einen schleunigen Beystand zu leisten, der ihm, sowohl was das Geld, als was andre nothwendige Kriegsbedürfnisse betraff, sehr willkommen war.

Nachher, als der König, ihr Gemahl verwundet war, ist jedermann, der sich jener Zeit noch erinnern kann, die große Sorgfalt bekannt, die sie für seine Heilung trug; wie manche Nächte sie bey ihm durchwachte, ohne sich niederzulegen, wie ungestüm und unablässig sie Gott mit Gebeten, Prozessionen und Kirchgängen darum anflehte, und wie viele Eilboten sie nach allen Enden der Welt ausschickte, um geschickte Aerzte und Wundärzte aufzutreiben.

Als aber endlich sein Stündlein gekommen und er aus diesem Leben in jenes hinüber gegangen war, wehklagte und weinte sie so sehr um ihn, daß ihre Thränen bey seinem Andenken nie vertrockneten. Wenn man von ihm sprach, so traten ihr, so lange sie lebte, jederzeit noch welche vom Grunde des Herzens in die Augen. Daher nahm sie auch folgende für ihre Trauer und ihr Klage passende Devise nämlich einen Berg von lebendigem Kalk, auf welchen Wassertropfen vom Himmel fielen, mit der lateinischen Umschrift:

Ardorem extincta testantur vivere flamma.

Dies Sinnbild war von der Natur des lebendigen Kalks hergenommen, der, wenn er mit Wasser begossen wird, stark brennt und seine Hitze zeigt, ungeachtet die Flamme gelöscht ist.

So zeigte also unsre Königinn ihre heisse Liebe durch ihre Thränen, wenn gleich die Flamme, der König ihr Gemahl, erloschen war. Es hieß so viel: ungeachtet

geachtet er todt sey, zeige sie doch durch ihre Thränen, daß sie ihn nicht vergessen könne und ihn noch jederzeit liebe.

Als der gute König Renatus von Sicilien seine Gemahlinn Isabelle, gebohrne Herzoginn von Lothringen, verlohren hatte, betrauerte er ihren Verlust so sehr, daß er nie wieder des Lebens froh wurde, und als seine vertrautesten Freunde und Günstlinge ihn zu trösten versuchten, führte er sie in sein Kabinet und zeigte ihnen einen eigenhändig von ihm gemahlten türkischen Bogen mit zerrissener Sehne, worunter geschrieben war:

Arco, per lentare, Piaga non sana

alsdann sagte er zu ihnen: durch dieß Gemählde, meine Freunde, beantworte ich Euch alle Eure Vernunftgründe. Denn so wie man die Wunde von einem Pfeil, dadurch, daß man den Bogen abspannt oder dessen Sehne zerreißt, nicht zu heilen vermag, eben so ist die Wunde von der rechtlichen Liebe, die sie in ihrem Leben meinem Herzen schlug, durch den Tod meiner theuren Gemahlinn, darum noch nichts weniger, als geheilt.

An mehreren Orten zu Angers sieht man dergleichen türkische Bogen gemahlt mit solchen zerrissenen Sehnen und der gedachten Umschrift, besonders bey den Franziskanern in der von ihm erbauten Kapelle des heiligen Bernhardins. Diese Devise nahm er erst nach dem Tode seiner Gemahlinn an; denn so lange sie noch lebte, führte er eine andre.

Unsre Königinn ließ um ihre obengedachte Devise zerschlagene Trophäen und Spiegel, zerbrochene Fächer und Federbüsche und auf den Boden zerstreute Edelsteine und Perlen nebst Gliedern von zertrümmerten Ketten bilden, um damit anzuzeigen, daß sie

den festen Entschluß gefaßt habe, allen Eitelkeiten der Welt zu entsagen, weil ihr Gemahl, um den sie zu trauern nie aufhörte, nun gestorben sey: Wirklich würde sie auch endlich, ohne Gottes sonderbaren Beystand und die ihr von ihm verliehene Standhaftigkeit, ein Opfer dieser großen Traurigkeit und Betrübniß geworden seyn. Vieles trug hierzu auch dies bey, daß sie es für Pflicht hielt, sich für ihre Kinder zu sparen, welche noch sehr jung waren und, so wie das Reich, ihrer Vorsorge sehr bedurften, wies nachher auch die Erfahrung gelehrt hat. Denn, wie eine zweyte Semiramis oder Athalia, versorgte, schützte, rettete sie ihre gedachten Kinder in ihren Regierungen vor manchen in ihren zartem Alter gegen sie geschmiedeten Unternehmungen mit solcher Klugheit und Anstrengung, daß alle Welt sie darüber bewunderte.

Als sie nach dem Tod ihres Sohns des Königs Franz, während der Minderjährigkeit unsrer Könige, auf Verfügung des Reichstags zu Orleans Regentinn des Reichs wurde, [5]) wußte sie dem König von Navarra gar geschickt den Rang dabey abzulaufen; und hätte sie es weiter treiben wollen, so hätte sie ihn des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklären lassen können [6]). Wenn die Frau von Montpensier [7]) nicht gewesen wäre, welche sehr vielen Einfluß auf sie hatte, hätte sie dies auch vielleicht gethan wegen der Ränke, welche der Prinz von Conde gegen den Staat geschmiedet hatte, oder geschmiedet haben sollte [8]). Es kam so daß nun gedachter König von Navarra noch froh seyn mußte, unter ihr zu stehen. In der That für einen Anfang ein schöner Zug, der ihrem politischen Talent viele Ehre machte [9]).

So bald sie einmahl fest saß, wußte sie ihren Rang und ihr Ansehen so gut zu behaupten und so

gebie-

gebieterisch, daß niemand, so groß und unruhig er sonst auch seyn mochte, ihr zu widersprechen, wagte, bis drey Monathe darauf, als der Hof zu Fontainebleau war, der König von Navarra seine Lust büssen wollte. Die Veranlassung dazu nahm er daher, daß es ihn verdroß, wenn der Herzog von Guise sich als Obristhofmeister alle Abende die Schlüssel zum Logis des Königs bringen ließ und die ganze Nacht auf seinem Zimmer behielt. Dieß gehörte aber mit zu seinem Posten und niemand darf ohne sein Vorwissen hinausgelassen werden. Doch verdroß es, wie gesagt, den König von Navarra und sein Verdruß, als er die verlangte Aenderung hierin nicht erlangen konnte, war so stark, daß er eines Morgens kam und sich vom König und der Königinn, um den Hof zu verlassen, beurlaubte, wobey er alle Prinzen vom Geblüt, die er zu gewinnen gewußt hatte, nebst dem Herrn Connetable und dessen Kindern und Enkeln mitnahm.

Die Königinn, die sich dieses Auftritts gar nicht versah, war anfangs sehr betreten darüber, versuchte alles mögliche um es zu hintertreiben, und machte dem König von Navarra gute Hoffnung, daß er wenn er Geduld habe, gewiß noch befriedigt werden solle. Sie konnte aber mit guten Worten nichts ausrichten und er trat wirklich seine Abreise an. Da nun also alles nichts half verfiel, die Königinn auf eine List [10]). Sie schickte nähmlich dem Herrn Connetable den Befehl zu: als der vornehmste, erste und älteste Kronbeamte müße er bey seinem Herrn dem König bleiben, und seiner Pflicht und Stelle gemäß, dessen Person nicht verlassen.

Klug und einsichtsvoll, eifrig seinem Herrn ergeben und um seine eigne Größe und Ehre besorgt, wie der Herr Connetable war, sann er ein wenig nach,

 was

was wohl bey der Forderung seiner Pflicht und bey dem ihm ertheilten Befehl zu thun seyn möchte, ging hierauf zum König, um ihm aufzuwarten und zu versichern, daß er bereit sey, sein Amt und seine Pflicht zu erfüllen und nicht von seiner allerhöchsten Person zu weichen [11]).

Der König von Navarra wurde äusserst darüber betreten. Er war schon im Begriff aufzusitzen und wartete nur noch auf den Herrn Connetable, als dieser kam und ihm den erhaltenen Befehl und die Pflicht seines Postens vorstellte und ihm dabey zuredete, ebenfalls da zu bleiben und den Hof nicht zu verlassen; denn sonst sehe er sich genöthigt, ihn allein reisen zu lassen, indem er um seiner Ehre und Pflicht willen ihm nicht folgen könne. Auf dieß Zureden des Herrn Connetable ging der König von Navarra denn auch wirklich zum König und zur Königinn und nach einer Conferenz mit Ihren Majestäten wurde seine Reise eingestellt und sein Gepäck, das schon bis Melun voraus war, zurückberufen.

Alles wurde zur Zufriedenheit des Königs von Navarra beygelegt, ohne daß jedoch der Herzog von Guise etwas von seiner Stelle verlor, noch etwas von seiner Ehre nachgab; denn er behielt jederzeit den Vorzug und was ihm sonst gehörte, ohne sich durch irgend etwas irre machen zu lassen, ungeachtet er hier nicht der Stärkste war. Er war aber überhaupt in dergleichen Dingen ein Mann, der den Kopf so leicht nicht verlor, sondern gut zu trotzen und sich zu behaupten, und was er hatte, zu behalten wußte.

Es ist kein Zweifel, so wie auch damahls jedermann dafür hielt, daß wenn die Königinn sich nicht der

der gedachten List gegen den Herrn Connetable bedient hätte, dieser ganze Trupp hingegangen seyn und Paris aufgewiegelt haben würde [12]), was in der That nicht gut gewesen wäre. Ihre Klugheit verdient also schon um dieses einzigen Zugs willen hochgepriesen zu werden. Ich weiß es, denn ich war damahls dabey, weiß auch, daß einige damahls wähnten, er sey nicht von ihrer Erfindung, sondern, von dem Cardinal von Tournon, einem weisen einsichtsvollen Prälaten. Allein dies ist alles lauter Lüge, denn so ein alter geübter Schlaukopf und erfahrner Rathgeber dieser auch war, so war doch die Königinn meiner Treue noch schlauer, als er, ja als der ganze Staatsrath des Königs zusammen. Denn gar oft, wenn dieser sich nicht zu helfen wußte, half sie ihm wieder ein und brachte ihn auf die rechte Spur, wie ich eine Menge Beyspiele davon anführen könnte. Ich will mich aber mit einem einzigen ganz frischen begnügen, das sie selbst mir die Ehre erzeigte, mir zu entdecken. Es ist folgendes:

Als sie nach Guyenne und Coignac kam, um die, Prinzen von der reformirten Religion und die von der Ligue mit einander auszusöhnen und die Ruhe im Reiche herzustellen, das unter solchen Spaltungen seinem Untergange nahe gebracht wurde, so verfiel sie darauf, vorläufig einen Waffenstillstand zu schließen, um alsdann während desselben desto bequemer am Frieden arbeiten zu können. Der König von Navarra und der Prinz von Conde waren sehr schlecht damit zufrieden und murrten darüber, weil eine solche Bekanntmachung eines Waffenstillstands ihnen sehr zum Nachtheil gereichen müßte, indem ihre fremden Truppen, die sie verschrieben hatten, auf die Nachricht davon unterwegs kälter werden oder ihren Marsch gar verzögern könnten. Sie waren dabey fest überzeugt, die Königinn habe bloß diesen Zweck; sie sagten und beschlos-

 sen

sen sogar, nicht zu ihr zu kommen noch, in Unterhandlungen mit ihr zu treten, bis dieser Waffenstillstand wiederrufen würde.

Da sie nun den Staatsrath, den sie damahls bey sich hatte, ungeachtet er aus sehr geschickten Männern bestand, sehr in Verlegenheit darüber fand, wie es wohl anzufangen seyn möchte, dieß, was sie für lächerlich und unanständig ja beynahe unmöglich hielten, zu bewerkstelligen, so sagte sie zu ihnen: „was seyd Ihr denn so verlegen über dieß Mittel? Ists weiter nichts? Dieß ist eine wahre Kleinigkeit. Ihr habt da zu Mellizais die Hugenottischen Regimenter von Neufvy und Sorlu, laßt nur von hier so viel Büchsenschützen, als ihr auftreiben könnt, dahinmarschieren und sie alle zusammenhauen, so ist ja der Waffenstillstand augenblicklich wieder aufgehoben und wiederrufen, ohne daß Ihr Euch weiter die Köpfe darüber zu zerbrechen braucht [13]).

Gesagt, gethan. Die Büchsenschützen wurden sogleich aufgebracht und unter dem Capitain von Etelle hingeschickt, wo sie das Fort und die Barrikaden erstürmten und gleich mit ihnen fertig wurden. Sorlu ein sehr tapfrer Mann blieb nebst mehrern andern auf dem Platz und Neufvy mit einer Menge andrer wurde gefangen, alle ihre Fahnen erbeutet und sie so nach Niort zur Königinn geführt, welche gegen sie eines ihrer gewöhnlichen Gnadenstückchen ausübte, ihnen allen Pardon gab und sie mit ihren sämmtlichen Fahnen zurückschickte.

Dieß ist etwas seltenes; sie wollte dieß aber, wie sie mir sagte, eben um der Seltenheit willen thun, um dem Prinzen zu zeigen, daß sie mit einer sehr ein-

sichts-

sichtsvollen und schlauen Fürstinn zu thun hätten, und daß man ihr nicht mit einem solchen Begehren kommen dürfe, ihr zuzumuthen, daß sie einen von ihr ausgerufenen Waffenstillstand durch denselben Trompeter wieder sollte wiederrufen lassen. So fiel also dieser Schimpf, den sie ihr zugedacht hatten, auf die Prinzen selbst zurück, denen sie durch die Gefangenen sagen ließ, sie könnten hieraus sehen, daß sie durch unvernünftiges und unanständiges Begehren nicht so leicht ausser Fassung zu bringen sey, sie könnten sich also ein andermahl diese Mühe sparen, da es in ihrer Macht stehe, ihnen Gutes oder Böses zu erzeigen.

So wußte diese Königinn den Herren von ihrem Staats-Rathe zu zeigen, was sie zu thun hatten. Ich könnte noch eine Menge andrer solcher Fälle anführen. Vor allen Dingen aber, will ich denen antworten, welche ich oft habe sagen hören, daß sie zuerst die Waffen ergriffen habe und an unsern bürgerlichen Kriege Schuld sey. Wer bis zur Quelle derselben hinaufsteigt, der wird dieß nicht glauben. Denn als das Triumvirat errichtet, und besonders als der König von Navarra ihm beygetreten war und sie die Ränke sah, welche angesponnen wurden und die Veränderung des Königs von Navarra, der als ein zuvor so eifriger Hugenot zu den Katholiken übergetreten war [14]), fing sie an, von dieser Veränderung für den König, das Reich und ihre eigene Person nachtheilige Folgen zu befürchten und sann daher ernstlich nach, was wohl diese geheimen Schliche, Verabredungen und Conferenzen für einen Zweck haben möchten. Da sie nun nicht hinter die eigentliche Beschaffenheit zu kommen vermochte, so bediente sie sich der List. Sie ging nähmlich, als die ganze geheime Berathschlagung auf dem Zimmer des Königs von Navarra gehalten wurde, in

ein Zimmer über dem seinigen, wo sie vermittelst eines längst der Tapeten hinlaufenden Sprachrohrs, ohne entdeckt zu werden, alles hörte.

Unter andern hörte sie einen Antrag, der für sie sehr schrecklich und bitter war. Der Marschall von Saint André, einer vom Triumvirat war nähmlich der Meinung, man müßte die Königinn in einem Sack ins Wasser werfen, denn sonst dürften sie nie hoffen, ihr Vorhaben je ungestört auszuführen. Allein der Herzog von Guise der durchaus gut und edel gesinnt war, stimmte dagegen; indem es gar zu ungerecht sey, die Gemahlinn und Mutter ihrer Könige so elendiglich umkommen zu lassen, er widersetzte sich also durchaus und darum liebte ihn auch die Königinn allezeit [15]), was sie vorzüglich dadurch bewies, daß sie nach seinem Tode seinen Kindern alle seine Stellen verlieh.

Man denke sich, was die Königinn dabey empfinden mußte, als sie dieß Urtheil so mit eignen Ohren anzuhören bekam, und welche Furcht es ihr einjagen mußte, ungeachtet der Widerstand des Herrn von Guise sie wieder beruhigte. Denn wie mir eine von ihren vertrautesten Damen sagte, so befürchtete sie, sie möchten es doch noch ohne sein Vorwissen ausführen, eine Furcht, die in der That nicht ganz ungegründet war. Denn bey einem so verabscheuungswürdigen Vorhaben darf man einem rechtschaffenen Mann nie trauen, noch es ihm eröffnen.

So war es also ihre Sache, auf ihre Rettung bedacht zu seyn, und sich dazu derer zu bedienen, die sie bereits unter den Waffen sah [16]), und die sie bat, sich der Mutter und ihrer Kinder zu erbarmen. Dieß ist

ist die ganze Ursache des bürgerlichen Kriegs; denn sie hatte nie im Sinn, mit den andern nach Orleans zu gehen, noch ihnen den König und dessen Staaten auszuliefern, wie sie hätte thun können, sondern wollte bloß beym Ausbruch der Unruhen in Sicherheit seyn, nebst dem König und ihren andern Kindern; und dies kann man ihr doch nicht verdenken.

Indessen war sie doch selbst bey diesem Schritt noch so vorsichtig gewesen, sie zu bitten, und sich ausdrücklich von ihnen versprechen zu lassen, daß, so oft und so bald sie sie auffordern würde, die Waffen niederzulegen, sie solches thun wollten; was sie aber freylich nicht thaten, als sie zusammengestoßen waren, so viel Mühe sich auch die Königinn bey ihnen darum gab, und so viele Gänge sie auch deßhalb machte und ungeachtet der Unannehmlichkeiten, die sie zu Talsy ertrug [17]), um sie dahin zu bringen, daß sie sich den Frieden gefallen lassen möchten, den sie bereits für ganz Frankreich gut und sicher entworfen hatte. Und so würde dies Feuer und so viele andere, die wir von den Ueberbleibseln der ersten Brände entflammen sahen, auf ewig in der Geburt erstickt worden seyn, wenn sie ihr hätten folgen wollen. Ich weiß, was ich sie oft mit Thränen in den Augen davon habe sagen hören und mit welchem Eifer sie sich diese Sache angelegen seyn ließ.

So kann man ihr also den ersten Ausbruch des bürgerlichen Kriegs nicht zur Last legen, eben so wenig als den zweyten durch die Affaire bey Meaux [18]). Denn damahls war sie auf nichts bedacht, als auf die Jagd und dem Könige in seinem schönen Land-Hause Monceaux Vergnügen zu machen, als die Nachricht kam, daß

daß der Prinz von Conde und alle die andern Herrn von der reformirten Religion unter den Waffen und im Felde stünden, um den König zu überfallen, unter dem Vorwand, als hätten sie ihm eine Bittschrift einzureichen. Gott weiß, wer damals Ursache an diesem ersten Aufstand war. Ohne die kürzlich geworbenen sechstausend Mann Schweitzer weiß man nicht, was aus der Sache hätte entstehen können.

Sonderbar genug mußte ienen aber eben die Werbung dieser Schweitzer gewissermaßen zum Vorwand ihrer Waffenergreifung dienen. Denn sie sagten und sprengten öffentlich aus, man habe sie bloß deswegen geworben, um sie damit zu bekriegen; und doch waren sie, wie ich ganz gewiß weiß, da ich mich damahls bey Hof befand, die ersten, welche dem König und der Königinn darum anlagen, sich zu rüsten [19]), weil zu besorgen wäre, der Herzog von Alba, der mit einer Armee an der französischen Gränze hinzog, möchte unter dem Vorwand, nach Flandern zu ziehen, einen feindlichen Einfall in Frankreich unternehmen. Sie führten dabey selbst als Beweggrund an, daß es gebräuchlich sey, seine Gränzen in Vertheidigungsstand zu setzen, wenn man seinen Nachbar Kriegsrüstungen machen sehe.

Es ist ganz bekannt, wie sehr sie dem König und der Königinn schriftlich sowohl als durch Abgeordnete darum anlagen, besonders der Herr Prinz und der Herr Admiral, welche ausdrücklich dieser Angelegenheit wegen nach Saint-Germain en Laye zum König kamen, wie ich selbst gesehen habe.

So möchte ich auch ferner wissen — denn alles, was ich hier schreibe, habe ich selbst gesehen, — wer wohl den Fastnachtsauflauf veranlaßte, und wer den Bruder

des

des Königs und den König von Navarra aufhetzte und verführte, sich in die Unternehmungen einzulassen, um derentwillen La Mole und Coconas zu Paris fielen. Gewiß die Königinn nicht. Denn durch ihre Klugheit verhinderte sie noch, daß das Feuer nicht um sich griff, indem sie Monsieur und den König von Navarra zu Bois des Vincennes in so genauer Verwahrung hielt, daß sie nicht entwischen konnten. Ebendeswegen verschloß sie solche auch nach dem Tod des Königs Karl so gut zu Paris im Louvre und vergitterte eines Morgens ihre Fenster, wenigstens die des Königs von Navarra, der etwas niedriger logirte. Ich weiß, was mir der König von Navarra mit Thränen in den Augen davon sagte. Man bewachte sie dabey so gut, daß sie nie im Stand waren zu entwischen, wie sie im Sinn gehabt hatten, was freylich große Unruhen im Staat verursacht und die Zurückkunft des Königs aus Polen verhindert haben würde; denn dahin ging ihr Plan vorzüglich.

Ich kann dies alles recht genau wissen, weil ich mit dabey war, und es ist abermahls ein Zug, der dem Geist der Königinn Ehre macht. Bey ihrer Abreise von Paris führte sie die Prinzen mit sich, dem König entgegen und dies mit solcher Feinheit und Vorsicht, daß es niemand, der sie sah, eingefallen wäre, sie für gefangen zu halten. Sie hatte sie bey sich in ihrem Wagen und übergab sie dem König in seine Hände, der sie jedoch zum Willkommen begnadigte.

Wer ist es wohl, der Monsieur verführte, in der Nacht aus Paris zu entweichen und seinen königlichen Bruder, der ihn so sehr liebte, zu verlassen, sich seiner Freundschaft verlustig zu machen, die Waffen zu ergreifen, und ganz Frankreich in Aufruhr zu brin-

bringen? Der Herr von La Noue weiß dieß alles, und die Ränke, die sich von der Belagerung von Rouen an entspannen, und was ich ihm damahls hierüber sagte.

Die Königinn Mutter wars also gewiß nicht. Denn bey dieser noch dazu so ganz unvermutheten Entfernung ihres Sohnes schmerzte es sie so sehr, den Bruder gegen seinen Bruder und König empört zu sehen, daß sie schwur, ihr ganzes Leben daran zu setzen, um sie wieder so gut mit einander auszusöhnen, als sie es zuvor waren; was sie auch richtig ins Werk setzte. So hörte ich sie auch zu Blois sagen: ihr eifrigstes Gebet zu Gott flehe darum, daß er ihr die Gnade erzeigen möchte, diese Wiederaussöhnung zu Stand gebracht zu sehen, alsdann möchte er ihr immer den Tod senden, sie würde ihn mit Freuden empfangen; oder sie wollte sich auch auf ihre Landhäuser Monceaux und Chenonceaux begeben, ohne sich je wieder in Staatsangelegenheiten zu mischen und wolle den Rest ihrer Tage in Ruhe zubringen. Wirklich war auch dieß ihre Absicht; allein der König bat sie, sich ihm nicht zu entziehen, indem er und sein Reich zu sehr ihrer bedürften.

Ich halte mich fest überzeugt, daß wenn sie dießmahl den Frieden nicht zu Stande gebracht hätte, es um Frankreich geschehen gewesen wäre. Denn es standen funfzigtausend Fremde auf beiden Seiten, welche dem armen Reich sehr übel mitgespielt haben würden.

Sie war also dießmahl nicht Schuld daran, daß die Waffen ergriffen wurden, eben so wenig, als der erste Reichstag zu Blois, der nur eine einzige Religion im Reiche haben wollte, und darauf antrug, die

der

der ihrigen entgegengesetzte abzuschaffen und zu vertilgen, und deswegen verlangte, daß, wenn man sie nicht durchs geistliche Schwert ausrotten könnte, man sich des weltlichen dazu bedienen sollte. Einige wollten hierbey vorgeben, als ob die Königinn sie dazu gestimmt habe; dies ist aber nicht wahr, denn von manchen Provinzen waren Deputirte da, welche nichts für sie thaten. Ich will damit jedoch nicht sagen, daß sie sie nicht nachher für sich gewonnen hätte, was allerdings ein schöner Beweis von ihrem hellsehenden Geiste war. Auch war sie es nicht, welche jene Stände-Versammlung zusammen berufen hatte; im Gegentheil war sie anfangs ganz dawider gewesen, indem sie dem Ansehen des Königs und ihrem eigenen sehr Abbruch thaten. Die Reformirten hingegen waren es, die schon lange her auf ihre Zusammenberufung gedrungen hatten, und so sind also sie an allen den Unfällen Schuld, die uns bis jetzt betroffen haben.

So wollte man auch ferner ihr zur Last legen, als ob sie an dem Krieg der Ligue Schuld gewesen sey. Allein wenn dieß wäre, warum hätte sie sich denn so viele Mühe gegeben, den gedachten Frieden zu Stande zu bringen. Warum hätte sie den Barricaden-Auflauf zu Paris gestillt, und den König mit dem Herzog von Guise zusammengebracht, um ihn so aus dem Wege räumen zu lassen, wie wir gesehen haben.

Kurz, man mag sie verläumden, wie man will, so bleibt es dabey, daß wir nie wieder eine so friedliebende Königinn in Frankreich haben werden [20].

Man legte ihr ebenfalls das Pariser Blutbad sehr zur Last. Was dieß betrift, so ist es für mich ein versiegelter Brief. Denn damahls war ich zu Schiffe; jedoch

jedoch hörte ich sagen, daß sie nicht die erste Urheberinn davon gewesen sey. Drey bis vier andre, die ich nicht nennen will, waren weit hitziger darauf, und trieben sie vorzüglich dazu, indem sie ihr glauben machten, bey den Drohungen, die man wegen der Verwundung des Herrn Admirals ausstoße, sey zu befürchten, daß man den König, Sie und Ihre Kinder und den ganzen Hof ums Leben bringen möchte, oder daß wenigstens ein schlimmerer Krieg, als je, daraus entstehen würde.

Hierbey hatten nun freylich die Reformirten sehr Unrecht, daß sie solche Drohungen verlauten ließen, als man versichert, daß sie ausstießen. Sie verschlimmerten dadurch die Lage des Herrn Admirals und beförderten seinen Tod. Hätten sie sich ruhig verhalten und sich nichts verlauten lassen, sondern gewartet, bis der Herr Admiral geheilt gewesen wäre, so hätte er ganz ungehindert und nach seiner Bequemlichkeit Paris verlassen können, ohne daß weiter etwas erfolgt wäre. Der Herr von La Noue war wohl dieser Meinung, und ich weiß, daß er und der Herr von Strozzy vermöge der letztern Friedensartikel darauf drangen, daß sie berufen und gehalten werden sollten [21]), wogegen die Königinn sich sehr setzte, indem sie die Mißbräuche davon voraus sah, was sie aber dennoch, um sie zu befriedigen, sich gefallen lassen mußte, damit sie nicht länger darnach schreien möchten. Es gereichte aber zu ihrer Beschämung und zu ihrem Nachtheil, nicht zu ihrem Nutzen und Vergnügen, wie sie gedacht hatte, weswegen sie denn auch die Waffen ergriffen. Die Königinn war also abermahls nicht Schuld daran.

Eben so wenig war sie es, als man Mont de Marsan, La Fere in der Pikardie und Cahors einnahm. Ich

Ich berufe mich hier auf das, was der König zu dem Herrn von Miossans sagte, der von Seiten des Königs von Navarra zu ihm gekommen war, und den er sehr anfuhr und sagte: dies sey ein sauberes Stückchen, daß man indessen aber ihn mit glatten Worten hinhalte, zu den Waffen greife und ihm seine Städte wegnehme!

Hieraus sieht man, wie gegründet das Vorgeben ist, als ob diese Königinn an allen unsern Kriegen und Unruhen Schuld wäre. Ungeachtet sie solche nicht verursacht hatte, so gab sie sich doch jederzeit alle ersinnliche Mühe, ihnen ein Ende zu machen, indem sie es verabscheute, zuzusehen, daß so viele Cavaliers und wackre Männer dabey umkamen. Dessen ungeachtet nun und ohne Rücksicht auf diese ihre Verdienste wurde sie tödlich gehaßt von Leuten, welche, wenn sie nichts gethan hatte, sehr übel weggekommen seyn, längst der Erde liegen und ihre Partey itzt nicht in so blühenden Umständen sehen würden. Dieß ist ihrer Güte zuzuschreiben, der wir itzt gar sehr benöthigt wären. Denn wie alle Welt es sagt und das arme Volk davon laut schreit, so haben wir leider keine Königinn Mutter mehr, die uns den Frieden verschaffte.

Ihre Schuld war es nicht, daß dieser nicht zu Stand kam, als sie kürzlich nach Guyenne reiste, um mit dem König von Navarra und dem Prinzen von Condé zu Coignac und Jarnac darüber in Unterhandlung zu treten. Ich weiß, was sie mit Thränen in den Augen und Schmerz im Herzen sagte, als die Prinzen sich nicht dazu bequemen wollten. Vielleicht werden wir nie wieder solche Bravaden, Vermessenheit und Drohungen hören, wie wir da-

 mahls

mahls *) erlebten, noch dazu am Hofe des Königs und in seiner Stadt Paris. Der Herr von Teligny tadelte aber auch damahls seinen Schwiegervater, welcher einer der hitzigsten war, sehr und nannte ihn und seine Compagnons wahre Thoren und unvorsichtige Leute. Der Herr Admiral bediente sich niemahls solcher Ausdrücke, wie ich von mehrern versichern hörte, wenigstens nie laut. Ich will aber damit nicht sagen, daß er in geheim und in Gesellschaft seiner vertrautesten Freunde nicht sehr laut davon gesprochen hätte.

Dieß ist also die Ursache von dem Tod des Herrn Admirals und der Ermordung der Seinigen, nicht aber die Königinn: und dies haben mir Leute versichert, die es recht gut wissen, wiewohl es auf der andern Seite auch viele gibt, die sichs nicht aus dem Kopfe bringen lassen, daß dieß Stückchen von lange her schon angelegt und angesponnen gewesen sey.

Dieß ist aber ganz irrig. Wer am wenigsten von Leidenschaften und Vorurtheilen eingenommen ist, wird meiner Meinung seyn, die eigensinnigsten und leidenschaftlichsten aber glauben anders. Denn oft erzeigen wir Königen und andern großen Fürsten diese Ehre, sie, wenn sie sich gut zu verstellen wissen, für klug und einsichtsvoll zu halten wegen Veranlassung und Lenkung geschehener Dinge, an die sie in ihrem Leben nie so gedacht haben.

Noch einmahl auf unsre Königinn zurück zu kommen. Ihre Feinde warfen ihr unter andern vor, daß sie nicht gut französisch gesinnt sey. Gott weiß es und

*) Der Verfasser kommt hier wieder auf die unvorsichtigen Aeusserungen der Reformirten, nach der Verwundung des Admirals und vor der Bluthochzeit, zurück.

und ich bin Zeuge, wie sehr sie sichs angelegen seyn ließ, die Engländer aus Havre de Grace zu vertreiben, und was sie hierüber dem Herrn Prinzen sagte; und wie sie ihn mit einer Menge Cavaliers von seiner Partey und den Haupt-Compagnien des Herrn von Andelot und andern Hugenotten dahinschickte; und wie sie selbst die Armee anführte, wobey sie gewöhnlich gleich einer zweyten schönen Königinn Marphise zu Pferd saß und sich den Büchsen- und Kanonenschüssen so gut aussetzte, als einer ihrer Officiers, indem sie jederzeit die Batterien beritt und für das Beschiessen Sorge trug, wobey sie sagte: sie könne nie ruhig seyn, so lange sie diese Stadt nicht erobert und die Engländer aus Frankreich vertrieben hätte, weswegen sie auch diejenigen, die solche an diese verkauft hatten, mehr als Gift haßte. Sie brachte es wirklich dahin, daß die Stadt wieder in französische Hände kam.

Als Rouen belagert wurde, sah ich sie äusserst aufgebracht, da sie den englischen Succurs hineinrücken sah, der durch die französische Gallerie dahinkam, die im Jahr zuvor erobert worden war. Sie fürchtete, dieser Platz möchte, wenn er von uns nicht erobert würde, unter die Herrschaft der Engländer gerathen, weswegen sie alles daran setzte, ihn weg zu nehmen und selbst täglich nach dem Fort Saint-Catharine kam. Es regnete bey solchen Gelegenheiten Kanonen- und Büchsenschüsse; sie machte sich aber so gut als nichts daraus.

Die, welche damahls dort waren, haben es so gut gesehen, als ich. Es sind noch Damen und Fräuleins von ihr am Leben, die sie dabey begleiteten und denen der Spaß nicht gefallen wollte. Dieß ist mir bekannt und ich habe sie gesehen; und als der

Herr Connetable und der Herr Herzog von Guise ihr vorstellten, sie könnte Schaden dabey nehmen, so lachte sie bloß und sagte: Warum sie sich denn mehr dabey schonen sollte, als Sie? Sie habe so gut Herz, als Sie, obschon nicht so viel Stärke, was ihr Geschlecht nicht anders mit sich brächte. Denn Strapatzen scheute sie gar nicht, es möchte zu Fuß seyn oder zu Pferd. Sie ritt mit dem besten Anstand, ohne darum das Ansehen eines Mann-Weibs (hommasse) nach Art und Weise einer bizarren Amazone zu haben, sondern wie eine artige, schöne, angenehme und sanfte Prinzessinn.

Man hat ihr nachgesagt, sie sey sehr spanisch gesinnt. Es ist wahr, so lange ihre Tochter noch lebte, liebte sie Spanien, nachdem aber diese todt war, so ist es, wenigstens einigen, bekannt, ob sie Ursache hatte, das Land und die Nation zu lieben. Freylich ist es wahr, daß sie jederzeit so klug war, dem König von Spanien auf den Fuß ihres guten Tochtermanns zu begegnen, damit auch er ihre schöne und gute Tochter desto besser behandeln möchte und dann auch darum, damit er nicht unser Frankreich und dessen Ruhe stören, noch uns mit Krieg überziehen möchte, wie er wohl nach seinem ehrgeitzigen Sinn Lust und Neigung dazu haben mochte.

Man hat ferner gesagt, daß sie den französischen Adel nicht liebe, und sehr darauf ausgehe, dessen Blut zu vergießen. Zum Beweis, wie sie es schonte, berufe ich mich auf so viele von ihr zu Stand gebrachte Friedensschlüsse; überdieß merke man darauf, ob, so lange sie während der Minderjährigkeit ihrer Kinder Regentinn war, man bey Hof so viele Zänkereyen und Schlägereyen gesehen hat, als seither. Denn sie suchte der-

derzeit dergleichen zu verhüten und verbot stets ausdrücklich, so weit zu kommmen, auch ließ sie die, welche dawider handelten zur Strafe ziehen. Nachher habe ich sie oft bey Hof gesehen, wenn der König auf einige Tage verreiste und sie allein mit der höchsten Gewalt zurückblieb, zur Zeit, als die Zänkereyen und Schlägereyen bey Hof häufig zu werden anfingen. Da weiß ich denn, daß sie nie darein willigen wollte und plötzlich den Hauptleuten von der Wache Befehl gab, sie zu verhindern und den Marschällen, sie zu vergleichen. In der That fürchtete man sie auch hierinn weit mehr, als den König. Denn sie wußte solchen Unbotmäßigen und Zänkern die Meinung tüchtig zu sagen und sie kräftig auszufilzen.

Ich erinnere mich, daß als der König einst im Bade von Bourbon war, mein verstorbener Vetter La Chastaigneraye eine Zänkerey mit Pardaillan hatte. Sie ließ ihn überall aufsuchen, um ihm bey Lebensstrafe zu verbieten, sich nicht zu schlagen. Zween Tage lang hatte man ihn nirgends finden können, sie ließ ihm aber so gut aufpassen, daß, als er eines Sonntags früh auf der Insel Louviers war und seinen Gegner erwartete, der Regiments-Profoß ihn überfiel und auf Befehl der Königinn gefangen nach der Bastille brachte. Er blieb jedoch nur eine Nacht daselbst, dann ließ sie ihn holen und gab ihm einen halb harten halb gelinden Verweis, so wie sie denn ganz gut und auch streng seyn konnte, wenn sie wollte. Ich weiß wohl, was sie auch mir dabey sagte, weil ich mich als Secundant meines Vetters dabey befunden hatte. Als der ältere meinte sie, hätte ich auch der klügere seyn sollen.

In dem Jahre, da der König aus Pohlen zurückkehrte, entstand eine Streitigkeit zwischen dem Herrn

Grillon und Entraques, beyde brave und wackere Cavaliers; sie forderten sich und als sie schon auf dem Punkt waren, sich zu schlagen, ließ es ihnen der König durch den Herrn von Rambouillet, einen der Hauptleute von seiner Leibwache, der damahls den Dienst hatte, verbieten und befahl zugleich dem Herrn von Nevers und dem Marschall von Rez sie mit einander auszusöhnen, was aber nicht geschah.

Die Königinn schickte Abends nach ihnen und ließ sie zu sich auf ihr Zimmer kommen und da ihre Zänkerey über zwo vornehme Damen von ihrem Hofe entstanden war, so befahl sie ihnen mit aller Strenge, bat sie auch hernach, mit aller Sanftmuth, ihr die Schlichtung ihres Streits zu überlassen, da sie ihnen einmahl die Ehre erzeigte, sich darein zu mischen. Da die Prinzen, Marschälle und Officiers ihre Aussöhnung nicht hätten zu Stand bringen können, so wollte sie diese Ehre haben, dieß zu bewirken und wollte sich ihre Sache vortragen lassen. Sie söhnte sie hierauf aus und machte, daß sie sich umarmten, ohne weitere Umstände, indem sie alles auf sich nahm, so daß durch ihre Klugheit der Grund ihres Zwists, der die Ehre dieser beyden Damen nahe anging und etwas schlüpfrig war, nie bekannt wurde, sondern stets unter ihnen blieb.

Dies ist doch eine große Güte von dieser Fürstinn, wie kann man nun da noch sagen, daß sie den Adel nicht geliebt habe! Ja, wohl liebte sie ihn und schätzte ihn mehr, als zu gut. Ich glaube, daß nicht ein großes Haus in ihrem Reich war, das sie nicht kannte; und dies, sagte sie, habe sie dem großen König Franz zu verdanken, der alle Geschlechtsregister der großen Familien seines Reichs kannte; auch hatte sie dies von dem König

nig ihrem Gemahl, der die Eigenschaft besaß, daß, wenn er einmahl einen Cavalier gesehen hatte, er ihn jederzeit persönlich sowohl, als nach seinem Charakter kannte.

Zur Zeit der Minderjährigkeit des Königs habe ich es oft selbst gesehen, daß sie sich die Mühe nahm, ihm Cavaliers aus seinem Reich vorzustellen und ihn dabey zu erinnern: der und der hat dem König Ihrem Vater Dienste geleistet, und dergleichen mehr; wobey sie ihm empfahl, sich dessen zu erinnern, sie zu lieben, ihnen Wohlthaten zu erzeigen und sie bey Gelegenheit wieder zu kennen; was er nachher sehr gut befolgte. Denn durch diesen Unterricht kannte er vollkommen Leute von Rechtschaffenheit, von guter Geburt und von Ehre, die er in seinem Reich hatte.

Die Verläumder haben ebenfalls vorgegeben, als liebte sie ihr Volk nicht. Dies hat sich gezeigt. Wurden je so viele Steuern, Beden, Auflagen und andre Abgaben gefordert, so lange sie während der Minderjährigkeit ihrer Söhne au der Regierung war, als nachher nur in einem einzigen Jahre? Hat man wohl bey ihr so viel Geld verborgen oder nach den Italienischen Banken geschafft gefunden, als man ausgesprengt hat? So weit gefehlt, daß sich nach ihrem Tode nichts, gar nichts, nicht ein Heller fand, und wie ich von einigen ihrer Financiers und verschiedenen ihrer Damen versichern hörte, so fand sich nach ihrem Tode sogar, daß sie achtmahlhunderttausend Thaler Schulden hatte, der Gehalt ihrer Hofdamen, Hofcavaliers und Hausofficianten von einem Jahre her noch rückständig und ihre Einkünfte auf ein ganzes Jahr hinaus schon voraus eingenommen waren. Als ihr daher einige Monathe vor ihrem Ende ihr Cas-

 sen-

sen-Bedienten diese Verlegenheit vorstellten, lachte sie nur darüber und sagte: man müsse Gott allezeit loben und sehen, wie man sich durchbringe.

Dieß war also ihr verschriecener Geitz und der große Schatz, den sie aufgehäuft haben sollte. Sie dachte gar nicht daran, sich einen zu sammlen. Denn sie war äußerst freygebig und glich hierin ganz ihrem großen Oheim dem Papst Leo und dem Pracht liebenden Herrn Lorenz von Medicis. Sie gab alles wieder weg, verschenkte oder ließ bauen oder brachte es mit anständigem Pracht-Aufwand durch und fand ein Vergnügen daran, ihrem Volk oder ihrem Hof immer irgend ein öffentliche Lustbarkeit zu verschaffen mit Gastereyen, Kämpfen, Bällen und Ringelrennen, deren sie drey sehr prächtige in ihrem Leben gab.

Eins war zu Fontaine-bleau zu Fastnachten nach den ersten Unruhen, wobey ein Turnier und Lanzenbrechen nebst Schrankengefechten waren, kurz alle Arten von Waffenspielen nebst einer schönen Comödie von der schönen Genievra beim Ariost, die sie durch die Frau von Angouleme und ihre wackersten und schönsten Prinzessinnen, Damen und Fräuleins vorstellen ließ, die es auch so gut machten, daß sicherlich noch nie eine schönere Vorstellung gesehen worden ist.

Nachher war eines zu Bayonne bey der Zusammenkunft der Königinn mit ihrer guten Tochter der Königinn von Spanien, wo die Pracht durchgängig so weit getrieben wurde, daß die Spanier, die sonst gewohnt sind, mit Verachtung auf jede andre, als die ihrige, herab zu sehen, zugeben mußten, nie etwas schöners gesehen zu haben und daß ihr König es nicht weiter treiben könnte; daher sie denn auch vollkommen zufrieden wieder weg reisten.

Ich

Ich weiß, daß manche diesen gar zu übertriebenen Aufwand mißbilligten; allein die Königinn sagte, sie thue das, um dem Auslande zu zeigen, daß Frankreich durch die vorhergegangenen Kriege noch nicht so ganz zu Grund gerichtet und verarmt sey, als man es wohl dafür halte und daß man, da für dergleichen Nebendinge solcher Aufwand gemacht werde, ihn für nothwendige und weit wichtige Dinge noch weniger scheuen würde. Auch habe sie dabey die Absicht, Frankreich bey den Ausländern noch mehr in Furcht und Achtung zu setzen, sowohl durch den dabey bewiesenen Reichthum, als durch den Anblick so vieler wackern und in den Waffen erfahrnen Cavaliers, wie sich denn in der That sehr viele dabey befanden, die sehr gut aussahen und Bewunderung verdienten.

Ueberdieß war es nicht mehr als billig, daß man wegen der größten schönsten, vortreflichsten und besten Königinn in der ganzen Christenheit auch ganz vorzügliche Feyerlichkeiten veranstaltete. Denn sicher würde das Ausland, wenn dieß unterblieben wäre, sich über uns aufgehalten haben und in seiner alten Meinung bestärkt worden seyn, uns alle in Frankreich für Bettelvolk zu halten. So war es also nicht ohne guten gültigen Grund, daß diese weise Fürstinn und einsichtsvolle Königinn diesen Aufwand machte.

So machte sie ebenfalls einen sehr schönen bey der Ankunft der Polen zu Paris, die sie sehr prachtvoll in den Thuillerien feierte. Nach der Abendtafel gab sie ihnen in einem großen in aller Eile erbauten und mit einer unendlichen Menge Fackeln erleuchteten Saal das schönste Ballet, das, wie ich wohl versichern kann, je in der Welt gesehen worden ist. Es bestand aus sechzehn Damen und Fräuleins, den schön-

 sten

sten und geschicktesten an ihrem Hof, welche auf einem großen ganz versilberten Felsen erschienen, wo sie in Nischen, die als Wolken geformt waren, zerstreut saßen. Diese sechzehn Damen stellten die sechzehn Provinzen Frankreichs vor, und dabey war die schönste melodische Musik, die man je hören kann. Nachdem sie in diesem Felsen zur Parade, wie in einem Feld, im ganzen Saal umhergefahren waren und sich allgemein hatten sehen lassen, stiegen sie alle hernieder, stellten sich in Form eines kleinen Bataillons von eigner Erfindung, worauf die Saiten-Instrumente, deren wohl gegen dreyßig seyn mochten, eine sehr artige Kriegs-Musik anstimmten, bey der sie sich in Marsch setzten. Bey einer schönen Cadenz näherten sie sich und machten vor Ihren Majestäten ein wenig Halt und hierauf tanzten sie ihr Ballet von einer ganz eignen sonderbaren Erfindung mit so vielen Touren, Contouren, Detouren Verwicklungen, Verwirrungen, Angriffen und Haltungen, wobey jedoch keine einzige Dame je ihre Tour noch ihren Platz verfehlte, so daß alle Welt sich wunderte, daß bey einer solchen Verwirrung und Unordnung dennoch die Ordnung stets so genau beobachtet werden konnte, so sehr besaßen diese Damen eine richtige Beurtheilungskraft, gute Haltung und Kenntniß vom Tanz.

Dieß sonderbare Ballet dauerte wenigstens eine gute Stunde, nach dessen Beendigung alle diese Damen, welche gedachtermaßen die sechzehn Provinzen vorstellten, dem König, der Königinn, dem König von Polen, Monsieur seinem Bruder, dem König und der Königinn von Navarra und andern Großen französischen sowohl als polnischen jede jedem eine goldne Medaille präsentirte von der Größe einer Hand, gut emaillirt und fein gearbeitet, worauf die Früchte und Beson-

Besonderheiten einer jeden Provinz, woran sie vorzüglich fruchtbar waren, vorgestellt waren. z. B.

Provence: Zitronen und Pomeranzen,

Champagne: Getreyde,

Burgogne: Wein,

Guyenne: Kriegsleute, eine große Ehre für diese Provinz, und s. w. alle übrigen Provinzen.

Zu Bayonne wurden ziemlich ähnliche Geschenke gemacht, bey einem Turnier, das daselbst gehalten wurde, und das ich nebst den Präsenten und den Damen, die es hier hielten, wohl näher beschreiben möchte, wenn es mich nicht gar zu weit führte [22]). Es war dabey der kleine Unterschied, daß dort die Herren sie den Damen gaben, und hier die Damen den Herren. Dabey muß man noch wissen, daß alle diese Erfindungen aus keinem andern Kopf kamen, als von der Königinn. Denn sie war Meisterinn hierin und sehr erfinderisch in dergleichen Dingen. Daher kam es denn auch, daß, so viele Feierlichkeiten auch bey Hof vorfielen, diejenigen, die sie veranstaltete, dennoch stets alle andern übertrafen. Auch pflegte man deswegen zu sagen, wenn man etwas schönes sehen wolle, so müsse es von der Königinn Mutter kommen und wenn solche Lustarbeiten auch großen Aufwand verursachten, so gewährten sie dagegen doch gewiß auch allemahl Vergnügen. So sagte sie hiebey oft, sie wolle dem Beyspiel der alten römischen Kaiser nachahmen, welche darauf bedacht waren, dem Volk Schauspiele zu geben und ihm Vergnügen dadurch zu verschaffen um es damit zu beschäfftigen, damit es keine nachtheiligen Beschäfftigungen

gen erwählen möchte. Neben diesem Zweck und ausserdem, daß es ihr Freude machte, dem Volk Vergnügen zu verschaffen, gab sie ihm dadurch auch noch Gelegenheit zum Erwerb. Denn sie liebte alle Arten von Handwerkern sehr, bezahlte sie gut und gab jedem nach seiner Profession dabey zu thun, ohne sie drücken zu lassen, besonders die Maurer und Baumeister, wie das ihre schönen Gebäude in den Tuillerien, zu Saint-Maur, Monceaux und Chenonceaux beweisen. Auch liebte sie die Gelehrten sehr und las ihre Schriften gern oder ließ sich solche vorlesen, wenn sie ihr von ihnen gebracht wurden, oder wenn sie hörte, daß welche erschienen waren, die sie den kaufen ließ. Ja sie las sogar die Schmähschriften, die gegen sie selbst gerichtet waren, machte sich lustig darüber und lachte, ohne sich weiter zu ärgern, sondern nannte sie Schmierer und Aufhetzer (des Tarards, et des Donneurs de bellevésées).

Sie wollte alles wissen. Bey dem Zug nach Lothringen in den letztern Unruhen hatten die Hugenotten eine sehr gute und schöne Feldschlange bey sich, die sie die Königinn Mutter nannten. Sie waren Willens sie zu Villenoces einzugraben, weil sie sie wegen ihres starken Marsches, ihres schlechten Zugviehes und ihrer Schwere nicht weiter bringen konnten; doch wurde sie dort von niemand entdeckt noch gefunden.

Da die Königinn Mutter nun hörte, daß man diesem Geschütz auf solche Art ihren Nahmen gab, wollte sie die Ursache davon wissen und drang deswegen so sehr in einen Officier, bis er es ihr endlich sagte: Madame, sagte er, der Grund hievon liegt darin, daß dieß Stück von größerem und weiterem Caliber

dre ist, als die andern. Sie war die erste, welche hierüber recht herzlich lachte.

Es dauerte sie keine Mühe um etwas nachzulesen, was sie auch sonst im Kopf haben mochte. So sah ich sie einst, als sie von Blaye zu Schiff gegangen war, um zur Mittagstafel nach Bourg zu fahren, den ganzen Weg hin in Akten lesen, wie ein Referent oder Advokat. Es war der ganze Proceß verbal des Sekretairs und Günstlings von dem Herrn Connetable, Dardois, der verschiedener geheimer Ränke und Verständnisse beschuldigt und deswegen gefangen nach Bayonne gebracht worden war. Sie verwendete kein Auge davon, bis sie es durch hatte, und doch waren's über zehn starke Folio-Seiten.

Wenn sie sonst keine Abhaltung hatte, so las sie alle Briefe von Bedeutung, die an sie einliefen, selbst und schrieb sehr oft mit eigner Hand die Ausfertigungen darauf, nämlich an hohe und vertraute Personen. So sah ich sie einst an einem Nachmittag richtig ihre zwanzig noch dazu lange Briefe schreiben.

Ohngeachtet sie eine Italienerinn war, sprach sie dennoch sehr schön und gut französisch, selbst mit Personen von ihrer Nation sprach sie oft dennoch nicht anders als französisch. So sehr hielt sie Frankreich und die französische Sprache in Ehren und ließ ihren schönen Ausdruck vor Großen, Fremden und Gesandten hören, die ihr jederzeit nach dem König aufwarteten. Sie antwortete ihnen allemahl sehr treffend mit einer sehr feiner Grazie und Majestät, wie ich sie denn auch in den Parlamentern bey öffentlichen und verschlossenen Sitzungen reden hörte, wobey sie diese Herrn oft gar gewaltig

tig mitnahm. Hatten sie so ihren eigenen Kopf oder wollten nicht recht herausrücken, oder in die in ihrem Staats-Rath entworfenen Edikte, Ordonnanzen des Königs oder auch ihre eigenen nicht willigen, so, kann man versichert seyn, wußte sie einen andern Ton anzustimmen und sich als Königinn gefürchtet zu machen.

Ich sah sie einst zu Bourdeaux, als sie die Königinn von Navarra dem König, ihrem Gemahl, zuführte. Sie hatte ihr befohlen, vom Hof an mit ihr zu kommen, indem sie diese Herren sprechen wollte, welche eine von ihnen erfundene und gehaltene Brüderschaft nicht wieder abschaffen wollten, die sie doch abgeschafft wissen wollte, weil sie voraussah, daß sie einst einen Schwanz nach sich ziehen würde, der nichts taugen und dem Staat nachtheilig seyn möchte. Sie warteten ihr im bischöfflichen Pallast auf, Sonntags früh, als sie eben im Garten spatzieren ging. Es war einer dabey, der das Wort für die andern führte, und sich in seiner Rede alle Mühe gab, zu beweisen, wie großen Nutzen diese Verbindung für das allgemeine Beste haben würde. Ohne darauf vorbereitet zu seyn, antwortete sie doch so schön und wohlgesetzt, und wußte so gute Gründe anzuführen, warum diese Brüderschaft nichts taugen könne und nicht zu dulden sey, daß alle den Geist der Dame bewundern mußten, und ganz erstaunt und verwirrt wurden, besonders da sie am Ende hinzugesetzt hatte: „Kurz und gut, ich will es nun einmahl so haben, und der König mein Sohn will es ebenfalls so haben, daß sie ausgerottet werden soll, und daß nie wieder davon gesprochen werde. Denn wir haben ausser den angeführten noch unsere besondern geheimen Gründe dazu, die ich Euch nicht sagen will. Wollt Ihr nicht, so werde ich Euch schon zeigen, was das auf sich hat, dem König und mir nicht gehorchen

horchen zu wollen.“ Damit schlichen sich denn die Herrn nach Hause, und es wurde nicht weiter davon gesprochen.

Aus diesem Ton sprach sie auch sonst noch oft mit Prinzen und den vornehmsten Herrn, wenn diese sich etwas Großes zu Schulden hatten kommen lassen wobey sie in Zorn gerieth und sich aufs hohe Pferd setzte; denn nichts in der Welt kann so stolz und trozig seyn, als sie, wenn es seyn mußte, wobey sie den Leuten die Wahrheit derb zu sagen wußte.

Ich sah den Herrn Herzog von Savoyen, der viel um den Kaiser, den König von Spanien und so viele andere Große gewesen war, sie aber mehr fürchtete und hochachtete, als wenn sie seine Mutter gewesen wäre; auch so der Herr Herzog von Lothringen; kurz alle Großen in der Christenheit. Ich könnte mehrere Beyspiele davon anführen, erspare es aber, bis ich sonst daran komme; für itzt mag es an dem genug seyn, was ich davon gesagt habe.

Bey ihren andern Vollkommenheiten war sie vorzüglich noch eine gute Christinn und sehr andächtig, ging oft zum Abendmahl, fehlte täglich nie beym Gottesdienst, zur Vesper und zur Messe, die sie gleich sehr angenehm und andächtig zu machen gewußt hatte, indem sie ihre Capelle mit den besten Sängern aus den vortrefflichsten Musikern besetzte. Sie liebte auch von Natur die Musik und verschaffte dem Hof oft Vergnügen damit in ihrem Zimmer, wovon wackere Damen und Cavaliers keineswegs ausgeschlossen waren, indem sie es nicht auf spanische Weise verschlossen halten wollte, noch auf Italienische Art nach der Sitte ihres Vaterlands oder wie unsere andern Königinnen Elisabeth von Oesterreich und Louise von Lothringen es hiel-

hielten, denn sie sagte: so wie ihr Schwiegervater der König Franz es ihr frey angelegt habe, so wolle sie es auch auf gut französisch erhalten, ohne eine Aenderung oder Neuerung darin vorzunehmen und so habe es auch der König ihr Gemahl gewollt. Ihr Zimmer war also das größte Vergnügen des Hofs.

Sie hatte gewöhnlich sehr schöne und vortreffliche Hoffräuleins, die man täglich in ihrem Vorzimmer fand, wo man mit ihnen sich unterhielt, plauderte, scherzte, aber dies alles so sittsam und bescheiden, daß man sich nicht unterstanden hätte, etwas anders vorzunehmen. Denn der Cavalier, der dagegen sündigte, wurde von nun an davon ausgeschlossen, bedroht und mußte noch mehr sogar fürchten, bis sie ihm verzieh und ihn begnadigte, wie sie denn überhaupt von Natur sehr gut und dazu geneigt war.

Kurz ihre Gesellschaft und ihr Hof war ein wahres irdisches Paradies und eine Schule aller Ehrbarkeit und Tugend, eine Zierde Frankreichs, wie dies die Ausländer sehr gut zu sagen wußten, wenn sie herkamen. Denn sie wurden da sehr gut aufgenommen und ihre Damen und Fräuleins hatten den ausdrücklichen Befehl, sich bey ihrer Ankunft vorzüglich herauszuputzen, sich Göttinnen gleich zu schmücken und es ihr einziges Geschäft seyn zu lassen, sie gut zu unterhalten. Im Ermanglungsfall erhielten sie einen starken Verweis und wurden tüchtig von ihr ausgefilzt.

Kurz ihr Hof war so gut von ihr eingerichtet, daß bey ihrem Absterben jedermann laut und einstimmig sagte: jetzt sey der Hof kein Hof mehr und nie würde Frankreich wieder eine solche Königinn Mutter zu sehen bekommen. Aber was für ein Hof war es auch! Ein Hof so glänzend, daß ich glaube, kein Kaiser

ser der Welt noch irgend einer unserer französischen Könige hielt in Ansehung der Damen je einen solchen.

Zwar ist es richtig, daß jener große Käiser und König von Frankreich, Karl der Große, ehemahls ein großes Vergnügen daran fand, eine große, starke Hofhaltung zu haben, sowohl von Pairs, Herzogen, Grafen, Pfalzgrafen und französischen Rittern als von Damen, deren Frauen, Fräuleins und mehrern andern aus ihren Gegenden, um, wie die alten Romane aus dieser Zeit uns lehren, der Kaiserinn und Königinn zur Gesellschaft und zum Hofstaat zu dienen und die schönen Rennen, Turniere und Prachtfeste als Zuschauerinnen mit ihrer Gegenwart glänzend zu machen. Denn damahls gab es noch eine Menge solcher sehr prächtiger Auftritte, bey der großen Anzahl irrender Ritter, die von allen Seiten her dem Kaiser zu Hof ritten. Allein diese schönen und großen Versammlungen und Gesellschaften fielen des Jahrs etwa drey bis viermahl vor, und jedesmahl, wenn so ein Fest zu Ende war, ging alles wieder nach seinem Heimwesen zurück, bis aufs nächstemahl. Noch dazu sagen einige: dieser Karl der Große sey auf seine alten Tage dem schönen Geschlecht sehr ergeben gewesen und seine Töchter haben wacker mit gemacht, so daß sein Sohn Ludwig, als er zur Regierung kam, sich genöthigt sah, sie nach verschiedenen Orten zu verbannen, weil ihn die Liebschaften mit den Mannspersonen ärgerten. Auch jagte er dabey eine Menge Damen vom Hof, die von der lustigen Gesellschaft gewesen waren. Jene Hofhaltungen Karls des Großen waren indessen ohnehin auch sonst nicht von Dauer, nähmlich zur Zeit seiner beßten Jahre. Denn er war damahls mit seinen Kriegen beschäfftigt und auf seine alten Tage war der Hof wie gedacht so ausschweifend.

Ganz anders verhielt es sich mit dem Hof unsers Königs Heinrichs des Zweyten und unsrer Königinn; dieser war von Fortdauer im Krieg sowohl als im Frieden, in der Residenz sowohl als bey einem kürzern Aufenthalt von Lustreisen aufs Land oder nach Schlössern unserer Könige, die daran keinen Mangel leiden, sondern deren so viel haben, als irgend ein Monarch der Welt. Diese schöne und große Gesellschaft war stets bey der Königinn, so daß ihr Hof immer wenigstens über dreyhundert Damen und Fräuleins stark war.

Die Quartiermeister und Fouriers des Königs versicherten daher auch, daß sie jederzeit die Hälfte der Quartiere einnähmen, was ich nicht nur so gehört, sondern auch in einem Zeitraum von drey und dreyßig Jahren gar oft gesehen habe. Denn so lange war ich bey unserm Hofe, ohne ihn zu verlassen, Kriege und einige Reisen ins Ausland abgerechnet. Als ich aber davon zurück war, blieb ich stets dabey. Denn dieser Aufenthalt hatte viel Angenehmes für mich, indem ich nie einen schönern gesehen habe, und glaube, daß seit Erschaffung der Welt noch kein schönerer gesehen worden seyn muß.

Da es unbillig wäre die Nahmen dieser schönen Damen, welche der Königinn Hof verschönern halfen, mit Stillschweigen zu übergehen, so will ich deren einige hersetzen, so wie sie mir einfallen, wie ich sie gegen das Ende des Ehestandes unsrer Königinn, und in der ganzen Zeit ihrer Wittwenschaft gesehen habe; denn zuvor war ich zu jung.

Zuerst waren da Mesdames, die Prinzessinnen des königlichen Hauses. Ich setze sie zuerst; denn sie verlieren nie ihren Rang, und gehen stets allen andern vor:

vor. Dies gebührt ihnen vermöge der Größe und des uralten Adels ihres Hauses. Also:

Madame Elisabeth von Frankreich, nachherige Königinn von Spanien.

Madame Claudia, nachherige Herzoginn von Lothringen.

Madame Margaretha, nachherige Königinn von Frankreich.

Madame, die Schwester des Königs, nachherige Herzoginn von Savoyen.

Die Königinn von Schottland, nachherige Königinn Dauphine und Königinn von Frankreich.

Die Königinn von Navarra, Johanna von Albret.

Madame Catharina ihre Tochter, gegenwärtig Schwester des Königs (Heinrichs IV).

Madame Diane, natürliche Tochter des Königs (Heinrichs II.) nachher legitimirt, und Madame von Castres. Zweymahl vermählt, als Frau von Montmorency und nachher als Frau von Angouleme.

Frau von Anguien aus dem Hause St. Pol und Touteville; Erbfrau.

Die Frau Princessinn von Conde, aus dem Hause Roye.

Frau von Nevers, aus dem Hause Vendome.

Frau von Guise, aus dem Hause Ferrara.

Madame Diana von Poitiers, Herzoginn von Valentinois.

Ihre Töchter, die Herzoginn von Aumale und von Bouillon.

Die Frau Marquise von Rothelin aus dem Hause Rohan,

Die Frau von Montpensier aus dem Hause Longwy oder Givry.

Die Frau Admiralinn von Brion, ihre Schwester.

Die Frau von Rieux, Schwester des Herrn Herzogs von Montpensier.

Die Frau Marquise von Elbeuf, ihre Tochter, aus dem Hause Rieux.

Die Frau Prinzessinn von la Roche-sur-Yonne, Wittwe des Marschalls von Montejan.

Die Frau Marquise von Saint-Andre, aus dem Hause Lustrac.

Die Frau Marschallinn von Strozzi, aus dem Hause Medicis, eine sehr nahe Verwandte der Königinn.

Die Frau Gräfinn von Sommerive und von Tende, ihre Tochter.

Die Frau Gräfinn von Usez, ihre innige große Vertraute.

Die Frau Marschallin von Brissac aus dem Hause Estelan in der Normandie.

Die Frau Marschallinn von Termes in Piemont.

Die Frau Connetable.

Die Frau Marschallinn D'Amville.

Die Frau Admiralinn von Chatillon, aus dem Hause Laval.

Die Frau von Roye, Schwester des Admirals.

Die Frau von Andelot, aus dem Hause Laval.

Die Frau von Martigues, ehemahls Fräulein von Villemontois, große Günstlinginn der Königinn von Schottland.

Frau von Cursol, nachher Herzoginn von Usez.

Die Frau Gräfinn von la Rochefaucault, aus dem Hause Miranda.

Die Frau von Randan, ihre Schwester.

Die zweyte Gemahlinn des Grafen von la Rochefoucault, aus dem Hause Roye, Schwester der Prinzessinn von Conde.

Kurz

Kurz; eine Menge andrer schöner Damen hatte diese Königinn an ihrem Hof, deren Nahmen mir itzt nicht alle einfallen, als sie noch an der Regierung war, und ihr Gemahl noch lebte. Nachher in ihrem Wittwenstand hatte sie die beyden Königinnen, ihre Schwiegertöchter.

Elisabeth von Oestreich und Louise von Lothringen.

Die Königinn von Navarra, ihre Tochter das Wunder der Welt.

Mademoiselle die Prinzessinn von Navarra ihre Schwägerinn.

Die Frau Prinzessinn von Conde, aus dem Hause Longueville.

Die Frau Prinzessinn von Conde, ihre Schwiegertochter, aus dem Hause Nevers.

Die Frau von Nevers, Erbinn des Hauses und dessen Erstgebohrne.

Die Frau von Guise, ihre andre Schwester, zuerst mit dem Fürsten von Porcian und zum zweytenmahl mit dem Herrn von Guise vermählt.

Die Frau von Nevers, aus dem Hause Montpensier, Wittwe des Grafen von Eu, nachherigen Herzogs von Nevers.

Die Frau von Nevers, aus dem Hause Bouillon mit dem zweyten Herzog von Nevers vermählt, und nachher mit dem Grafen von Clermont-Tallard und mit dem Herrn von Sagonne, und dann Frau von Montpensier.

Frau von Longueville, Wittwe der Herrn von Auguien und Nevers.

Die Frau Prinzessiun Dauphine, aus dem Hause Mesieres und Anjou.

Die Frau von Candale, aus dem Hause Montmorency.

 Die

Die Frau von Epernon ihre Tochter.

Die Frau von Joyeuse, Schwester der Königinn.

Die Frau von Mercoeur, Tochter des Herrn von Martigues.

Die Frau Prinzessinn von Conty, aus dem Hause Luce.

Die Frau von Metz, aus dem Hause Dampierre, Wittwe von Herrn von Annebault, nachmahls mit dem Herrn von Metz vermählt.

Die Frau Gräfinn von Fiesque, aus dem Hause Estrade.

Die Frau Marschallinn von Biron, aus dem Hause St. Blancart.

Die Frau von la Valette, aus dem Hause Bouchage.

Die Frau Marschallinn von Joyeuse, ihre ältere Schwester.

Die Frau von Nancay, ihre andre Schwester.

Die Frau von Bouchage, aus dem Hause la Valette.

Die Frau Herzoginn von Usez, die letzte aus dem Hause Clermont-Tallard.

Die Frau von Montros, ihre Schwester.

Mesdames von Eppiere und Alluye Schwestern, aus dem Hause Pienne.

Mesdames du Barbesieux, de Pienne und de Chateauroux, drey Schwestern aus dem Hause Brion.

Mesdames de Carnavalet, eine aus dem Hause Auteville, die andere aus dem Hause Baulme.

Die Frau von Rouannez, aus dem Hause St. Blanzay, zuvor Frau von Chateaubrion genannt, sehr in Gunst bey ihrer Gebieterinn, der Königinn.

Frau von Sauve, ihre Nichte.

Frau von Lenoucourt, nachherige Frau von Guimené.

Frau

Frau von Schomberg.

Frau von Sansac, aus dem Hause Montberon.

Frau von Bourdeille, ebenfalls aus dem Hause Montberonn; sehr nahe Verwandte.

Mesdames von Lansac, aus dem Hause Mortemart, und die andre jüngere aus dem Hause Poitou von Xaintrailles.

Frau von Dassigny.

Frau von Brissac, ihre Tochter.

Frau von Clermont d'Amboise, Wittwe des Herrn von Aubessine des Jüngern, aus dem Hause Opsel, oder Ville-Parisis.

Frau von Villeroy, ihre Schwägerinn, aus dem Hause Aubessine.

Frau von la Bordesiere, aus dem Hause Robertet.

Frau von Etrees.

Die Frau Gräfinn von St. Aignan.

Die Frau von Sourdis.

Die Frau von Arvaut, und

Frau von Montoirons, ihre Töchter.

Die Frau von la Tour, nachher Frau von Clermont d'Entragues, aus dem Hause Bon von Marseille.

Frau von Entragues, die erste, aus dem Hause Guimene.

Frau von Entragues, die zweyte, die noch itzt lebt.

Frau von Villeclair die jüngere aus dem Hause de la Mark oder Bouillon.

Frau von Villeclair aus dem Hause Breteſche.

Mesdames von Meru und Thore, die eine aus dem Hause Cosse, die andre aus dem Hause Humieres.

Die Frau Gräfinn von Montlevrier, aus dem Hause Luneville.

Die Frau von Raigny, aus dem Hause Cypiere.

Die Frau Marquise von Maillerave aus dem Hause Rove.

Die Frau von Fargy, aus dem Hause Pienne.

Die Frau von Senerpont, und

Frau von Beaudine ihre Tochter, aus dem Hause Dovarty.

Frau von Lesigny.

Frau von Lude, aus dem Hause la Fayette.

Die Frau Gräfinn, von Sancerre, ihre Tochter.

Die Frau von Fontaine-Guerin, aus dem Hause Sancerre.

Die Frau von Lavardin, aus dem Hause Negrepelisse.

Die Frau Marschallinn von Matignon.

Die Frau von Ruffee, und

Die Frau von Melicorne, drey Schwestern aus dem Hause Lude.

Frau von la Chatre.

Frau von Clermont de Lodeve, aus dem Hause Bernoy.

Madame Bourdin.

Frau von Brulard.

Frau von Pinard.

Ausser diesen war noch eine große Menge andrer da; wollt' ich sie alle herzählen, müßte ich mir den Kopf darüber zerbrechen, und je mehr ich darüber nachdächte, desto mehr würde mein Gedächtniß die Nahmen durcheinander werfen. Darum übergehe ich sie mit Stillschweigen. Wollte man mir vorwerfen, daß ich sie nicht ordentlich nach ihrem Rang aufgeführt habe, so sage ich dagegen, wenn sie bey ihrer Königinn waren, wußten sie ihn wohl zu beobachten, ohne daß ich mir die Mühe zu nehmen brauche, sie hier zu rangiren.

Itzt muß ich auf die Hoffräuleins kommen, die ich gesehen habe, sowohl bey der Königinn Mutter, als bey

bey Mesdames den Königinnen ihren Schwiegertöchtern, und andern großen Prinzessinnen am Hof, und welche ich, ungeachtet ich sie beynahe alle noch verheirathet gesehen habe, dennoch als Fräuleins aufführen werde, weil sie als solche anfangs zu ihren Gebieterinnen kamen. Ich könnte zwar dabey alle die Cavaliers nennen, mit denen sie vermählt wurden, dieß würde aber zu weitläufig und überflüssig seyn; auch glaube ich die beßte Zeit, die sie je gehabt haben, und wenn man sie selbst darüber befragte, war ihre Mädchen-Zeit. Denn sie hatten da freye Wahl als Nonnen — der Venus sowohl als der Diana zu leben, wenn sie sich dabey nur klug und vorsichtig betrugen, um sich — vor schwülstigen Folgen zu wahren [23]).

Hier sind also einige, und zwar von den ältesten und ersten, so ungefähr gegen zwanzig.

Fräulein von Rohan.

Fräulein von Pienne.

Fräulein von Sourdis.

Fräulein von Bourlemont.

Fräulein von Levic.

Fräulein von Cabriane, und

Fräulein von Guyonieres, Schwestern.

Fräulein von Bourdeille.

Fräulein von Boulet.

Fräuleins von Limeuil, Schwestern, wovon die ältere am Hofe noch starb.

Fräulein von Charlus.

Fräulein von Brion.

Fräulein von Saint Boire la Belle, nachher Madame le Grand.

Fräulein von St. Andre, eine sehr reiche Parthie, Tochter des Herrn Marschalls von Saint-Andre.

Fräulein von Montbrun, eine reiche Erbinn aus dem Hause d'Ausances.

Fräulein von Burlans, ehemals Teligny.
Die Fräuleins von Auteville, drey Schwestern.
Die Fräuleins von Flammin, von Ceton, Beton, Leviston alle aus Schottland.
Fräulein von Font-Pertuis.
Fräulein von Torigny.
Fräulein Noyan.
Die Fräuleins von Riberac, ehemahls Gultinieres.
Fräulein von Chateauneuf.
Fräulein von Montal.
Fräulein von Chataigneraye, die ältere.
Fräulein von Charansonet.
Fräulein de la Chatre.
Fräuleins von Astenay, beyde Schwestern.
Fräuleins von Certan, beyde Schwestern.
Fräulein d'Atri.
Fräulein von Caratte, ihre Cousine.
Fräulein de la Mirande.
Die Fräulein von Brissac, zwey Schwestern.
Fräulein von Dampville, eine gebohrne Cyprierinn, die sich aus der Verheerung von Cypern noch gerettet hatte [24]).
Fräulein von Cypiere.
Fräulein d'Ayelle [25]).
Fräulein de la Motthe.
Fräulein von Vitry [26])
Fräulein von Faucault.
Fräulein von Tiers.
Fräulein von Vernay.
Fräulein von Beaulieu, aus dem Hause Brissac, unehelich.
Fräulein von Grammont.
Fräulein von Luden.
Fräulein de la Bretesche [27]).

Fräu-

Fräulein von Bouilly.
Fräulein von Chataigneraye, die jüngere.
Fräulein Gabriele von Etrees.
Fräulein Diane von Etrees.
Fräulein von Surgeres.
Fräulein von Rostaing.
Fräulein von Fosseuse.
Fräulein von Rebeurs.
Fräulein von Ville-Savin.
Fräuleins von Barbezieux, drey Schwestern.
Fräulein von Luce.
Fräulein von Cheronne.
Fräuleins von Bacqueville, und endlich um dem Schluß die Krone aufzusetzen,
Fräulein von Guise, ganz jung, vortrefflich gebildet, eine sehr schöne vortreffliche Prinzessinn, und die
Prinzessinn von Longueville von gleichen herrlichen Qualitäten.

Soll ich ihrer wohl noch mehrere hernennen? nein! denn mein Gedächtniß ist mir nicht treu genug. Indessen sind doch ausser den itzt genannten noch eine solche Menge andrer Damen und Fräuleins übrig, daß ich mich genöthigt sehe, sie um Entschuldigung zu bitten, daß meine Feder sie überhüpft. Nicht als wollte ich sie darum für unbedeutender halten und sie weniger achten; ich würde mich aber nur zu sehr dabey aufhalten, wenn ich mich erst lange auf die Nahmen alle zu besinnen hätte und doch möchte ich endlich gerne zum Schluß kommen und sagen, daß man an dieser ganzen Gesellschaft, die ich da hergenannt habe, zu ihrer Zeit gar nichts auszusetzen fand. Denn alle Schönheit, alle Artigkeit, aller guter Anstand und alle Majestät waren da in Ueberfluß zu sehen, und der hatte von Glück zu sagen, der noch mit heilem Her-

Herzen davon kam; denn ich schwöre euch, daß unter allen diesen Damen und Fräuleins, die ich da hergenennt habe, nicht eine war, die nicht sehr schön, angenehm und vollkommen und ganz dazu geschaffen gewesen wäre, alle Welt in Feuer zu setzen.

So lange sie daher noch in ihrer Jugendblüthe standen, verbrannte sich auch mancher, so wohl von uns Hof-Cavaliers, als von andern, die ihrer Flamme zu nahe kamen, die Flügel: gegen manche aber waren sie auch sehr sanft, freundschaftlich, gewogen und artig, ich verstehe hier einige, von denen ich noch manches artige Geschichten in diesem Buch zu erzählen hoffe, ehe ich schließe [24]); von andern aber auch, die nicht darunter begriffen sind: alles aber so sittsam und mit solcher Vorsicht, daß man nicht im Stande seyn soll, sie zu errathen: denn ich werde alles dadurch verschleyern, daß ich ihre Nahmen verschweige, so, daß vielleicht manche, welche Geschichtchen von sich selbst darunter lesen, es nicht unangenehm finden oder übel aufnehmen werden. Denn da die Freuden der Liebe wegen mancherley Unbequemlichkeiten, Abhaltungen und Veränderungen nicht immer dauern können, so gewährt wenigstens die Rückerinnerung des Vergangenen noch Vergnügen.

Um sich nun einen rechten Begriff davon zu machen, was für einen schönen Anblick diese schöne Sammlung von Damen und Fräuleins, von mehr göttlichen als menschlichen Wesen, gewährte, muß man sich die feierlichen Einzüge in Paris und andre Städte, die geheiligten und unübertrefflichen Vermählungs-Feyerlichkeiten unsrer Könige und ihrer Schwestern vorstellen, wie die des Königs Dauphin, des Königs Karl, des Königs Heinrich des Dritten, der Frau Herzoginn von Lothringen, der Königinn von Spanien, der

der Königinn von Navarra und eine Menge anderer Vermählungen von Prinzen und Prinzessinnen, wie die des Herrn Herzogs von Joyeuse, die die andern alle übertraf, wenn die Königinn von Navarra dabey gewesen wäre. Alsdann die Zusammenkunft zu Bayonne, die Ankunft der Polnischen Gesandten und eine Menge anderer ähnlicher Prachtfeste, mit deren Erzählung ich gar nicht fertig werden würde, wobey diese Damen immer eine schöner, reizender und glänzender als die andre, erschienen. Denn bey dergleichen Feyerlichkeiten gaben ihnen die Könige und Königinnen ausser dem großen Aufwand, den sie aus eigenen Mitteln bestritten, noch Zuschuß an sehr schönen Stücken zu ihrem Putz. Kurz, man sah dabey, nichts als lauter Schönes, Glänzendes, Herrliches und Prächtiges und dies funkelte im Tanz-Saal, im Pallast oder im Louvre, wie himmlisches Gestirn in einer heitern Sommernacht. Ihre Königinn wollte aber auch und befahl ihnen jedesmahl, daß sie groß und prächtig geschmückt erscheinen sollten, ungeachtet sie selbst während ihrer Wittwenschaft nicht mit weltlicher Pracht geschmückt, sondern ganz in Trauer erschien, jedoch selbst hier noch so geschmackvoll, daß die Königinn in ihr unter den andern nicht zu verkennen war.

Es ist wahr, daß sie am Tag der Vermählung ihrer beyden Söhne Karl und Heinrich ganz in schwarzen Sammet gekleidet erschien, indem sie, wie sie sagte, das Fest dadurch noch feierlicher machen wollte, allein so lange ihr Gemahl noch lebte, kleidete sie sich sehr reich und prächtig und zeigte wohl, was sie war.

Was vorzüglich schön anzusehen und bewundernswürdig war, das waren die allgemeinen und feyerlichen Prozessionen zu Paris oder auch an andern, wenn

wenn gleich nach so kleinen Oertern, bey denen sich der Hof befand z. B. am Frohenleichnamsfest, Palmfest wobey sie ihre Palmenzweige mit so gutem Anstand trugen und zu Lichtmesse, wo sie ebenfalls ihre Kerzen trugen, deren Feuer mit ihrem eignem um die Wette zu strahlen schien. Bey diesen drey Prozessionen, welche die feierlichsten sind, bemerkte man in der That nichts als lauter Schönheit, Grazie, richtige Haltung, schönen Gang und Pracht, so daß die Zuschauer ganz entzückt davon wurden.

So war es ebenfalls ein schöner Anblick, wenn die Königinn während einer Schwangerschaft in der Sänfte sich über Land tragen ließ, oder wenn sie wohin ritt, wobey vierzig bis funfzig Damen oder Fräuleins ihr auf schön geschmückten Zeltern folgten, und wobey sie mit so gutem Anstand zu Pferde saß, daß kein Mann sich besser darauf ausnehmen konnte und in einem so schönen Reithabit, daß nichts darüber ging. Ihre Hüte waren dabey so schön mit Federbüschen verziert, daß ihr schöner Anstand noch unendlich dadurch erhöht wurde und die in der Luft flatternden Federn Liebe oder Kampf zu fordern schienen. Virgil der sich darauf einließ, den prächtigen Aufzug der Königinn Dido, wenn sie auf die Jagd ging, zu beschreiben, kömmt in seiner Beschreibung, er mag mir meine Offenherzigkeit immer zu gut halten, dem lange nicht bey, was zu sehen war, wenn unsre Königinn mit ihren Damen austritt.

Diese Königinn von unserm großen König Franz gebildet, der jene schöne Pracht und Herrlichkeit zuerst bey uns aufbrachte, wollte nichts ungeübt und unausgeführt lassen, was sie in dieser Schule gelernt hatte, sondern war stets darauf bedacht, ihn nachzuahmen,

ja selbst zu übertreffen und ich habe sie drey oder viermahl so hievon reden hören. Wer dies alles gesehen hat, wie ich, der kann mirs bezeugen, das ich hier als Augenzeuge nichts als die Wahrheit rede.

So war also der Hof unserer Königinn. — Unglückseliger Tag, an dem der Tod sie uns entriß. Ich habe erzählen hören, daß unser gegenwärtiger König ungefähr anderthalb Jahre darauf, als das Glück eine günstige Wendung für ihn genommen und er Hoffnung hatte, nächstens allgemein als König angesehen zu werden, mit dem verstorbenen Marschall von Biron davon sprach, wie er seinen Hof dereinst glänzend zu machen im Sinn hatte und hoffte, so daß er ganz dem gleichkommen sollte, den die gedachte Königinn hielt, unter welcher er in seinem höchsten Glanz und Pracht stand. Der Herr Marschall gab ihm aber zur Antwort: dies steht weder in Ihrer Macht, Sire, noch in der irgend eines Königs nach Ihnen. Es müßte denn seyn, Sie stünden so gut bey Gott, daß er Ihnen wieder die Königinn Mutter von den Todten auferweckte, um Ihnen den Hof wieder so einrichten zu helfen.

Dieß war aber freylich eben nicht der Wunsch des Königs. Denn es gab kein Wesen auf Erden, das er so sehr gehaßt hätte, als sie, da sie starb und jedoch ohne Grund, wie ich das recht gut sehen konnte; doch muß ers besser wissen, als ich.

Noch einmahl unglückseliger Tag, an dem uns diese Königinn starb, und zwar just in einem Zeitpunkt, da wir ihrer am meisten benöthigt gewesen wären und noch sind.

Sie

Sie starb zu Blois aus Traurigkeit, die sie über den dort begangenen Mord und das dort gespielte unglückliche Trauerspiel empfand und weil sie sah, daß sie, obschon unwissender Weise und in der beßten Absicht, die Prinzen an diesen Abgrund gebracht hatte, wie denn auch der Herr Cardinal von Bourbon zu ihr sagte: „Ach, Madam, Sie haben unschuldiger Weise uns alle zur Schlachtbank geführt." Dieß griff ihr nebst dem Tod dieser armen Leute so sehr ans Herz, daß sie sich — denn sie war zuvor schon krank gewesen — wieder niederlegen mußte, und nicht wieder aufstand.

Man sagt, daß, als der König ihr ankündigte, der Herzog von Guise sey aus dem Wege geräumt, und er jetzt allein unumschränkter König ohne Nebenmann noch Gebieter, sie ihn fragte: ob er wohl vor diesem Schritt schon seine Maßregeln für die Staatsangelegenheiten genommen habe. Als er es bejahte, sagte sie: Gott gebe es, mein Sohn. Als eine sehr kluge Dame sah sie nähmlich schon voraus, was für ihn und das Reich daraus erfolgen würde.

Es gab Leute, welche verschiedentlich von ihrem Tod sprachen, sogar von Gift. Dies kann seyn, vielleicht aber auch nicht. Die gemeinste Meinung ist, daß sie aus Verdruß starb, wie sie denn auch Ursache dazu hatte.

Sie wurde auf ihr Parade-Bett gelegt, wie mir eine von ihren Damen erzählte, gerade so, wie die Königinn Anna und mit den nähmlichen königlichen Kleidern, welche die gedachte Königinn hatte, und die seit deren Tod nicht wieder gebraucht worden waren. Dann wurde sie mit gleichem Aufzug und gleicher Feierlichkeit, wie die gedachte Königinn Anna,

nach

nach der Schloßkirche gebracht, wo sie noch liegt und ruht.

Der König hatte sie wollen nach Chastres, und von da nach Saint-Denis bringen und mit dem König ihrem Gemahl in denselben Sarg legen lassen, den sie für ihn so schön und prächtig machen ließ; allein der Krieg, der darauf folgte, verhinderte es, so daß man nicht weiter darauf dachte.

Dieß ists, was ich für jezt von dieser großen Königinn anführen kann. Sie in der That so viel Ursache gegeben, eine würdige Lebensbeschreibung von ihr aufzusetzen, daß diese kleine Abhandlung freylich für ihr Lob nicht hinreichend ist. Ich weiß dies recht gut; allein die Beschaffenheit meiner Kenntnisse würde auch dazu nicht hinreichen, indem selbst die besten Redner dabey in Verlegenheit kommen würden. Indessen, so wie sie nun einmahl ist, lege ich sie in aller Unterthänigkeit und Ehrfurcht ihr zu Füßen. Auch möchte ich nicht gern gar zu weitläuftig werden, indem ich wohl fühle, daß ich nur gar zu leicht in diesen Fehler verfalle.

II.

Maria Stuart,

Königinn von Schottland, ehemahls auch von Frankreich.

Wer je von dieser erhabenen Königinn von Schottland schreiben will, hat einen doppelten sehr reichen Stoff dazu, einmahl ihr Leben, und dann ihren Tod. In beyden war sie sehr übel mitgenommen vom Glück, wovon ich einige Beyspiele in dieser kleinen Abhandlung anführen werde, jedoch nur bloß in Form eines kurzen Abrisses, und nicht einer langen Geschichte, deren Beschreibung ich gelehrtern und geschicktern Federn überlasse.

Der Vater dieser Königinn war der König Jacob, ein sehr vortrefflicher und tapfrer Mann, und sehr gut französisch gesinnt. Nachdem er seine erste Gemahlinn Magdalena aus dem französischen Hause durch den Tod verloren hatte, bat er den König Franz, ihm eine anständige und tugendhafte Prinzessinn aus seinem Reich zu nennen, mit der er sich wieder vermählen könnte, indem er nichts so sehr wünschte, als die Verbindung mit Frankreich fortzusetzen.

König Franz glaubte keine bessere Wahl treffen zu können, um das Verlangen dieses guten Fürsten zu befrie

befriedigen, als indem er ihm die Tochter des Herzogs von Guise, Claudia von Lothringen gab, welche damahls Wittwe von dem verstorbenen Herzog von Longueville war, und welche dieser König so schön, einsichtsvoll, tugendhaft und vortrefflich fand, daß er es sehr zufrieden war und sich sehr glücklich schätzte, sie zur Gemahlinn zu bekommen und auch alle Ursachen dazu fand, nachdem er mit ihr vermählt war; so wie auch das ganze Königreich Schottland, das sie sehr weislich regierte, als sie zur Wittwe wurde, was einige Jahre nach ihrer Vermählung geschah, nachdem sie ihm zuvor diese Schönheit, zu ihrer Zeit eine der schönsten Prinzessinnen der Welt, gebohren hatte, nähmlich unsere Königinn, von der wir jetzt reden wollen.

Als diese gleichsam kaum gebohren war, und noch an den Brüsten sog, machten die Engländer einen Einfall in Schottland, wodurch ihre Mutter genöthigt war, sie aus Furcht vor diesen wüthenden Anfall von Gut zu Gut in Schottland zu flüchten; und ohne den guten Beystand, welchen unser König Heinrich dahin sandte, würde sie wohl schwerlich gerettet worden seyn. Demungeachtet mußte man sie zu Schiffe bringen und den Wogen, Stürmen und Winden des Meeres aussetzen, um sie größerer Sicherheit wegen nach Frankreich überzusetzen.

Hier konnte ihr denn ihr Unstern nicht übers Meer folgen. Da er sie dießmahl in Frankreich nicht anzugreifen wagte, so ließ er ab von ihr und das Glück reichte ihr die Hand. So wie sie weiter heranwuchs, sah man an ihr, wie ihre Schönheit und ihre großen Tugenden sich so schnell in ihr entwickelten, daß gegen ihr fünfzehntes Jahr schon ihre Schönheit wie der helle Mittag, zuleuchten, und den stärksten Glanz

 zu

zu verdunkeln anfieng. So groß war ihre körperliche Schönheit.

Ihre Seelenschönheit war es nicht minder: denn sie war sehr stark im lateinischen, in ihrem dreyzehnten bis vierzehnten Jahre deklamirte sie vor dem König, der Königinn und dem ganzen Hof öffentlich im Saal des Louvres eine von ihr aufgesetzte lateinische Rede, worin sie gegen die gemeine Meinung den Satz behauptete und vertheidigte, daß es sich für das schöne Geschlecht sehr gut schicke, in den Wissenschaften und freyen Künsten erfahren zu seyn. Man stelle sich nun einmahl vor, was für eine herrliche und bewundernswürdige Sache es darum gewesen seyn muß, diese gelehrte und schöne Königinn solchergestalt lateinisch deklamiren zu hören, was sie sehr gut verstand und sprach. Ich habe sie bey dieser Gelegenheit selbst gesehen. Sie ließ auch von Antoine Fochaine aus Chauny in Vermendois eine ihr zugeeignete Rhetorik in Französischer Sprache aufsetzen, die wir noch haben, um diese Sprache besser zu verstehen und noch beredter zu werden, wie sie denn auch wurde und besser, als wenn sie in Frankreich selbst gebohren gewesen wäre, sprechen lernte.

Es war auch sehr angenehm ihr zuzuhören, wenn sie sprach, es mochte nun mit den höchsten oder mit den niedrigsten seyn. So lang sie in Frankreich war, behielt sie sich immer zwo Stunden täglich frey zum Studieren und Lesen; dadurch brachte sie es denn auch so weit, daß es unter allen menschlichen Wissenschaften keine gab, wovon sie nicht gut zu sprechen gewußt hätte.

Vor allen Dingen liebte sie die Poesie und darin vorzüglich den Herrn Ronsard, den Herrn von Bellen

Belley und den Herrn von Maison-Fleur, die auch sehr schöne Gedichte und Elegien auf sie gemacht haben, besonders auf ihre Abreise aus Frankreich, welche ich sie in Frankreich sowohl als in Schottland mit Thränen in den Augen und Seufzen im Herzen oft selbst lesen sah.

Sie gab sich auch selbst mit der Poesie ab und machte Verse, wovon ich einige sehr schöne und gut gerathene gesehen habe, welche keineswegs denen glichen, die man ihr aufbürdete, auf die Liebe des Grafen von Boutheville [29]) gemacht zu haben. Denn diese sind zu grob und zu unfein, als daß sie von ihr seyn könnten. Der Herr von Ronsard war hierin ebenfalls meiner Meinung, als wir einst mit einander davon sprachen und sie lasen. Sie machte wohl schönere und artigere und zwar sehr schnell, wie ich dies oft gesehen habe, daß sie sich in ihr Cabinet zurückzog, und gleich darauf wieder heraus kam und uns, einigen honetten Cavaliers, die da waren, welche zeigte.

Ueberdieß schrieb sie auch sehr gut in Prosa, besonders in Briefen, die ich von ihr gesehen habe, und die sehr fließend und in einem hohen Styl geschrieben waren. Sprach sie aber mit jemand vertraulich, so konnte sie sehr sanft, gefällig, leicht und angenehm sprechen. Sie hatte dabey eine gewisse Majestät, die mit einer sehr anständigen und sittsamen Vertraulichkeit, besonders aber mit seiner sehr feinen Anmuth vermischt war. Selbst ihre Muttersprache, die an sich sehr bäurisch, barbarisch, unangenehm und häßlich klingt, sprach sie mit solcher Anmuth und wußte sie so zu modeln, daß sie in ihrem Munde, obschon sonst bey niemand, sehr schön und angenehm zu hören war.

Solche Kraft hatte eine solche Schönheit und Anmuth, daß ein grober Barbarismus durch sie in eine süße Höflichkeit und anmuthsvolle Liebenswürdigkeit verwandelt wurde, und so darf man sich nicht darüber wundern, daß sie, wie ich selbst gesehen habe, ungeachtet sie nach der barbarischen Mode der Wilden ihres Landes gekleidet war, in einem sterblichem Leibe und barbarischem groben Gewand dennoch eine wahre Göttin schien. Diejenigen, die sie so gekleidet gesehen haben, könnens noch aller Warheit bezeugen, so wie auch die welche sie so abgemahlt gesehen haben. Ja ich habe den König und die Königinn sogar sagen hören, daß Sie sie so noch schöner, angenehmer und reizender fänden, als in allen andern Kleidern.

Wie mußte sie sich nun erst ausnehmen, wenn sie in ihrem schönen und reichen Schmuck erschien, in französischer oder spanischer Kleidung, oder mit einem Italienischen Kopfzeug, oder auch in ihren andern Kleidern in der weissen tiefen Trauer-Tracht, worin sie vorzüglich schön zu sehen war. Denn die Weisse ihres Gesichts wetteiferte mit der Weisse ihres Schleyers, dessen künstliches Gewebe aber dennoch endlich unterliegen mußte, indem der Schnee ihres schönen Gesichts den andern verdunkelte. Daher machte man auch bey Hof folgendes Gedicht auf sie in ihrer Trauer-Tracht.

L'on voit sous blanc Atour
En grand deuil et tristesse
Se pourmener maint Tour
De beauté la déesse.
Tenant le trait en main
De son fils inhumain;

Et

Et Amour sans fronteau
Voletter autour d'elle,
Degulsant son bandeau
En un funebre voile
Ou sont ces mots ecrits:
MOURIR OU ETRE PRIS.

So war also diese Fürstinn in jeder Kleidung schön, diese mochte barbarisch, weltlich höfisch oder rauh seyn. Um die Herzen noch desto stärker in Brand zu setzen, besaß sie auch noch die Vollkommenheit, daß ihre Stimme sehr sanft und vortrefflich war. Sie sang sehr gut zur Laute, die sie mit dieser schönen weissen Hand und diesen troz denen der Aurora schön geformten Fingern ganz meisterhaft spielte.

Was läßt sich überhaupt noch weiter sagen von ihren Schönheiten, als dies noch, daß man von ihr sagte, die Sonne ihres Schottlands komme ihr gar nicht gleich: denn manche Tage im Jahre leuchtet sie dort nicht fünf Stunden, sie hingegen strahlte allezeit, so daß ihr Glanz sich über ihr Land und über ihr Volk verbreitete, das wegen der großen Entfernung seines Klimas von der großen Sonne des Himmels mehr Licht bedürftig war, als irgend ein andres.

Ha, Schottland, jezt müssen wohl deine Tage noch weit kürzer seyn, als sie es zuvor schon waren, und deine Nächte weit länger, da du diese Fürstinn verlohren hast, die dich überstrahlte. Du warst aber auch sehr undankbar und bewiesest dich nicht durch Treue und Liebe erkenntlich, wie es deine Pflicht erfordert hätte.

Diese Dame und Fürstinn nun gefiel Frankreich so sehr, daß es den König Heinrich bat, sich näher mit ihr zu verbinden, und sie dem Herrn Dauphin

seinem geliebten Sohn zur Gemahlinn zu geben, welcher seiner Seits sterblich in sie verliebt war. Die Vermählung wurde in der großen Kirche und dem Pallast von Paris feyerlich vollzogen, wobey diese Königinn noch hundertmahl schöner erschien, als eine himmlische Gottheit, sowohl früh, als sie voll erhabner Majestät zur Trauung ging, als Nachmittag, da sie zum Ball spazierte, und endlich Abends, als sie mit bescheidenem Gang und angenommenem gleichgültigem Wesen sich wegbegab, um dem Gott Hymen ihre Gelübde darzubringen. Am ganzen Hof und in der ganzen großen Stadt war nur eine Stimme, überglücklich sey der Fürst, der sich mit dieser Fürstin verbinde, und wenn das Königreich Schottland eine Sache sey, welche Werth habe, so sey doch diese Königinn allemahl noch mehr werth: denn wenn sie auch weder Scepter noch Krone hätte, so sey schon ihre bloße Person an sich und ihre göttliche Schönheit einem ganzen Königreich gleich zu schätzen, da sie aber dabey noch dazu schon Königinn sey, so bringe sie Frankreich und ihrem Gemahl doppeltes Glück und Vermögen zur Mitgabe.

So sprach die Welt von ihr. So wurde sie, die Königinn Dauphine, und der König ihr Gemahl Dauphin genannt, und beyde lebten in großer Liebe und vortrefflicher Eintracht mit einander.

Als hierauf jener große König starb, gelangten sie auf den französischen Thron und wurden beyde König und Königinn von zwey großen Königreichen, beyde glücklich und überglücklich, wenn der König Franz ihr Gemahl nur nicht durch den Tod hingerafft und sie dadurch im schönsten Frühling ihrer Jahre zur Wittwe gemacht worden wäre, nachdem sie ihre Liebe, Wonne

und

und Seligkeit nicht länger als ungefähr vier Jahre genossen hatten.

Dies war also eine Glückseligkeit von gar kurzer Dauer, welche das Unglück für dießmahl billig noch hätte verschonen sollen. Grausamer Weise nahm es aber keine Rücksicht darauf und wollte mit dieser Fürstinn so übel spielen, welche von ihrem Verlust und ihrer Trauer selbst folgendes Lied dichtete:

En mon triste et doux chant
D'un ton fort lamentable,
Je jette un oeil tranchant
De perte incomparable
Et en soupirs cuisants
Passe mes meilleurs ans.

Fut il un tel malheur
De dure destinée,
Ni si triste douleur
De dame fortunée
Qui mon coeur et mon oeil
Vois en tierre et cercueil?

Qui en mon doux printemps
Et fleur de ma jeunesse
Toutes les peines sens
D'une extréme tristesse,
Et en rien n'ai plaisir
Qu'en regret et desir.

Ce qui m'etoit plaisant
Ores m'est peine dure,
Le jour le plus luisant
M'est nuit noire et obscure,
Et n'est rien si exquis
Qui de moi soit requis.

J'ai au coeur et à l'oeil
Un portrait et image
Qui figure mon deuil
Et mon pale visage
De violettes teint
Qui est l'amoureux teint.

Pour mon mal etranger
Je ne m'arrete en place,
Mais j'en ai beau changer,
Si ma douleur j'efface
Car mon Pis et mon Mieux
Sont mes plus deserts lieux.

Si en quelque séjour
Soit en bois ou en prée
Soit pour l'aube du jour
Ou soit par la vesprée
Sans cesse mon coeur sent
Le regret d'un absent.

Si partois vers ces lieux
Viens à dresser ma vue,
Le doux trait de ses yeux
Je vois en une nuë;
Soudain je vois en l'eau
Comme dans un tombeau.

Si je ſuis en répos
Sommeillant ſur ma couche
I'oy qu'il me tient propos.
Ie le ſens qu'il me touche:
En labeur en recoy
Toujours eſt pres de moy.

Ie ne vois autre objet
Pour beau qu'il ſe preſente
A qui que ſoit ſujet,
Ongues mon coeur conſente,
Exempt de perfection
A cette aſfliction.

Mets chanſon ici fin,
A ſi triſte complainte,
Dont ſera le refrain
Amour vraye et non feinte,
Pour la ſéparation
N'aura diminution.

So äuſſerte dieſe traurige Königinn auf eine rührende Art ihren Schmerz in ihrem Geſang, der noch ſprechender auf ihrem bloßen Geſicht ausgedrückt war; denn von der Zeit an, daß ſie zur Wittwe wurde, habe ich nicht bemerkt, daß ſie je wieder Farbe bekommen hätte, ſo oft ich auch die Ehre hatte, ſie in Frankreich ſowohl als in Schottland zu ſehen, wohin ſie nach Verlauf von achtzehn Monathen zurückkehren mußte, um ihr durch Religionsſpaltungen ſehr beunruhigtes Reich wieder in Ordnung zu bringen.

Sie that dieſe Reiſe gar nicht gern und wollte lange nicht dran. Oft hörte ich aus ihrem Munde,

daß

daß sie diese Reise fürchte, wie den Tod, und hundertmahl wünschte, lieber in Frankreich als bloße verwittwete Königinn zu bleiben, und sich mit dem ihr verschriebenen Witthum Touraine und Poitou zu begnügen, als in ihr wildes rauhes Land zurückzukehren. Allein ihre Herren Oheime, einige, nicht alle, riethen ihr, ja drängten sie dazu: ich will hier nicht anführen, aus welchen Gründen; aber nachher bereuten sie diesen Fehler gar sehr.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß wenn bey ihrer Abreise ihr Schwager Carl, der damahls noch sehr klein und jung war, in den erforderlichen Jahren auch so voll Liebe zu ihr gewesen wäre, wie ich ihn gesehen habe, er sie nicht abreisen lassen, sondern frisch geheirathet haben würde. Denn ich sah ihn nachher so verliebt in sie, daß er nie ihr Portrait erblickte, ohne starr und entzückt daran hangen zu bleiben, und des Anblicks fast gar nicht satt werden zu können; wobey er oft sagte: dieß sey die schönste Fürstinn, die je in der Welt gebohren worden sey; und er halte seinen königlichen Bruder für allzuglücklich, daß er eine so schöne Prinzessinn besessen habe; er dürfe sich daher nicht über seinen frühen Todt beklagen, da er in dieser Welt sein Vergnügen im Besitz einer solchen Schönheit gefunden und es mit ihr getheilt habe: denn dieser Genuß sey in seinen Augen mehr werth, als der Besitz seines Reichs.

Wäre sie also noch in Frankreich gewesen, so würde er sich mit ihr vermählt haben, ungeachtet sie seine Schwägerinn war: denn er war fest dazu entschlossen, und der damahlige Papst würde ihn auf keinen Fall seine Dispensation verweigert haben, die er sogar einem seiner Unterthanen bewilligt hatte, dem Herrn von

Loue,

Love, der ebenfalls die seinige heirathete; was man nachher auch noch in Spanien sah, wo der Marquis von Aguilar ein Gleiches that, so wie noch viele andere dieses Landes, die hierin nicht allzubedenklich sind, um den Glanz ihres Hauses nicht sinken zu lassen, und es in seinem Wohlstand zu erhalten, und die Güter nicht zu versplittern, wie wir in Frankreich thun.

Alle diese Betrachtungen hörte ich ihn und andre hierüber anstellen, ich lasse mich jedoch hier nicht näher darauf ein, um nicht zu weit von meinem eigentlichen Gegenstande, der Königinn Maria, abzukommen.

Als sie, endlich beredet worden war, nach ihrem Reich zu gehen, und als ihre Reise auf das Frühjahr festgesetzt war, zögerte sie doch noch so lange, daß sichs von Monath zu Monath hinausschob, und sie endlich erst gegen das Ende des Monaths August unter Segel ging. Merkwürdig ist hiebey, daß dieß Frühjahr an dem sie abreisen sollte, so spät, so traurig und so frostig war, daß es im April noch gar nirgends den Anschein hatte, als ob es grün werden wollte. An Blumen war noch nicht zu denken. Dieß gab denn den galanten Herrn am Hof Anlaß, allgemein und überall und hundertmahl zu sagen: dieß Frühjahr habe seine sonstige Heiterkeit und Annehmlichkeit in einen häßlichen stürmischen Winter verwandelt, und wolle sich nicht mit seinem schönen Grün und Florens bunten Kindern schmücken, weil es wegen der Abreise dieser Königinn Trauer tragen wolle. — Der Herr von Maisonfleur, ein vortrefflicher Cavalier in den Wissenschaften so gut als in den Waffen, verfertigte hierauf eine sehr schöne Elegie.

Als demnach der Herbst angebrochen war, mußte die Königinn, so lange sie auch damit gezögert hatte,

dem

dennoch endlich Frankreich verlassen. Sie reiste also zu Land nach Calais in Begleitung ihrer Herrn Oheime, des Herrn Herzogs von Nemour und des größten Theils vom Hofe mit Inbegriff mehrerer Damen, wie der Frau Herzoginn von Guise und andrer, welche alle die Abreise einer solchen Königinn beklagten und beweinten.

Im Hafen fand sie zwo Galeeren, eine des Herrn von Mevillon, die andere des Herrn Capitains Albize und nicht mehr als zwey andere Fahrzeuge. Nachdem sie sich nicht länger als sechs Tage in Calais aufgehalten hatte, nahm sie mit Wemuth und Seufzen von der ganzen großen Gesellschaft, welche da war, vom Höchsten bis zum Niedrigsten Abschied und schiffte sich ein. Von ihren Oheimen reisten mit ihr der Herzog von Aumale der Groß-Prior und der Herzog von Elbeuf und der Herr von Danville, der gegenwärtige Herr Connetable und eine Menge Adel, die wir alle zusammen mit ihr in der Galeere des Herrn von Mevillon als der schönsten und beßten waren.

So wie sie nun im Begriff war, aus dem Hafen auszulaufen und die Ruder sich in Bewegung setzen wollten, sah sie vor ihren Augen ein Schiff stranden und zu Grunde gehen, wobey der größte Theil des Seevolks ertrank, weil sie den See-Pfad nicht richtig getroffen hatten. Als sie dieß sah, rief sie plötzlich: Ach Gott! welche Vorbedeutung für meine Reise.

Die Galeere lief aus dem Hafen aus und da sich ein kleiner frischer Wind erhob, fing man an, die Seegel aufzuspannen und ließ die Ruder ruhen. Ohne sich um irgend etwas weiter zu bekümmern, stützte sie beyde Arme auf das Hintertheil des Schiffs auf der Seite des Steuerruders, und fing an häufige Thränen

nen zu vergießen, indem sie ihre Augen unverwendet nach der Seite des Hafens hin, wo sie ausgelaufen war, richtete und dabey die traurigen Worte aussprach: Adjeu Frankreich, Adjeu Frankreich, die sie alle Augenblicke wiederholte. In dieser schmerzhaften Stimmung fuhr sie beynahe fünf Stunden fort, bis es endlich Nacht wurde und man sie bat, sich doch da weg zu begeben und etwas zu Nacht zu speisen.

Nun verdoppelten sich ihre Klagen und wurden heftiger als bisher, wobey sie sagte: jetzt mein theures Frankreich verliere ich dich ganz aus dem Gesicht, weil die dunkle Nacht eifersüchtig auf das Vergnügen, das ich darin suchte, dich so lange als möglich zu sehen, mir einen schwarzen Schleyer vors Gesicht zieht, um mich deines geliebten Anblicks zu berauben. Noch einmahl, Adjeu, also, mein geliebtes Frankreich, das aus meinen Blicken schwindet, ich werde dich nie wiedersehen.

So begab sie sich dann weg, wobey sie sagte, sie thue hier ganz das Gegentheil von dem, was ehemahls Dido that, welche bloß ins Meer hinausblickte, als Aeneas von ihr schied, statt daß sie aus dem Meer nach dem festem Land blickte. Sie wollte sich niederlegen, ohne etwas von Speise zu sich zu nehmen, und wollte auch nicht von dem Verdeck hinunter in ihre Kajüte, sondern man ließ ihr oben auf dem Verdeck ein Bette zurecht machen.

Hier ruhte sie ein wenig aus, ohne ihre Seufzer und Thränen zu vergessen, wobey sie dem Steuermann befahl, wenn er bey Tages Anbruch noch einen Theil der Küste von Frankreich entdecken könne, so sollte er sie aufwecken und sie ohne Scheu rufen.

Das

Das Glück war ihr hierin günstig. Denn da sich der Wind gelegt hatte, und man wieder rudern mußte, so legte man diese Nacht keine große Strecke zurück, so daß bey Tagesanbruch die Küste von Frankreich noch zu sehen war; da nun der Steuermann ihren Befehl richtig befolgte, stand sie auf und sah Frankreich noch, so lange sie konnte. Als aber die Galeere weiter kam, schwand dieß schöne Land und mit ihm ihre Zufriedenheit und nun wiederholte sie noch die Worte: „Adjeu, Frankreich, nun ists aus, Adjeu, Frankreich, nun ist aus, Adjeu Frankreich, ich sehe dich wohl nie wieder“ [30]).

Sie wünschte jetzt, daß eine englische Flotte erscheinen möchte, die wir sehr zu fürchten hatten, damit sie Ursache haben und genöthigt seyn möchte, umzukehren und nach dem Hafen zu flüchten, aus dem sie ausgelaufen war. Allein Gott wollte ihren Wunsch hierin nicht erfüllen. Denn wir kamen ohne allen Anstoß glücklich nach Petit-Leith, wobey ich diese kleine Anekdote erzählen will. Am ersten Abend, da wir eingeschifft waren, sagte der Herr von Chastelard [31]), als er sah, daß man den Leuchtthurm anzündete, diese witzige Rede: es bedürfte dieses Leuchtthurms und dieser Fakel nicht, um uns zur See zu leuchten. Die schönen Augen dieser Königinn werfen Strahlen genug, um das ganze Meer zu erleuchten, ja im Nothfall sogar es in Flammen zu setzen.

Es ist ferner anzumerken, daß einen Tag zuvor an einem Sonntag früh, ehe wir in Schottland landeten, ein so starker Nebel entstand, daß wir nicht einmahl vom Hintertheil im Schiff bis zum Vordertheil sehen konnten, worüber die Schiffleute sehr erstaunt waren, so daß man genöthigt war in hoher See vor Anker zu legen und das Senkbley auszuwerfen, um zu sehen, wo wir waren.

Dieser

Dieser Nebel dauerte einen ganzen Tag und die ganze Nacht bis an den andern Morgen früh um acht Uhr, da wir uns von einer Menge Klippen umgeben fanden, so daß wir, wenn wir vorwärts oder seitwärts von der Stelle gekommen wären, scheitern mußten, und alle verlohren waren. Die Königinn sagte dabey: sie für sich hätte sich nicht viel daraus gemacht, indem sie ohnehin nichts mehr wünsche als den Tod. Doch hätte sie es nicht gewünscht oder gewollt in Rücksicht auf das allgemeine Beste des ganzen Königreichs Schottland. Als man endlich am Morgen, nachdem dieser Nebel zerstreut war, die Küste von Schottland erblickte, so urtheilten manche, dieser Nebel bedeute, daß man in einem benebelten, unruhigen und in einer unangenehmen Verfassung befindlichen Königreich ans Land steigen werde. Wir liefen in Petit-Leith in den Hafen ein, und stiegen ans Land und lernten die Vorsteher dieses und des benachbarten Orts, Islebourg kennen. Dieser war eine kleine Meile entfernt. Die Königinn ging zu Pferd bis dahin, ihre Damen und Herrn aber folgten in Landwagen, mit Postpferden bespannt, so gut man sie hatte und mit sehr schlechtem Geschirr. Bey diesem Aufzug fing die Königinn an zu weinen und sagte: hier gebe es keine französische Pracht noch Feyerlichkeiten, noch stolze französische Reitpferde, die sie so lange genossen habe, man müsse aber Geduld haben.

Noch schlimmer kams am Abend. Als sie sich nähmlich zu Bette legen wollte, wobey sie in die Abtey Islebourg, was in der That ein schönes Gebäude ist und kein schottisches Ansehen hat, einquartirt war, kamen fünf bis sechshundert Menschen aus der Stadt unter ihr Fenster, die ihr eine Nachtmusik mit schändlichen Violinen und kleinen Bässen (rebecs) brachten,

woran in diesem Lande kein Mangel ist, und dann anfingen Psalmen zu singen, so abscheulich und so unharmonisch, als man sich gar nichts vorstellen kann. Himmel, welche Musik und welche Ruhe für sie in dieser ersten Nacht!

Am folgenden Morgen hätte man ihr bald ihren Allmosinier in ihrer eignen Wohnung umgebracht, was auch richtig geschehen wäre, wenn er sich nicht noch bey Zeiten aus dem Staube gemacht hätte, da sie denn mit ihm eben so verfahren wären, wie nachher mit ihrem Sekretair David,[33]) den die Königinn als einen Mann von Kopf gern in ihren Geschäften brauchte, den man ihr aber vor ihrem Saal so nahe bey ihr tödete, daß sein Blut ihr aufs Kleid sprützte und er todt zu ihren Füßen fiel.

Welche unwürdige Behandlung! Sie erlaubten sich aber wohl noch andre gegen sie, und man darf sich daher nicht irre machen lassen, wenn sie nachtheilig von ihr sprachen. Diese Begegnung gegen ihren Allmosinier machte sie so traurig und niedergeschlagen, daß sie sagte: dieß ist ein schöner Anfang und ein guter Beweis, den meine Unterthanen mir zur Bewillkommung von ihrem Gehorsam geben. Ich weiß nicht, was dieß für ein Ende nehmen wird, aber ich verspreche mir gar nichts Gutes davon. Die arme Fürstinn zeigte sich auch hierin als eine große Cassandra von Seiten des prophetischen Geistes, so wie sie es an Schönheit ohnehin schon war.

Hier lebte sie drey Jahre sehr untadelhaft in ihrem Wittwenstand, in dem sie auch geblieben seyn würde, da sie kein Verlangen trug, den Manen ihres Gemahls zu nahe zu treten; allein die Stände ihres Königreichs baten sie und lagen ihr darum an,

sich

sich zu vermählen, damit sie ihnen einen von ihr gebohrnen König hinterlassen möchte, wie es der gegenwärtige ist.

Es gibt Leute, welche sagten, in den ersten Kriegen habe der König von Navarra sie heyrathen wollen, und im Sinn gehabt, zu dem Ende seine Gemahlinn der Religion wegen zu verstoßen. Sie wollte aber nicht darein willigen, indem sie sagte: sie habe eine unsterbliche Seele, die sie um alle Hoheit der Welt nicht verlohren gehen lassen wolle; denn sie machte sich gar sehr ein Gewissen daraus, einen schon anderwärts verheiratheten Mann zu heirathen.

Endlich vermählte sie sich wieder mit einem jungen Herrn aus England aus einem sehr guten Hause, jedoch ihr noch nicht gleich [33]. Diese Ehe war nicht glücklich, weder für den einen noch den andern Theil. Ich will mich hier nicht auf eine Erzählung einlassen, wie der König, ihr Gemahl, nachdem er ein sehr schönes Kind, den itzt regierenden König, mit ihr erzeugt hatte, durch eine Mine ermordet wurde, welche man unter seiner Wohnung angelegt hatte.

Die Geschichte davon ist schriftlich verfaßt und gedruckt, jedoch nicht der Wahrheit gemäß, wegen des Antheils, welcher der Königinn hierbey zur Last gelegt wird. Dieß ist eitel Lug und Trug: denn diese Königinn war nie grausam, sie war im Gegentheil lauter Güte und Sanftmuth. Nie verübte sie in Frankreich irgend eine Grausamkeit, fand auch nie Gefallen daran, nicht einmahl konnte sie übers Herz bringen, die armen Missethäter hinrichten zu sehen, wie manche andre große Damen, die ich kannte; und als sie zu Schiff war, wollte sie nie zugeben, daß der schlechteste Galeerensklave Schläge bekam, sondern bat den

Großprior ihren Oheim ausdrücklich, und befahl dem Rudermeister es zu unterlassen, indem sie äusserstes Mitleid mit ihrem Elend fühlte, und es zu Herzen nahm.

Kurz, nie wohnte Grausamkeit im Herzen dieser großen und sanften Schönheit, sondern es sind eitel Betrüger, die ihr dieß mündlich oder schriftlich Schuld gaben, wie unter andern Herr Buchanan, worin er sich für die Wohlthaten, die seine Königinn in Frankreich und Schottland ihm erzeigte, sehr undankbar bewiesen hat, indem sie ihm das Leben schenkte, und seine Achtserklärung aufhob. Er hätte besser gethan, wenn er seine göttliche Gelehrsamkeit darauf verwendete, besser von ihr zu sprechen als er that, statt daß er ihr übel nachredete, und von ihrer Liebschaft mit Bothwel plauderte, und sogar einige Sonnets einrückte, die sie gemacht habe, welche niemand für echt erkennen wird, der sie und ihren Geist und ihre Poesie kannte, so wenig als ihre Liebschaft. Denn dieser Bothwel war der häßlichste Mann von so scheußlichem Ansehen, als man sich nur irgend denken kann.

Wenn jedoch dieser Buchanan ihr Böses nachgeredet hat, so gibt es dagegen wieder andre, die ein sehr schönes Buch von ihrer Unschuld geschrieben haben, das ich selbst gesehen habe, und worin diese so sonnenklar dargethan und erwiesen ist, daß es dem schwächsten Kopf einleuchten muß, wiewohl ihre Feinde wenig Rücksicht darauf nahmen, sondern in dem hartnäckigen Vorsatz, sie zu Grund zu richten, (was ihnen denn endlich auch gelungen ist) sie so bitter verfolgten, daß sie nicht eher abließen, bis sie in einem starken Schloß gefangen saß, wo sie endlich nach einer Jahrlangen jämmerlichen Einkerkerung durch einen sehr wackern

tapfern

tapfern schottischen Cavalier aus einem sehr guten Hause, Nahmens von Beton, befreyt wurde, den ich ebenfalls gekannt und gesehen habe, und der mir alles umständlich erzählte, als er die Nachricht davon dem König brachte. Er war ein Neffe des Bischoffs von Glasgow, der als Gesandter in Frankreich stand, und ein so rechtschaffener Mann und würdiger Prälat war, als man selten zu sehen bekommt, der dabey sich als einen getreuen Diener gegen seine Gebieterinn bis zu ihrem letzten Hauch bewies, und es auch noch itzt nach ihrem Tode ist.

Nachdem also diese Königinn sich wieder in Freyheit befand, säumte sie nicht lange, und hatte augenblicklich ein Heer von denen auf den Beinen, die sie für ihre getreusten hielt, und das sie selbst anführte. Sie ritt dabey an der Spitze auf einem guten Roß, und hatte einen einfachen Cotillon oder Rock von weißem Taft an, und ein flornes Kopfzeug auf. Ich hörte hierbey von mehrern Personen, besonders von der Königinn Mutter, daß sie sich wunderten, wie eine so zarte, empfindliche und feingebaute Fürstinn, wie sie war, und ihr ganzes Leben gewesen war, sich den Ungemächlichkeiten des Kriegs so gut unterziehen konnte. Was wäre aber auch so schwer und ungemächlich, dem man sich nicht aussetzte und das man nicht unternähme, um unumschränkt zu herrschen, an seinem rebellischen Volk sich zu rächen, und es zum Gehorsam zurückzuführen!

So ritt also diese schöne, edelherzige Fürstinn, eine zweyte Zenobia, an der Spitze ihres Heers, das sie anführte, um die Feinde anzugreifen, und ihnen eine Schlacht zu liefern. Aber ach! welches Unglück! Als sie dachte, jetzt sollten die Ihrigen handgemein

mein mit den Feinden werden, und als sie ihnen mit Worten, welche Felsen hätten erweichen können, zuredete, um sie zu ermahnen und anzufeuern, schulterten sie plötzlich ihre Piken, ohne sich zu schlagen, worauf beyde Theile das Gewehr wegwarfen, und sich als Freunde in die Arme eilten, und sich zusammen verschwuren und verbündeten, ihre Königinn zu greifen, und gefangen nach England zu liefern.

Der Herr von Crosy, ihr Haushofmeister, ein Cavalier aus Auvergne, erzählte den ganzen Hergang auf diese Art der Königinn Mutter, als er aus Schottland herüber kam. Ich sah ihn zu Saint Maur, wo er ihn einigen von uns erzählte.

Endlich wurde sie nach England geführt, wo sie auf ein Schloß gesetzt und so enge und gefänglich verwahrt wurde, daß sie in achtzehn bis zwanzig Jahren nicht herauskam, bis zu ihrem Tod, den ihr das gar zu grausame Urtheil brachte, das sich auf mehrere nicht sehr einleuchtende Gründe stützt, welche darin angeführt werden. Ein Hauptgrund war, wie ich von guter Hand weiß, daß die Königinn von England sie nie wohl leiden mochte und jederzeit und schon lange her auf ihre Schönheit eifersüchtig war, weil sie sich gestehen mußte, daß sie die ihrige übertraf. Dieß nenne ich doch Eifersucht! Dann war es aber auch wegen der Religion.

Diese Fürstinn wurde also nach ihrer langen Gefangenschaft endlich zum Tod durchs Schwert verurtheilt, und dieß Urtheil wurde ihr zwey Jahre zuvor angekündigt, ehe sie hingerichtet wurde. Einige sagen, sie habe nichts davon gewußt, bis man sie habe zur Hinrichtung abholen wollen, andre reden davon, daß man es ihr zwey Monathe vor der Hinrichtung bekannt

bekannt gemacht habe. So wie die Königinn Mutter Nachricht davon erhielt, als sie zu Coignac war, was sie sehr schmerzte. Man sagte ihr dabey noch den besondern Umstand, daß sobald das Urtheil ihr publicirt gewesen sey, man ihr Zimmer und ihr Bett schwarz ausgeschlagen habe. Die Königinn Mutter lobte dabey sehr die Standhaftigkeit der Königinn von Schottland und sagte, sie habe noch nie gesehen oder gehört, daß eine hohe Person sich standhafter im Unglück betragen hätte.

Ich war damahls anwesend, glaubte aber doch, daß die Königinn von England sie nicht hinrichten lassen würde, indem ich mir nicht vorstellen konnte, daß sie in einem so hohen Grad grausam seyn sollte, und daß sie es überhaupt von Natur wäre; allein sie bewies es hier. Auch hoffte ich, der Herr von Bellievre, den der König abgeschickt hatte, sich für ihre Rettung zu verwenden, würde etwas ausrichten, allein er konnte nichts bewirken.

Um also auf diesen jämmerlichen Tod zu kommen, den man nicht anders als mit großem Mitleiden beschreiben kann, so kamen am siebenzehnten Februar des Jahrs 1587 die Commissarien der Königinn von England an dem Ort ihrer Gefangenschaft, auf dem Schloß Foteringhen, gegen 2 oder 3 Uhr Nachmittags an, und verlasen ihr, in Gegenwart ihres Gefangenwärters, ihre Commission, ihre Hinrichtung betreffend, wobey sie ihr erklärten, daß diese am andern Morgen früh vor sich gehen und sie sich also zwischen sieben und acht Uhr bereit halten sollte.

Ohne ausser Fassung zu gerathen, dankte sie ihnen für ihre Nachricht und sagte, sie hätten ihr keine erwünschtere bringen können, weil sie nun doch endlich

das Ende ihres Elends vor Augen sähe und sich schon lange zum Tod bereitet und entschlossen habe, seit sie in England gefangen gehalten werde. Sie bat jedoch die Commissarien, ihr etwas Zeit zu vergönnen, um ihr Testament zu machen und ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, da doch dieß von ihrem guten Willen abhinge, wie ihre Commission besage.

Hierauf gab ihr der Graf von Shrewsbury in einem ziemlich harten Ton die Antwort: Nein, nein, Madam, es muß gestorben seyn, halten Sie sich morgen zwischen sieben und acht Uhr früh bereit, man wird Ihnen nicht einen Augenblick länger Aufschub verstatten.

Es war noch ein etwas höflicherer dabey, wenigstens seiner Meinung nach. Dieser wollte ihr einige Vorstellungen machen, um ihr Muth zu diesem Schritt einzusprechen. Sie sagte ihm aber, sie bedürfe keines Trostes, wenigstens von ihm nicht, wollte er ihr aber noch eine Gefälligkeit erzeigen, so könnte er sie ausnehmend dadurch verbinden, wenn er machte, daß ihr Almosenier zu ihr dürfte, um ihre Beichte zu hören. Denn was ihren Leichnam beträfe, so glaube sie nicht, daß man so unmenschlich seyn werde, ihr die Beerdigung zu versagen. Er antwortete ihr aber: dazu dürfe sie sich keine Hoffnung machen; sie war also genöthigt, ihre Beichte schriftlich abzulegen, was sie folgendermaßen that.

„Ich bin heute meiner Religion wegen angefochten und darum angegangen worden, den Trost der Ketzer anzunehmen. Sie werden von Bourgong und andern hören, daß ich meinen Glauben getreulich bekannt habe, auf den ich auch sterben will. Ich verlangte Sie bey mir zu sehen, um meine Beichte abzu-

abzulegen, und das heilige Sakrament zu empfangen, was mir aber grausamer Weise versagt worden ist, so wie auch die Hinwegschaffung meines Leichnams nach der Gruft meines Hauses, und die Befugniß, frey und nicht anders als durch ihre Hände mein Testament nieder zu schreiben. In Ermanglung dessen, bekenne ich hier im Allgemeinen, daß ich schwerlich und mannigfaltig gesündigt habe, wie ich Ihnen noch insbesondere umständlich hatte beichten wollen, und bitte Sie um Gotteswillen, diese Nacht mit mir zu Tilgung meiner Sünden zu wachen und zu beten, und mir Ihre Absolution und Verzeihung für alle meine Missethaten zu schicken. Ich werde versuchen, Sie in anderer Gegenwart zu sprechen, wie sie mir bewilligt haben, und wenn ich darf, so will ich Sie in Gegenwart aller um Ihre Absolution bitten. Zeigen Sie mir die schicklichsten Gebete für diese Nacht und für Morgen früh an, denn die Zeit ist kurz und ich kann nicht wohl schreiben, ich werde Sie aber empfehlen, so wie die andern, und besonders sollen Ihnen Ihre Beneficien bleiben und versichert werden, und ich werde Sie dem König empfehlen. Ich habe keine Zeit übrig, melden Sie mir alles, was Sie für mein Seelenheil dienlich erachten, schriftlich. Ich will alsdann Sorge dafür tragen."

Vor allen Dingen verlor sie keine Zeit und so wenig sie auch deren noch übrig hatte (freylich lang und viel genug, um eine wenn gleich sehr feste Standhaftigkeit zu erschüttern; allein bey ihr war keine Todesfurcht zu erblicken, wohl aber eine große Zufriedenheit darüber, daß sie endlich ihres Elendes in dieser Welt ein Ende sah); so schrieb sie doch darin Briefe an unsern König, an die Königinn Mutter, die sie sehr verehrte, an Herrn und Frau von Guise und

noch andre Vertraute, alle freylich sehr erbarmenswürdig, jedoch alle in der Absicht, ihnen zu zeigen, daß sie bis auf den letzten Augenblick ihrer gedenke, und herzliche Zufriedenheit darüber empfinde, sich endlich erlößt zu sehen aus so vielem Uebel, das sie schon seit zwanzig Jahren niederdrückte. Dabey schickte sie ihnen allen kleine Geschenke, welche von dem Werth und Preis waren, wie sie eine arme, unglückliche, gefangene Königinn geben konnte.

Hierauf schickte sie nach ihrer Dienerschaft und ließ sie kommen, vom größten bis zum kleinsten, ließ ihre Coffres aufschließen und sahe nach, wie viel sie wohl noch baares Geld hätte, worauf sie es unter sie nach ihrem Vermögen und den Dienstleistungen eines jeden vertheilte. Unter ihre weiblichen Bedienten vertheilte sie, was sie noch an Kostbarkeiten, Halsketten, Bändern, Kleidungsstücken u. dgl. hatte, und sagte ihnen dabey, es thue ihr sehr leid, daß sie ihnen nicht mehr geben könne, um ihre Treue zu belohnen; allein sie hoffe mit Zuversicht, daß ihr Sohn es nach Bedürfniß für sie thun werde. Sie bat dabey ihren Haushofmeister, dieß ihrem Sohn zu sagen, dem sie ihren Seegen schickte, und ihn dabey bitten ließ, ihren Tod nicht zu rächen, sondern alles Gott und seinem gerechten, gnädigen Willen heimzustellen. Sie nahm hierauf Abschied von allen, ohne eine Thräne zu vergießen, sondern tröstete vielmehr sie und sagte ihnen: sie sollten doch nicht weinen, da sie ja auf dem Punct stehe, nach so viel überstandenen Leiden zur frohen Seligkeit einzugehen; alsdann ließ sie alle bis auf ihre Frauenzimmer hinausgehen.

Da es bereits Nacht worden war, begab sie sich in ihr Oratorium, wo sie über zwo Stunden auf ent-

entblößten Knieen betete: denn ihre Frauenzimmer sahen dieß wohl. Alsdann kam sie auf ihr Zimmer zurück und sagte zu ihnen: ich glaube, daß es weit besser ist, meine Freundinnen, wenn ich etwas esse und mich dann schlafen lege, damit ich morgen nichts beginne, das meiner unwürdig wäre, und den Muth nicht verliere.

Welcher Edelmuth und welche Herzhaftigkeit. Sie that es, nahm bloß eine geröstete Schnitte mit Wein und legte sich dann nieder, schlief sehr wenig und verwendete den größten Theil der Nacht auf Bitten und Gebete.

Zwo Stunden vor Tag stand sie auf, kleidete sich in möglichster Eile an, und besser als gewöhnlich, und legte eine Robe von schwarzem Sammt an, das einzige was sie von ihren Kleidungsstücken zurück behalten hatte, und sagte zu ihren Frauen: meine Freundinnen, gern hätte ich Euch lieber dieß Stück gelassen, als was ich gestern an hatte, allein ich muß doch etwas anständiger zu meinem Tode gehen, und etwas besser als gewöhnlich gekleidet seyn. Hier ist ein Schnupftuch, das ich ebenfalls zurück behalten habe, um mir die Augen damit zu verbinden, wenn wir so weit sind, und ich gebe es Euch, meine Liebe, (sagte sie zu einer von ihren Frauen), weil ich diesen letzten Dienst von Euch empfangen will.

Hierauf begab sie sich wieder nach ihrem Betzimmer, nachdem sie abermahls Abschied von ihnen genommen, sie geküßt und ihnen einiges an den König, die Königinn und ihre Verwandte aufgetragen hatte, nichts was auf Rache abgezweckt hätte, sondern vielmehr im Gegentheil. Sie hielt hierauf das Abendmahl mittelst einer geweihten Hostie, die der gute Papst

Papst Pius der Fünfte ihr geschickt hatte, um sich ihrer im Nothfall zu bedienen und die sie jederzeit sehr sorgfältig und heilig aufgehoben und bewahrt hatte.

Nachdem sie alle ihre Gebete, welche sehr lang waren, hergesagt hatte, war es schon tief in den Morgen hinein und sie kam auf ihr Zimmer, wo sie sich zum Feuer setzte und sie tröstete, statt daß die andern sie hätten trösten sollen, wobey sie sagte: es sey nichts um die Glückseligkeiten dieser Welt und sie könne ein redendes Beyspiel davon abgeben für die Größten der Erde bis auf die Geringsten hinaus, da sie, weiland Königinn der beyden Königreiche Frankreich und Schottland durch Geburt und durch Glück, sie, die in Ehre und Größe jeder Art geschwelgt habe, sich jetzt so weit gebracht sähe, daß sie in Henkershände falle, obschon unschuldig, was noch ihr einziger Trost sey. Ja, der stärkste ihrer Verdammungsgründe sey von der katholischen Religion hergenommen, um derentwillen sie jetzt sterben solle, einer guten heiligen Religion, die sie bis auf ihren letzten Hauch nicht verlassen werde, da sie darin getauft sey. Sie verlange daher auch keinen andern Dienst noch andern Ruhm nach ihrem Tode, als daß sie bey ihrer Zurückkunft in ganz Frankreich ihre Standhaftigkeit im Glauben bekannt machen sollten. Und ungeachtet sie wisse, daß es ihnen sehr schmerzlich fallen werde, sie zu einem solchen Trauerspiel auf der Blutbühne zu sehen, so wolle sie doch, daß sie Zeugen ihres Todes seyn möchten, indem sie überzeugt sey, daß sie keine getreuern finden könne, um das was dabey vorfalle, zu bemerken und zu erzählen.

Als sie diese Worte gesagt hatte, wurde sehr stark an ihre Thür gepocht. Ihre Frauenzimmer, wel-

welche vermutheten, daß man komme, um sie abzuholen, wollten sich widersetzen und nicht öffnen; sie sagte aber zu ihnen: das hilft nichts, meine Lieben, macht nur auf.

Da traten zuerst herein ein Geselle mit einem weißen Stab in der Hand, der, ohne seine Rede bestimmt an jemand zu richten, zweymahl sagte: da bin ich, da bin ich. Die Königinn, welche vermuthete, daß die Stunde der Hinrichtung gekommen sey, nahm ein kleines elfenbeinernes Kreuz zur Hand.

Alsdann kamen die oben gedachten Commissarien, und als sie hereingetreten waren, sagte die Königinn zu ihnen: Nun, meine Herren, Sie sind da, um mich abzuholen. Ich bin bereit und ganz entschlossen zu sterben, und finde, daß die Königinn, meine gute Schwester, viel für mich thut, und Sie andern insbesondere, welche diese mühsame Untersuchung angestellt haben. Lassen Sie uns also gehen. Da sie diese von so großer Sanftmuth und Schönheit begleitete Standhaftigkeit sahen, waren sie sehr erstaunt. Denn nie war sie noch schöner gesehen worden, auch hatte sie jetzt wieder Farbe auf den Wangen, die sie verschönerte.

So schreibt Boccaz von der Sophonisbe, als sie in ihrem Unglück, nach der Gefangennehmung ihres Gemahls und der Einnahme ihrer Stadt, mit Massinissa sprach. Ihr hättet gesagt, erzählt er, ihr eigenes Unglück verschönere sie und leihe ihrem sanften Gesicht neue Reize, um sie noch angenehmer und einnehmender zu machen.

Die Commissarien wurden stark vom Mitleiden gerührt. Dennoch wollten sie, als sie das Zimmer ver-

verließ, nicht gestatten, daß ihre Frauen ihr folgten; weil sie befürchteten, durch deren Wehklagen, Seufzer, Schluchzen und Angstgeschrey möchte die Execution einigermaßen gestört werden. Sie sagte aber zu ihnen: „Wie, meine Herren, wollten Sie wohl die Strenge so weit treiben, nicht einmahl zu erlauben oder zu bewilligen, daß meine Frauen mich zur Hinrichtung begleiten? Lassen Sie mich wenigstens diese Gefälligkeit von Ihnen erlangen." — Sie gestatteten ihr's endlich gegen das Versprechen, daß sie ihnen Stillschweigen auflegen und sie nachkommen lassen sollte.

Der Ort zur Hinrichtung war der Saal, in dessen Mitte man ein zwölf Fuß ins Gevierte breites und zwey Fuß hohes Gerüste mit schlechtem schwarzem Fries beschlagen, errichtet hatte.

In diesen Saal nun trat sie mit gleicher Majestät und Grazie, als wenn es in einen Tanzsaal ginge, wo sie ehedem so reitzend und prächtig zu erscheinen gewohnt war. Sie war nicht im mindesten ausser Fassung.

Als sie an dem Gerüste war, rief sie ihren Haushofmeister und sagte ihm: „Helft mir hinauf, dieß ist der letzte Dienst, den ich von Euch erwarte, dabey wiederholte sie wieder alles was sie ihm auf ihren Zimmer gesagt hatte, das er ihrem Sohne melden sollte. Auf dem Schaffot selbst verlangte sie ihren Almosenier und bat die Officiers, welche da waren, zu erlauben, daß er herkäme, was ihr aber geradezu abgeschlagen wurde, wobey ihr der Graf von Izenty sagte, er beklage sie höchlich, sie dem Aberglauben aus den vorigen Zeiten noch so sehr ergeben zu sehen, und man müsse das Kreutz Christi im Herzen tragen,

nicht

nicht in der Hand. Worauf sie antwortete: „Es sey schwer einen so wichtigen und rührenden Gegenstand in der Hand zu tragen, ohne daß zugleich das Herz sich von Gefühl und Rührung ergriffen finden sollte; das schicklichste für alle christgläubige Personen sey doch immer das wahre Zeichen seiner Erlösung zu tragen, wenn man vom Tod bedrohet sey.

Als sie endlich sah, daß sie ihren Allmosinier nicht bekommen würde, ließ sie ihre Frauen kommen, wie man ihr versprochen hatte, was auch geschah. Eine derselben konnte, da sie beym Eintritt ihre Gebieterinn in einem solchen Aufzug unter den Henkersknechten erblickte, sich nicht enthalten ausser Fassung zu gerathen, und zu weinen und zu schreyen; allein die Königinn gab ihr ein Zeichen, indem sie den Finger auf den Mund legte, worauf sie sich faßte und an sich hielt.

Ihre Majestät fing hierauf an zu versichern: „Daß sie nie einen Anschlag gegen den Staat noch gegen das Leben der Königinn, ihrer guten Schwester, gemacht hätte, daß sie zwar gesucht habe, sich wieder in Freyheit zu setzen, wozu alle Gefangene verbunden seyen, daß sie aber wohl sehe, die Ursache ihres Todes sey die Religion, daher sie sich denn auch sehr glücklich schätze, ihr Leben um einer solchen Ursache zu verlieren. Sie bäte die Königinn, ihre gute Schwester, mit ihren armen Dienern Mitleiden zu haben, die sie in der Gefangenschaft hielte, und sollte sie Rücksicht auf die treue Zuneigung nehmen, die solche veranlaßt hätte, sich für die Befreyung ihrer Gebieterinn zu verwenden. Sie müsse und wolle es für alle büßen."

Man brachte ihr einen reformirten Geistlichen, um ihr zuzusprechen, sie sagte aber zu ihm: „O, mein Freund,

Freund, geduldet Euch! und erklärte ihm, daß sie sich nicht mit ihm einlassen noch irgend etwas mit denen von seiner Secte zu thun haben wolle, sie sey bereit und gefaßt, auch ohne geistlichen Zuspruch zu sterben, und solche Leute wie er, könnten ihr keinen Trost noch Beruhigung des Geistes gewähren."

Als sie sah, daß er dem ungeachtet seine Gebete in seinem Kauderwelsch fortsetzte, so sagte sie die ihrigen, ohne sich dadurch unterbrechen zu lassen, in lateinischer Sprache her und erhob ihre Stimme, noch lauter, als dieser Geistliche, und dann wiederholte sie: „Sie schätze sich sehr glücklich, ihre letzten Blutstropfen für ihre Religion vergießen zu können und ziehe dieß selbst einem längern Leben noch vor, sie könne es nicht erwarten, bis die Natur den bestimmten Lauf ihres Lebens vollendet habe, und lebe der gewissen Hoffnung zu dem, der am Kreutz vorgestellt sey, den sie in ihren Händen halte und zu dessen Füßen sie sich hinwerfe, daß dieser zeitliche Tod, um seines Nahmens willen erduldet, ihr zum Uebergang, Anfang und Eintritt ins ewige Leben mit den Engeln und auserwählten Seligen dienen werde, welche ihr Blut empfangen und es zum Sühnopfer für alle ihre Sünden vor den Thron Gottes bringen werden, welche sie auch bitte, Fürsprecher für sie bey Gott zu werden, um seine Gnade und Verzeihung zu erhalten."

Dieß war ihr Gebet, als sie auf dem Schaffot auf den Knien lag und sie sprach es mit großer Inbrunst und sezte noch mehrere andere Gebete hinzu für den Papst, die Könige von Frankreich und Spanien und selbst für die Königinn von England und bat Gott, sie mit seinem heiligen Geist zu erleuchten, betete auch für

für ihren Sohn die Insel Brittanien und Schottland, sie zu bekehren.

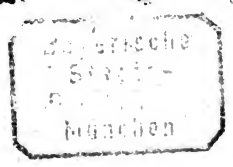
Hierauf rief sie ihre Frauen zu sich, um ihr ihren schwarzen Schleyer, ihr Kopfzeug und ihren andern Putz abzunehmen, und als der Henker dabey zugreifen wollte, sagte sie zu ihm: „Halt, mein Freund, laß mich unberührt." Indessen konnte sie doch nicht ganz verhüten, daß er sie nicht angegriffen hätte; denn nachdem man ihre Robe bis auf den Gürtel abgestreift hatte, nahm dieser schändliche Kerl sie sehr grob beym Arm, und zog ihr ihr Brustſtück, ihren Rock nebst dem Unterleibchen ab, so daß ihr Leib und ihre schöne Brust weisser, als Alabaster, ganz frey und bloß zu sehen war.

Sie selbst nahm sich so sorgfältig zusammen, als sie konnte, und sagte dabey, „sie sey nicht gewohnt, sich vor den Leuten auszukleiden, noch in so großer Gesellschaft (es sollen vier bis fünfhundert Personen gegenwärtig gewesen seyn), noch einen solchen Kammerdiener zu haben."

Der Henker kniete nieder und bat sie um Verzeihung, worauf sie ihm zur Antwort gab: „sie verzeihe ihm und allen, welche Schuld an ihrem Tode seyen, eben so aufrichtig und bereitwillig, als sie glaube, daß ihre Sünden ihr von Gott verziehen werden.

Hierauf sagte sie zu der Kammerfrau, der sie zuvor das Schnupftuch gegeben hatte, sie sollte es ihr herbringen.

Sie trug ein goldnes Kreuz an sich, worein ein Stückchen Holz vom wahren Kreuz Christi nebst seinem Bild gefaßt war; dieß wollte sie einer von ihren Fräuleins geben, der Scharfrichter gab es aber nicht zu,



ungeachtet sie ihm darum gebeten und ihm versprochen hatte, daß das Fräulein ihm den Werth dreyfach ersetzen werde.

Als sie nun ganz fertig war, küßte sie alle Frauenzimmer, und gab ihnen Erlaubniß sich weg zu begeben, wobey sie ihnen noch mit dem Zeichen des Kreutzes ihren Segen ertheilte. Und als sie sah, daß eine derselben ihre Thränen und Wehklagen nicht mäßigen konnte, legte sie ihr Stillschweigen auf und sagte: „sie hätte sich durch ihr Versprechen anheischig gemacht, daß sie durch ihr Weinen und Schluchzen keine Störung verursachen sollten. Sie befahl ihnen noch einmahl sich still zurück zu ziehen, für sie zu beten und gut und getreulich zu bezeugen, daß sie in ihrer alten, heiligen und christlichkatholischen Religion standhaft gestorben sey.

Nachdem eine von ihnen ihr die Augen mit ihrem Tuche verbunden hatte, warf sie sich unverzüglich mit großem Muth auf die Knie, ohne das mindeste Zeichen von Todesfurcht zu verrathen.

Ihre Standhaftigkeit war so groß, daß alle Anwesenden selbst ihre Feinde dadurch gerührt wurden, und waren nicht vier Personen da, die sich des Weinens zu enthalten vermochten, so sehr fanden sie dieß Schauspiel hart, und verurtheilten sich selbst in ihrem Gewissen über dieser Ungerechtigkeit.

Weil der Henker und der Diener des Satans ihr zusetzten, und ihre Seele mit dem Leib, zu tödten trachteten und sie in ihrem Gebet störten, erhob sie ihre Stimme, um ihn zu überschreien und sprach in lateinischer Sprache den Psalm: In te, Domine, speravi,

ravi, non confundor in aeternum, den sie ganz bis zu Ende hersagte.

Hierauf legte sie ihr Haupt auf den Block und als sie von neuem wiederholte: In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum, gab ihr der Scharfrichter einen starken Hieb mit dem Beil, womit er ihr die Schläfe einschlug und den Kopf erst auf den dritten Hieb herunter brachte, um ihren Märtyrer-Tod länger und glorreicher zu machen, indem es nicht die Strafe, sondern die Ursache ist, was das Märtyrerthum ausmacht.

Hierauf nahm er den Kopf, den er den Umstehenden zeigte und dabey sagte: Heil der Königinn Elisabeth, so müsse es allen Feinden des Evangeliums gehen. Dabey nahm er ihren Kopfputz weg, gleichsam aus Verachtung, um ihre schon grauen Haare zu zeigen, die sie jedoch in ihrem Leben schon nicht scheute zu zeigen, und zu kräuseln und zu frisiren, so gut als ehemals, da sie noch schön und blond — waren. Denn es war nicht das Alter, was sie in ihrem fünf und dreyßigsten Jahr so verändert hatte, sondern Kummer, Traurigkeit und Unfälle, die sie in ihrem Reich und während ihrer Gefangenschaft erduldet hatte.

Nachdem dieß unglückliche Trauerspiel geendigt war, wendeten sich ihre Frauenzimmer, besorgt für die Ehre ihrer Gebieterinn, an ihren Gefangenwärter Paulet und baten ihn, nicht zuzugeben, daß der Scharfrichter den Leib ihrer Gebieterinn weiter berühre, und daß es ihnen vergönnt seyn möchte, sie auszukleiden, wenn die Anwesenden wegwären, damit nichts unanständiges damit vorgenommen würde, wobey sie ihm versprachen, ihm zu geben was sie anhabe und alles, was er verlangen und fordern wollte; der Nichtswür-

dige wies sie aber grob ab und befahl ihnen, aus dem Saal wegzugehen.

Unterdessen kleidete der Scharfrichter sie aus und betastete sie überall nach seinem Gefallen. Man glaubt sogar, er habe ihr gethan, wie jener Elende — — in den hundert Novellen der Königinn von Navarra. Es wandeln die Menschen oft noch sonderbarere Versuchungen an als diese.

Nachdem er damit vorgenommen hatte, was er wollte, wurde der Leichnam in ein Zimmer gebracht, welches an das ihrer Diener stieß, und das wohl verschlossen wurde, aus Furcht, sie möchten hineinkommen um ihm eine fromme und gute Pflicht zu leisten. Dieß erhöhte noch und verdoppelte ihren Schmerz, denn sie erblickten sie durch ein Loch halb bedeckt mit einem Stück groben Tuches, das man von ihrer Billiard-Tafel abgerissen hatte. Welche Schändlichkeit, ja welche unanständige boshafte Erbitterung, daß man ihr nicht einmahl hatte ein schwarzes anständigeres kaufen wollen.

Dieser arme Leichnam lag lange so da, bis er endlich anfing, in Fäulniß überzugehen, da sie denn genöthigt waren, ihn einzusalzen und leicht einzubalsamiren, um die Kosten zu ersparen. Hierauf legten sie ihn in einen bleyernen Sarg, worin er sieben Monathe stehen blieb, und dann in die ungeweihte Erde der Kirche von Petoumbourg gebracht wurde. Zwar ist diese Kirche dem heiligen Peter geweiht und die Königinn Catharina von Spanien liegt darin auf katholische Weise begraben, allein gegenwärtig ist sie profan, wie alle Kirchen in England.

Man hat gesagt und geschrieben, besonders Engländer, die von diesem Tod und seinen Ursachen ein

Buch

Buch aufgesetzt haben, die letzten Kleidungsstücke der todten Königinn seyen dem Scharfrichter abgenommen und ihm der Werth ihrer Kleider und königlichen Schmucks in baarem Gelde bezahlt worden.

Einige Spanier thaten ein Gleiches, als sie Franz Bizarro hinrichten ließen, wie ich an einer Stelle, wo von ihm die Rede ist, gesagt habe oder noch sagen werde.

Das Tuch, womit das Schaffot beschlagen war, selbst die Breter davon, und das Pflaster des Hauses und alles worauf ihr Blut gesprützt war, wurde unverzüglich aufgerissen und theils verbrannt, theils rein abgewaschen, um nicht mit der Zeit ein Gegenstand des Aberglaubens zu werden, d. h. damit nicht einige sorgsame Catholiken sie einst an sich kaufen und mit Achtung, Ehrerbietung und Verehrung zu sich nehmen möchten, wie weiland die guten Väter im Gebrauch hatten, Reliquien aufzuheben und die Denkmähler der Märtyrer mit Andacht zu bewahren.

Welche Furcht! die vielleicht eine Weissagung und Vorbedeutung ist, welche mit der Zeit in Erfüllung gehen dürfte! Indessen ist dieß nicht das erstemahl, daß es die Ketzer so machten. Eusebius sagt schon: omnia, quae Martyrum erant, cremabant, et cineres in Rhodanum spargebant, ut cum corporibus interiret eorum quoque memoria. Allein troz allen diesen Maßregeln wird darum doch das Andenken dieser Königinn nicht erlöschen, sondern in Glorie und Triumph bleiben für und für.

Ich habe diese ganze Erzählung von ihrem Tode aus dem Munde zwoer Fräuleins, welche dabey anwesend und ihrer Gebieterinn sehr getreu waren, indem

dem sie ihren letzten Befehl befolgten und ihre Standhaftigkeit und Frömmigkeit im Glauben überall bezeugten. Sie kamen, nachdem sie Sie verlohren hatten, nach Frankreich zurück: denn sie waren daher gebürtig. Eine davon war eine Tochter des Fräuleins von Rark, die ich in Frankreich unter den Damen der Königinn gekannt hatte. Steine hätten sich erbarmen mögen, wenn man diese beyden wackern Frauenzimmer ihre traurige Geschichte erzählen hörte, die sie ganz rührend machten, durch die Thränen sowohl, die sie dabey vergossen, als durch ihre sanften beweglichen und schönen Reden.

Viel erfuhr ich ferner davon durch ein gedrucktes Buch unter dem Titel: Le Martyre de la reine d'Ecosse, Donairiere de France. Ach wie wenig half es ihr, unsre Königinn gewesen zu seyn! Ich dächte schon aus diesem Grund allein hätte man es nicht wagen sollen, sie hinrichten zu lassen, aus Furcht vor der Rache. Auch würde man es wohl überlegt haben, ehe man diesen Schritt gethan hätte, wenn unser König sich ihrer mit Nachdruck und Ernst angenommen hätte. Weil er aber damahls ihre Vetter, die Herrn von Guise tödlich haßte, kümmerte er sich wenig darum, und nur so viel, daß man sagen konnte, er habe ja etwas versucht. Ach! was konnte denn die arme Unschuldige dafür!

So sagten Einige davon. Andre sagten und versicherten, daß er sich sehr Mühe deswegen gegeben, und sich der Sache alles Ernstes angenommen, wie er denn in der That den Herrn von Bellievre an die Königinn von England abschickte, einen der größten einsichtsvollsten und geschicktesten Senatoren Frankreichs, der nicht ermangelte, alle Vernunftgründe, Fürbitten und Drohungen seines Königs anzuführen und alles

mög

mögliche versuchte, wobey er untern andern sagte, es komme einem König und Souverain nicht zu, einen andern König oder Souverain hinrichten zu lassen über den ihm weder von Gott noch von Menschen irgend eine Gewalt verliehen sey.

Er führte ihr hiebey mit unwilligem Gesicht die Geschichte Konradins zu Gemüth, der zu Neapel hingerichtet wurde, und drohte der Königinn, daß dieß Beyspiel ihr Rache prophezeyhe, wie dem wiederfahren war, welcher Konradin hatte hinrichten lassen [34].

Man sagt, die gedachte Königinn von England habe hierin weislich und einsichtsvoll gehandelt; denn sie habe sich nicht bey dem Rath der Ihrigen in ihrem Reiche beruhigen, sondern das Gutachten mehrerer protestantischen Fürsten und Herrn, so wohl aus Deutschland als aus Frankreich einhohlen lassen wie z. B. des verstorbenen Prinzen Conde und des Prinzen Casimir, welche kurz darauf starben; auch des Prinzen von Oranien und mehrerer andern, welche diesen gewaltsamen Tod gut hießen. Sie belasteten aber ihr Gewissen damit, da dieß sie nichts anging, und ihnen keinen Vortheil brachte und sie es bloß thaten, um sich der Königinn gefällig zu bezeigen, es brachte ihnen aber unschätzbaren Nachtheil.

So sagt man ebenfalls, daß als die gedachte Königinn Elisabeth diese traurige Sentenz der armen Königinn Maria hinterbringen ließ, derjenige, der den Auftrag dazu hatte, ihr versichert habe, es thue ihr äußerst Leid und sehr weh, dieß thun zu müssen. Sie sey aber von ihren versammelten Reichsständen dazu genöthigt worden, die ihr deswegen sehr angelegen hätten, worauf man ihr antwortete: sie hat wohl größere Macht, als nur soviel, um ihren Befehlen Gehorsam zu verschaffen, wenn sie will; denn sie ist eine Fürstinn, die

die sich in einem vorzüglichen Grad gefürchtet und geehrt macht.

Uebrigens berufe ich mich hier durchgängig auf die Wahrheit, welche die Zeit ans Licht bringen wird. Indessen wird die Königinn Maria in dieser Welt so wohl als in jener glorreich fortleben, bis mit der Zeit irgend ein guter Papst auf den heiligen Stuhl kömmt, der sie kanonisiren wird wegen des Märtyrerthums, das sie zur Ehre Gottes und seines Gesetzes erduldet hat.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn jener große, tapfre, edelmüthige Fürst der Hochselige Herr Herzog von Guise nicht gestorben wäre, die Rache einer auf solche Weise hingerichteten so edeln Königinn und Muhme bereits vollzogen seyn dürfte. Für jetzt mag es genug seyn, von einem so kläglichen erbarmungswürdigen Gegenstand, daher schließe ich:

Cette Reyne, qui fut en Beauté non semblable,
Fut par trop d'Injustice executeé à Mort,
Pour soustenir sa Foy, d'un Coeur inviolable.
Se peut-il faire donc qu'on n'en venge le Tort?

Es hat jemand eine Grabschrift auf sie in lateinischen Versen verfertigt, wovon der Inhalt ohngefähr folgender ist: die Natur hatte diese Königinn hervorgebracht, um von aller Welt gesehen zu werden, auch wurde sie wirklich ihrer Schönheit und ihrer Tugenden wegen im Leben allgemein bewundert. Allein England, dessen Neid dadurch erregt wurde, brachte sie aufs Schaffot, um sie dem Spott und Hohn Preis zu geben. Es betrog sich aber hierin: denn dieß gereichte ihr zum Lob und Bewunderung bey Gott und den Menschen.

Ehe ich schließe, muß ich noch eins hinzusetzen. Man

Man hat nähmlich verschiedentlich übel von dem Tode Chastelarts gesprochen, den die Königinn in Schottland hinrichten ließ, und wollte es ihr sehr verdenken, ja man sagte dabey sogar: die göttliche Rache habe gerechter Weise über sie verhängt, was sie über andere verhängt habe. Dieser Aeußerung nach sollte man nun meinen, daß es keine Gerechtigkeit gäbe und daß man sie nicht ausüben dürfe: denn wer die Geschichte davon weiß, wird unsre Königinn keineswegs deswegen tadeln, ich will es daher zu ihrer Rechtfertigung erzählen.

Dieser Chastelard nun war ein Cavalier aus Dauphine von sehr guter Geburt. Er war mütterlicher Seits ein Enkel von jenem tapfern Herrn von Bayard, auch sagte man, daß er ihm an Wuchs sehr ähnlich sey: denn er war mittelmäßig, sehr hübsch und schlank gewachsen, wie der Herr von Bayard gewesen seyn soll. Er war sehr geschickt in den Waffen, wie auch sonst noch in allen besonders in anständigen Leibesübungen z. B. Fechten, Ballspiel, Springen und Tanzen.

Kurz er war ein sehr vollkommener Cavalier, und was die Sele betrifft, so war auch diese bey ihm sehr ausgebildet: denn er sprach sehr gut und schrieb vorzüglich schön, besonders in Reimen, so gut als irgend ein Cavalier in ganz Frankreich und seine Poesie war sehr sanft und artig.

Er hielt sich zu dem Herrn vom Damville, der damahls so hieß und jetzt Connetable ist; und als wir mit dem Herrn Groß Prior aus dem Hause Lothringen und ihm gedachte Königinn begleiteten, war dieser Chastelard ebenfalls in seinem Gefolge, der in dieser Gesellschaft der Königinn in allen seinen Handlungen,

 beson-

besonders in seinen Versen zeigte, was zu ihm war. Unter andern machte er ein Gedicht auf sie nach dem Italienischen, das er sehr gut verstand und sprach. Das Original fängt an: Che giova posseder Citta e Regni etc. und ist ein sehr schönes Sonnet ungefehr von folgendem Inhalt: Was hilft es, so viele Reiche, Städte und Provinzen zu besitzen, über so viele Völkerschaften zu herrschen, überall und allgemein verehrt, gefürchtet und bewundert zu werden und dabey frostig wie Eis auf einsamen Lager als Wittwe zu schlafen. Er machte auch noch sonst verschiedene sehr schöne Gedichte, die ich alle handschriftlich gesehen habe: denn gedruckt sind sie meines Wissens nie worden.

Die Königinn nun, welche den Wissenschaften besonders den Gedichten, gewogen war, indem sie zu Zeiten selbst welche verfertigte, ließ sich die von Chastelard gefallen, antwortete ihm sogar bisweilen darauf, hielt ihn gut und sprach öfters mit ihm. Bey dieser Gelegenheit wurde er denn unvermerkt von einem allzu erhabenen Feuer ergriffen, ohne daß der Gegenstand desselben etwas dafür konnte: denn wer kann es verbieten, geliebt zu werden. Hat man doch ehemahls die keuschesten Göttinnen und Fräuleins geliebt und liebt sie noch, ja sogar Bildsäulen von Marmor: darum sind aber die Damen nicht zu tadeln, wenn sie nur keinen Theil daran nehmen. Mag also brennen, wer will und sich von diesem verborgenem Feuer verzehren lassen.

Chastelard kehrte mit dem ganzen Gefolge nach Frankreich zurück, und bedauerte sehr einen so vortrefflichen Gegenstand sobald verlassen zu müssen. Nach Verfluß eines Jahres entstand der erste Krieg in Frank-

reich.

reich. Da er von der reformirten Religion war, so war er unschlüssig, welche Partey er ergreifen, ob er mit den andern nach Orleans ziehen, oder bey dem Herrn von Damville bleiben und unter ihm gegen seine Religion streiten solle. Dieß letztere schien ihm jedoch zu bitter, so gegen seinen Glauben und sein Gewissen zu kämpfen, das erstere, die Waffen gegen seinen rechtmäßigen Herrn zu führen, mißfiel ihm ebenfalls. Er entschloß sich daher, weder eins noch das andere zu thun, sondern sich aus Frankreich zu verbannen und nach Schottland zu gehen und unterdessen fechten zu lassen, wer wollte.

Er eröffnete dieß Vorhaben dem Herrn von Damville, und entdeckte ihm seinen Entschluß, und bat ihn um ein Empfehlungsschreiben an die Königinn, was er auch erhielt, worauf er Abschied nahm und abreiste. Ich sah ihn hier bey der Abreise noch, wo er ebenfalls Abschied von mir nahm, und mir einen Theil seines Vorhabens mittheilte: denn wir waren sehr gute Freunde.

Er trat also diese Reise an und legte sie glücklich zurück. Er kam in Schottland an, wo ihm die Königinn, der er seinen Entschluß eröffnete, sehr gnädig empfing und ihn willkommen hieß. Er mißbrauchte aber diese gute Aufnahme und wollte sich an eine so erhabene Sonne machen, worüber er sich aber wie Phaeton verbrannte.

Denn von Liebe und Raserey getrieben, erkühnte er sich, sich unter dem Bett der Königinn zu verbergen, wo er aber entdeckt wurde, als sie sich eben niederlegen wollte. Die Königinn verzieh ihm dießmahl, ohne weiter Aufheben davon zu machen, und befolgte so

den

den guten Rath, den jene Dame D'Honneur in den Novellen der Königinn von Navarra ihrer Gebieterinn gibt, als ein Herr von dem Hofe ihres Bruders sich ebenfalls bey ihr eingeschlichen hatte, und sie zu seinem Willen nöthigen wollte, wovon er aber nichts als Schimpf und tüchtige Scheltworte davon trug. Als ihn jedoch diese Dame für seine Frechheit bestrafen lassen und es ihrem Bruder klagen wollte, gab ihr ihre Dame d'Honneur den Rath: es möge an dem erhaltenen Schimpf und Scheltworten vor der Hand zu seiner Bestrafung genug seyn, denn sie möchte sonst, indem sie ihre Ehre hell ins Licht setzen wollte, sie nur verdunkeln, indem die Ehre von solchem Werth sey, daß man sie nie dem Gerede aussetzen dürfe und jemehr man sie zu vertheidigen suche, desto mehr werde sie der Verleumdung in den Mund gebracht.

Als eine weise und einsichtsvolle Dame vermied also unsre Königinn das Aufsehen dießmahl. Allein Chastelard beruhigte sich dabey noch nicht, sondern wiederholte, mehr als rasend vor Liebe, diesen Versuch, ohne sich durch den ersten Ausschlag seines Vergehens und die erhaltne Verzeihung abhalten zu lassen. Um ihrer Ehre willen, und um ihren Frauen nicht Veranlassung zu geben, nachtheilig von ihr zu denken, besonders dem Volk, wenn der Vorfall weiter bekannt würde, konnte es die Königinn nun nicht wieder so hingehen lassen, sie verlohr die Geduld und überlieferte ihn den Händen der Gerechtigkeit, die ihm in Rücksicht auf die Größe seines Verbrechens sogleich den Tod durchs Schwert zuerkannte.

Als nun der Tag zu seiner Hinrichtung gekommen war, nahm er auf dem Blutgerüste, ehe er hingerichtet wurde

wurde, die Hymnen des Herrn von Ronsard zur Hand, und las zu seinem ewigen Trost die ganze sehr schöne Hymne an den Tod, welche sehr geschickt ist, die Todesfurcht zu vertreiben; er bediente sich dabey auch weiter keines andern geistlichen Buchs, noch eines Predigers oder Beichtvaters.

Nachdem er die Hymne ganz durchgelesen hatte, wendete er sich gegen den Ort, wo seinen Gedanken nach die Königinn seyn mußte, und rief laut: „Adjeu, schönste und grausamste Fürstinn der Welt!" Hierauf streckte er dem Nachrichter den Hals sehr standhaft dar, und ließ sich sehr bequem und ruhig hinrichten.

Einige haben sich mit der Untersuchung der Frage abgegeben: warum er sie wohl möge grausam genannt haben? ob wohl deßwegen, weil sie mit seiner Liebe, oder weil sie mit seinem Leben kein Erbarmen gehabt habe? Was hätte sie denn aber hierbey thun können? Hätte sie ihn nach der ersten fruchtlosen Begnadigung eine zwote angedeihen lassen, so hätte sie sich dem allgemeinen Gerede ausgesetzt. Um also ihre Ehre zu retten, mußte sie der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen.

Hier endige ich meine Geschichte.

III.

III.

Elisabeth von Frankreich,

Königinn von Spanien.

Ich schreibe hier von der Königinn von Spanien, Elisabeth von Frankreich, einer ächten französischen Prinzessinn, so schön, weise, tugendhaft, geistreich und gut, als je eine war; und glaube, daß seit der heiligen Elisabeth nie eine diesen Nahmen führte, die sie an Tugenden und Vollkommenheiten aller Art übertroffen hätte, wiewohl dieser Nahme Elisabeth wegen Güte, Tugend, Heiligkeit und Vollkommenheit für die bestimmt scheint, die ihn führten, wie manche dafür halten.

Als sie zu Fontainebleau gebohren wurde, waren der König, ihr Großvater, und Vater und Mutter äusserst darüber erfreut, und es war, als wäre ein glückliches Gestirn vom Himmel herniedergekommen, um Frankreich alles Heil zu verkünden. Denn ihre Taufe brachte dem Reich Frieden, so wie nachher wieder ihre Vermählung. Man sieht hieraus, wie das Glück sich bey einer Person vereinigen kann, um bey verschiedenen Gelegenheiten ausgetheilt zu werden: denn damahls wurde der Friede mit dem König Heinrich von England geschlossen, und um diesen desto mehr zu bestärken

stärken und zu befestigen, nahm ihn der König zu seinem Gevatter und legte ihr diesen schönen Nahmen Elisabeth bey. Bey ihrer Geburt und Taufe wurden so große Feyerlichkeiten und Lustbarkeiten veranstaltet, als bey der ihres Bruders des letzt verstorbenen Königs Franz.

Schon ganz früh in ihrer zarten Kindheit zeigte es sich an ihr, daß sie einst etwas Großes werden würde: denn man entdeckte bey ihr einen Ueberfluß von Güte und Vortrefflichkeit jeder Art und als sie heranwuchs, versprach sie noch weit mehr, so daß der ganze Hof sie bewunderte und ihr eine erhabene Größe und hohen Königsthron für die Zukunft prophezeyte. Man erzählt hiebey, daß der König Heinrich, als er seine zwote Tochter, Madam Claudia, mit dem Herzog von Lothringen vermählte, und ihm einige vorstellen wollten, daß er der Erstgebohrnen Unrecht thue, indem er die jüngere vor ihr vermähle, ihnen zur Antwort gab: meine Tochter Elisabeth ist von solcher Vortrefflichkeit, daß sie nicht an einen Herzog vermählt werden darf, sie muß einen Königsthron haben und zwar keinen von den geringsten, sondern von den höchsten, so erhaben als sie selbst durchgängig ist, ich halte mich auch versichert, daß es ihr nicht fehlen kann, und darum mag sie mir wohl noch eine Zeitlang warten. Man sollte glauben, er habe mit prophetischem Geist in die Zukunft geblickt, auch säumte er seiner Seits in der That nicht, ihr einen zu verschaffen und zu erjagen. Denn als zwischen beyden Königen der Friede zu Cercan geschlossen war, wurde sie dem Dom Carlos versprochen, dem Kron-Prinzen von Spanien, der ein so braver und tapfrer Fürst und das wahre Ebenbild seines Großvaters, des Kaiser Karls worden wäre, wenn er am Leben blieb. Als aber sein Vater, der König

von Spanien durch den Tod seiner Gemahlinn, der Königinn von England, Wittwer worden war, und das Portrait der Madame Elisabeth gesehen hatte, fand er sie sehr schön und nach seinem Geschmack, und nahm sie seinem Sohn vor der Nase weg, und behielt sie für sich, in der Ueberzeugung, daß die Liebe von sich selbst anfange.

Die Franzosen und Spanier sagten damahls alle einstimmig: diese große ausserordentliche Vollkommenheit scheine vor der Welt erschaffen und in den Gedanken Gottes aufgehoben worden zu seyn, bis sein Wille sie mit diesem großen König, ihrem Gemahl verband: denn es könne im Rathschluß Gottes nicht anders beschlossen seyn, als daß er als ein so erhabener, mächtiger und an jeder Größe beynahe dem Himmel gleicher König keine andern als eine übermenschliche, himmlische und durchaus vollkommene und vollendete Prinzessinn zur Gemahlinn bekomme.

Als daher auch der Herzog von Alba nach Frankreich kam, um sich im Nahmen des Königs, seines Herrn mit ihr zu vermählen, fand er sie äusserst angenehm und gedachtem seinem Herrn angemessen, und sagte dabey: diese Prinzessinn würde den König von Spanien den Schmerz über den Verlust seiner beyden erstern Gemahlinnen der englischen und der portugiesischen bald vergessen lassen.

Wie ich von guter Hand weiß, so wurde gedachter Prinz Carlos nachher, als er sie sah, so verliebt in sie, und so voll Eifersucht, daß er seinen Vater sein ganzes Leben durch darum beneidete, und so aufgebracht über ihn blieb, daß er ihn von der Zeit an nie wieder lieben konnte, weil er ihm einen so guten Bissen weggefischt hatte. Dieß ging so weit, daß er ihm ins Angesicht

sicht sagte und vorwarf: er habe ihm groß Unrecht gethan, indem er ihm die Prinzessinn genommen habe, die ihm durch einen öffentlichen Friedensschluß so feyerlich zugesagt worden sey. Man sagt daher auch, daß dieß nebst andern Gründen, die ich hier nicht anführe, seinen Tod verursacht habe. Denn er konnte es nicht lassen, sie in seinem Herzen zu lieben, hoch zu halten und zu verehren; so liebenswürdig und angenehm fand er sie, wie sie es denn auch in der That in allen Stücken war.

Ihr Gesicht war schön. Ihre schwarzen Haare beschatteten ihre blendend weiße Haut und machten sie so reitzend, daß ich in Spanien habe sagen hören: die Herrn am Hofe hüteten sich, sie anzusehen, um nicht von ihren Reitzen gefesselt zu werden, und die Eifersucht des Königs, ihres Gemahls, zu erregen, wodurch ihr Leben sehr in Gefahr gerathen könnte.

Eben so machtens die Geistlichen, um nicht in Versuchung zu gerathen, indem sie sich nicht Kraft und Stärke genug zutrauten, um den Anfechtungen des Fleisches zu widerstehen, oder sich davor zu hüten.

Ungeachtet sie schon groß und erwachsen die Blattern gehabt hatte, als sie schon vermählt war, so kam man dennoch ihrem Gesicht durch das Weisse von frischen Eyern so sorgfältig zu Hülfe, daß keine Spur davon zurück blieb. Die Königinn, ihre Mutter, war dabey, wie ich selbst gesehen habe, sehr besorgt, und schickte ihr durch häufige Couriers eine Menge Mittel, unter denen aber das mit dem sueur d'oeuf das beßte blieb.

Ihr Wuchs war sehr schön und höher als bey ihren andern Schwestern, was ihr vollends ungemeine Be-

Bewunderung in Spanien erwerben half, indem hohe Taillen dort eine Seltenheit und daher sehr geschätzt sind. Mit dieser Taille nun verband sie noch eine Haltung, Majestät, eine Bewegung, einen Gang, und eine Grazie, die das Mittel zwischen Spanischer Gravität und Französischer Sanftheit und Leichtigkeit hielt, wie ich selbst gesehen habe; so daß wenn sie durch den Hof hinging, oder sonst wohin, nach den Kirchen, Klöstern oder Gärten ging, ein so großes Gedränge und Zusammenlaufen vom Volk entstand, um sie zu sehen, daß man sich nicht zu rühren vermochte; und glücklich, überglücklich war der oder die, welche am Abend eines solchen Tages erzählen konnte: ich habe die Königinn gesehn.

Man sagt daher auch, nie sey noch eine Königinn so sehr in Spanien geliebt worden als sie, ohne der Königinn Isabelle von Castilien übrigens zu nahe reden zu wollen. Auch nannte man sie deßwegen: Isabella de la Paz y de Bondad (Isabelle von Fried und Güte), und unsre Franzosen nannten sie: la Sylvie de la paix (die Friedens-Sylvie).

Ein Jahr, ehe sie zu Bayonne nach Frankreich kam, wurde sie so gefährlich krank, daß die Aerzte sie bereits aufgaben. Da kam denn ein gewisser Italienischer Arzt, der indessen bey Hof nicht sonderlich in Credit stand, und trat vor den König und sagte: wenn man ihn machen ließe, so sollte sie wohl wieder gesund werden. Da man sie ohnehin schon für todt nahm, so gab der König um so leichter seine Erlaubniß dazu. Er unternahm also die Kur und gab ihr eine Arzney ein, worauf ihr wie durch ein Wunder plötzlich wieder Farbe ins Gesicht stieg, die Sprache zurück kehrte und sie dann wieder nach und

nach

nach genaß. Unterdessen waren alle Straßen voll von Prozessionen und Wallfahrern, vom Hof sowohl als vom Volk nach Kirchen und Hospitälern, um ihre Gesundheit zu erbeten: die einen im Hemde, manche barfuß, manche barhäuptig, wobey sie Opfer, Bitten, Gebete und Fürbitten bey Gott darbrachten durch Fasten, Kreuzigungen des Fleisches und andere dergleichen andächtige Uebungen, einzig um ihre Genesung dadurch zu bewirken. So daß man mit mehr Zuversicht glaubte, alle diese frommen Gebete, Thränen, Gelübde und Schreyen zu Gott haben Erhörung gefunden und so weit eher diese Genesung bewirkt, als die Kunst jenes Italienischen Arztes.

Einen Monath nach Wiederherstellung ihrer Gesundheit traf ich in Spanien ein, und fand unter dem Volk noch eben so viele Andacht, um Gott dafür zu danken, als es zuvor gezeigt hatte, um sie zu erbitten und dabey eine Menge Feste, Freudensbezeugungen, prächtige Feyerlichkeiten und Freudenfeuer.

Durch ganz Spanien fand ich überall dasselbe, und da ich zween Tage vor ihrem ersten Ausgang aus ihrem Zimmer bey Hof ankam, so sah ich sie auch noch ausgehen und sich in den Wagen setzen, wo ihr gewöhnlicher Platz am Schlage war; eine solche Schönheit durfte auch freylich von rechtswegen nicht im Hintergrund sitzen, sondern mußte darin sichtbar seyn.

Sie hatte eine Robe von weissem Satin ganz mit Silberstückereyen bedeckt, ihr Gesicht war jederzeit unverhüllt. Ich glaube aber, daß nie etwas so Schönes erblickt worden ist, als diese Königinn, wie ich mich zu sagen erkühne. Denn sie hatte mich sehr gut auf-

aufgenommen und ausgehalten, besonders da ich aus Frankreich und vom Hof kam und ihr Nachricht v n ihrem guten Bruder dem König und ihrer guten M t- ter der Königinn brachte. Dieß war ihre ganze Freude und Vergnügen, sich davon erzählen zu lassen. Ich wars nicht allein, der sie so schön fand; sondern auch der ganze Hof und die ganze Stadt von Madrid; so daß man hätte sagen mögen, ihre Krankheit habe ihr zum Vortheil gereicht, und nachdem sie ihr so grausam mitgespielt hatte, habe sie noch ihren Teint verschönert und ihn so zart und fein gemacht, daß man sie jetzt noch schöner fand, als zuvor.

Als sie nun zum erstenmahl wieder ihr Zimmer verließ, geschah es in der schönsten und heiligsten Absicht, indem sie nach den Kirchen ging, um Gott zu danken, daß er ihr die Gnade verliehen hatte, ihr ihre Gesundheit wieder zu schenken. Dieß fromme und heilige Werk setzte sie vierzehn Tage fort, ohne das Gelübde, das sie noch unserer lieben Frauen zu Guadeloupe that. Sie ließ sich dabey mit entblößtem Gesicht, nach ihrer Gewohnheit, von dem Volke sehen, das sie mehr abgöttisch anzubeten, als zu ehren und zu verehren schien.

Der verstorbene Herr von Lignerolles, der just zur Zeit, als sie starb, nach Spanien gekommen war, um dem König von Spanien die Nachricht von der Schlacht bey Jarnac zu bringen, sah sie sterben und erzählte mir, daß wohl nie ein Volk so betrübt und trostlos gewesen sey, und solches Schmerzgeschrey ausgestoßen und so viele Thränen vergossen haben müsse, als die Spanier, die sich bey dieser Trauerpost gar nicht fassen konnten und ganz in Verzweiflung geriethen.

Sie

Sie starb sehr schön und verließ diese Welt voll Muths und Verlangens nach jener bessern.

Man spricht sehr verschieden von ihrem Tode, als ob er beschleunigt worden sey. Ich habe mir von einer ihrer Damen erzählen lassen, daß sie das erstemahl, als sie mit ihrem Gemahl zusammen kam, ihn so starr betrachtete, daß der König, dem das nicht gefiel, sie fragte: que mirais? si tengo canas? (was sehen Sie mich so an? Ob ich graue Hare habe?) Diese Worte gingen ihr so zu Herzen, daß man ihr von da an nichts Gutes prophezeite.

Man sagt, daß ein Jesuite, ein sehr wackerer Mann, als er einst in seiner Predigt von ihr sprach und ihre seltenen Tugenden, ihr liebreiches menschenfreundliches Wesen und ihre Güte lobte, sich die Worte entfallen ließ: es sey sehr schändlich, daß man sie, und noch dazu so unschuldig, habe umbringen lassen. Er wurde deßwegen tief ins innerste spanische Indien verbannt. Dieß ist vollkommen wahr, wie man mir versichert hat.

Es gibt noch andere wahrscheinlichere Muthmaßungen, auf die ich mich aber hier nicht einlassen darf. So viel ist gewiß, daß sie die schönste Fürstinn ihrer Zeit war, und eben so auch allgemein geliebt wurde.

So lange sie in Spanien war, verlohr sie nie ihre Liebe zu Frankreich, sondern setzte sie jederzeit fort, machte es nicht, wie Germana von Foy, die zwote Gemahlinn des Königs Ferdinand, welche, da sie sich zu einem so hohen Rang erhoben sah, so stolz dadurch wurde, daß sie sich nie weiter um ihr Vaterland bekümmerte und es ganz verschmähte. Als daher

König Ludwig der Zwölfte, ihr Oheim, und ihr Gemahl Ferdinand zu Savonne mit einander zusammen kamen, wobey sie ihren Gemahl begleitete, betrug sie sich so übermüthig, daß sie die Franzosen kaum über die Achsel ansah, selbst ihren eigenen Bruder, den Herzog von Nemour, Gaston von Foy, und da sie selbst die vornehmsten französischen Personen nicht würdigte mit ihnen zu sprechen oder sie auch nur anzusehen, was man sehr übel von ihr aufnahm. Allein nach dem Tod ihres Gemahls mußte sie auch dafür büßen. Denn sie mußte nun ihren Ton gar gewaltig herabstimmen und kam in elende Umstände, so daß man sich nicht viel aus ihr machte und ihr also Gott Gleiches mit Gleichem vergalt.

Man sagt ohnehin, daß es kein übermüthigeres Thier gäbe, als eine geringe und niedrige Person, die plötzlich zu einer großen Höhe empor gehoben wird. Nicht als ob ich damit sagen wollte, daß diese Prinzessinn von geringer niedriger Herkunft gewesen sey; denn sie stammte ja aus dem sehr erlauchten und großen Hause Foy; allein da sie aus einer bloßen Grafentochter auf den Thron eines so großen Königreichs gelangt war, so war dieß freylich schon viel und sie hatte allerdings Ursache stolz darauf zu seyn, nicht aber sich zu vergessen und sich so gegen einen so großen König von Frankreich ihren Oheim zu betragen und gegen ihre nächsten Anverwandte und Landsleute, wodurch sie ganz unverkennbar an den Tag legte, daß sie keine große Seele hatte, oder eine hochmüthige Närrinn war.

Auch ist noch ein großer Unterschied zwischen dem Hause Foy und dem Französischen, nicht als ob jenes nicht groß und sehr edel wäre, allein das Französische ist es denn doch noch mehr.

Unsre

Unsre Königinn Elisabeth that nie etwas dergleichen. Sie war aber auch schon an sich von Geburt groß, von sehr großem Geist und sehr hellen Einsichten und die Größe eines Reichs konnte ihr nicht fehlen. Sie hätte dabey, wenn sie gewollt hätte, eine doppelte Veranlassung gehabt, die Hochmüthige und Stolze noch weit mehr zu machen als Germana von Foy: denn sie war Tochter eines großen Königs von Frankreich und vermählt mit dem größten Monarchen der Welt, der nicht nur über ein einziges Königreich, sondern über mehrere herrschte als König aller Spanischen Reiche, von Jerusalem, beyden Sicilien, Majorca, Minorca, Sardinien, Westindien, das allein eine ganze Welt ausmacht, und Herr von einer unzählbaren Menge andrer Länder und großer Herrschaften, welche Ferdinand nie besaß.

Wir müssen daher unsre Prinzessinn wegen ihrer Sanftmuth und Leutseligkeit loben, Eigenschaften, die einem großen Herrn oder einer großen Dame gegen jedermann wohl anstehen; und wegen ihrer Liebe zu den Franzosen, die, wenn sie nach Spanien kamen, so freundlich und gnädig von ihr aufgenommen wurden, sie mochten vornehm oder gering seyn, daß keiner wegreiste, ohne sich sehr geehrt und zufrieden zu fühlen.

Ich kann hier aus meiner eignen Erfahrung davon reden, indem sie mir die Ehre erzeigte, oft mit mir zu reden und sich oft mit mir zu unterhalten, wobey sie mich um Nachricht von dem König, der Königinn, ihren Herrn Brüdern, ihrer Frau Schwester und allen Personen am Hofe, fragte, wobey sie solche nahmentlich nannte, und sich nach ihnen erkundigte: so daß ich mich oft wunderte, wie sie sich ihrer

so gut noch erinnern konnte, als käme sie so eben erst vom Hofe. Ich sagte ihr daher auch mehrmahls, wie es möglich sey, daß sie bey ihrer Hoheit ein so gutes Gedächtniß habe.

Als sie zu Bayonne war, bewies sie sich gegen die Hofdamen und Hoffräuleins so vertraulich, als ehemahls vor ihrer Vermählung, und erkundigte sich dabey sorgfältig, nach denen, welche abwesend und verheirathet, oder erst seit ihrer Abwesenheit an den Hof gekommen waren.

Eben so that sie in Ansehung der Cavaliers und derer, welche mit anwesend waren, und sagte dabey oft: die und die waren zu meiner Zeit am Hof; ich kenne sie recht gut; die und die waren noch nicht bey Hof; ich wünsche sie kennen zu lernen. Kurz, sie bezauberte und vergnügte alle Welt.

Bey ihrem Einzug zu Bayonne ritt sie auf einem prächtig und reich gezierten Pferd mit einer Decke, die ganz von Perlenstickerey starrte, und welche der höchstseeligen Kaiserinn gehört hatte; man schätzte sie weit über hunderttausend Thaler. Sie saß sehr schön zu Pferd, und war gar lieblich anzusehen: denn sie nahm sich darauf so reitzend und angenehm, daß jedermann darüber entzückt ward.

Wir hatten alle Befehl, ihr entgegen zu reiten um sie bey ihrem Einzug zu begleiten, wie unsere Schuldigkeit erforderte; sie nahm dieß sehr wohl auf und erzeigte uns, als wir ihr das Compliment machten, die Ehre, uns dafür zu danken; gegen mich war sie vorzüglich gnädig, indem noch nicht vier Monathe verflossen waren, seit ich aus Spanien von ihr abgereist war. Diese Gnade rührte mich sehr, weil sie

mir

mir Vorzugsweise vor allen meinen Gefährten erzeigt wurde und mich mehr ehrte, als mir gehörte. Als ich aus Portugal und von Pignon de Vellez, das in der Barbarey erobert wurde, zurückkehrte, ließ sie mich durch den Herzog von Alba dem König von Spanien vorstellen, der sehr gnädig gegen mich war und mich um Nachrichten von der Eroberung und der Armee befragte.

Sie stellte mich dem Don Carlos vor, als dieser zu ihr auf ihr Zimmer gekommen war, so wie auch der Infantinn und dem Don Juan. Ich war zween Tage in Madrid, ohne ihr aufwarten zu können, wegen eines Zahnflusses, den ich auf dem Meer bekommen hatte. Sie fragte frey den Riberac, wo ich bliebe und ob ich etwa gar krank sey? Und als sie meine Krankheit erfuhr, schickte sie mir ihren Apotheker, der mir ein ganz besonderes Kräutlein für dieß Uebel brachte, welches die Eigenschaft hat, daß wenn man es in die hole Hand legt und darin hält, das Uebel sogleich vergeht, wie es denn auch mir wirklich auf der Stelle verging.

Ich kann mich rühmen, daß ich der Erste war, welcher der Königinn ihrer Mutter die Nachricht von ihrem großen Verlangen brachte, nach Frankreich zu kommen und sie zu besuchen, weswegen sie damahls und nachher ungemein gnädig gegen mich war: denn dieß war ihre Goldtochter, die sie vorzüglich und weit mehr liebte, als die andern beyden, was sie auch mit gleich starker Gegenliebe erwiederte: denn sie ehrte, verehrte und fürchtete sie so sehr, daß ich sie habe sagen hören, sie habe nie Briefe von ihrer Mutter empfangen, ohne daß sie dabey gezittert habe und in Unruhe gewesen sey, sie möchte ungehalten

 auf

auf sie seyn, und ihr etwas hartes sagen: und Gott weiß doch, daß sie ihr seit ihrer Vermählung, nie etwas dergleichen sagte, noch je ungehalten über sie war. Allein sie fürchtete sie nun einmahl so sehr, daß sie stets in dieser Besorgniß schwebte.

Bey dieser Reise nach Bayonne hatte der ältere Pompadour zu Bourdeaux den Chambret erstochen und zwar eben nicht auf die beßte Weise, wie man sagte: die Königinn Mutter war daher so aufgebracht über ihn, daß, wenn sie ihn gehabt hätte, sie ihm ohne Gnade würde haben den Kopf abschlagen lassen: und niemand wagte es, sein Fürsprecher zu werden und um Gnade für ihn zu bitten.

Der Herr von Strozzy hatte den Einfall, seine Schwester die Senniora Strozzy, Gräfinn von Tende zu schicken, welche die Königinn von Spanien von ihrer zarten Jugend auf und seit sie miteinander zum Unterricht gingen, vorzüglich liebte. Aus Liebe zu ihrem Bruder, wollte es diese Gräfinn ihm nicht abschlagen, und bat die Königinn von Spanien darum, welche ihr zur Antwort gab: sie wollte ihr alles zu Gefallen thun, was sie nur wünschte, nur dieß nicht; denn sie befürchtete, die Königinn Mutter unwillig zu machen und sie dadurch zum Zorn gegen sie zu reitzen.

Die Gräfinn ließ jedoch darum nicht nach und lag der Königinn so lange an, daß sie endlich durch eine dritte Person unter der Hand ihre Mutter sondiren ließ, welche der Königinn Mutter sagte: ihre Tochter möchte der gedachten Gräfinn zu Gefallen sie so gern um diese Gnade bitten, sie wagte es aber nicht, indem sie befürchte, ihr zu mißfallen. Da nun die

Köni-

Königinn Mutter hierauf antwortete: die Sache müßte sehr unmöglich seyn, wenn sie eine Fehlbitte bey ihr thun sollte, und man der Königinn von Spanien dieß wieder gesagt hatte, so brachte sie endlich ihre kleine Bitte vor, jedoch selbst da noch nicht ohne Furcht. Sie wurde ihr sogleich gewährt.

Es liegt hierin ein schöner Beweis von der Herzensgüte und Tugend dieser Fürstinn, daß sie ungeachtet ihrer Größe dennoch ihre Königliche Mutter so sehr ehrte und fürchtete. Ach das christliche Sprichwort, daß, wer lange leben will, Vater und Mutter fürchten und ehren solle, traf bey ihr gar nicht ein. Denn ungeachtet sie dieß redlich that, mußte sie dennoch in der schönsten Blüthe ihrer Jahre hinsterben. Jetzt, da ich dieß schreibe, wäre sie noch nicht sechs und vierzig Jahr alt, und doch mußte diese schöne Sonne so bald verschwinden und in ein finsteres Grab verschlossen werden, welche mit ihren schönen Strahlen diese schöne Welt noch zwanzig volle Jahre hätte erleuchten können, ohne daß das Alter ihr geschadet hätte; denn sie war von einer Beschaffenheit und Haut, bey welcher die Schönheit sich lange hält, auch hätte das Alter sich nicht an sie gewagt. Ihre Schönheit wäre stärker gewesen.

In der That, wenn ihr Tod für die Spanier hart war, so war er für uns Franzosen nicht weniger bitter: denn so lange sie lebte, sahen wir in Frankreich nie solche Verwirrungen, als uns nachher von Spanien her erregt wurden. So gut wußte sie den König ihren Gemahl für unsere Ruhe zu gewinnen und hin zu halten; dieß muß machen, daß wir ihren Verlust auf ewig betrauern, wegen der Liebe, die sie uns jederzeit, als ihren Kindern, bewies.

Sie

Sie hinterließ zwo Töchter, ein Paar der vortrefflichsten, tugendhaftesten Frauenzimmer in der ganzen Christenheit. Als sie etwas erwachsen und drey bis vier Jahr alt waren, bat sie ihren Gemahl, ihr die Aeltere ganz allein zu überlassen, indem sie solche nach französischer Art erziehen wollte; was der König ihr gern bewilligte: sie nahm sie also hierauf zu sich und gab ihr eine so schöne und gute Erziehung und französischen Anstrich, daß sie gegenwärtig eben so gut französisch ist, als ihre Schwester die Frau Herzoginn von Savoyen gut spanisch, und die Franzosen liebt und schätzt, nach der Unterweisung ihrer königlichen Mutter. Man darf daher versichert seyn, daß sie allen Credit und Einfluß bey dem König ihrem Vater zum Beßten und zur Unterstützung armer Fran osen verwendet, wenn sie solche in Verlegenheit und in den Händen der Spanier weiß.

Ich habe erzählen hören, daß sie, als nach dem Unfall des Herrn von Strozzy eine Menge französischer Soldaten und Cavaliers auf Galeeren gebracht worden waren, sie eines Tags, als sie zu Lissabon war, alle daselbst befindliche Galeeren besuchte, und alle Franzosen, die an der Kette waren, und die sich wohl auf hundert und zwanzig beliefen, los machte und ihnen allen Geld gab, um nach Hause zu reisen; so daß die Capitains der Galeeren genöthigt waren, diejenigen zu verbergen, die sie noch übrig hatten.

Sie ist eine sehr schöne und sehr angenehme Fürstinn, von sehr gebildetem Geist, welche die Staatsangelegenheiten des Königs ihres Vaters aus dem Grund kennt; auch erzog er sie sehr dafür. Ich hoffe, noch besonders hievon zu reden: denn sie verdient große und besondere Ehre, wegen der Liebe, die sie zu Frank-

Frankreich trägt. Auch sagte sie, daß sie ihren Antheil daran nicht aufgäbe, sondern sich ihre guten Rechte darauf vorbehalte; und wenn wir dieser Fürstinn Verbindlichkeit dafür haben, daß sie uns liebt, so müssen wir sie noch stärker gegen ihre königliche Mutter empfinden, welche sie uns so erzog und bildete.

Wollte Gott, ich wäre ein anderer Petrarch um Elisabeth von Frankreich recht nach Herzenswunsch erheben und preisen zu können: denn wenn ihre körperliche Schönheit mir einen sehr reichen Stoff dazu an die Hand gäbe, so würde dieß ihre Seelenschönheit wenigstens im gleichen Grad thun, wie folgende Verse davon zeigen, welche bey ihrer Vermählung bey Hof auf sie gemacht wurden:

Heureux le prince, à qui le ciel ordonne
D'Elisabeth l'amiable accointance!
Plus vaut que sceptre ou hautaine courone
D'un tel tresor l'heureuse jouissance.
Biens si divins elle eut en sa naissance
Qu'on en admire et la preuve et l'effet.
Ses jeunes Ans en montrent l'apparence;
Mais ses vertus portent le fruit parfait.

Als diese Königinn dem Herzog von Infantado und dem Cardinal von Burgos, welche von dem König abgeschickt waren, um sie zu Roncevaux in einem großen Saal zu empfangen, übergeben war, und die Abgeordneten ihr ihre Ehrerbietung bezeugt hatten, stand sie von ihrem Stuhl auf, um sie zu bewillkommen, worauf der Cardinal von Burgos eine Anrede an sie hielt, die sie so anständig und so artig beantwortete, daß er ganz darüber erstaunte: denn sie

sprach

sprach ungemein gut, und war vorzüglich wohl erzogen und unterrichtet.

Darauf wurde der König von Navarra, der eigentlich die Hauptperson ihrer Begleitung und der Chef der ganzen ihr zur Bedeckung mitgegebenen Armee war, aufgefordert, sie ihnen ganz zu überlassen, zufolge der ihnen zu dem Ende ertheilten Vollmacht, die sie dem Cardinal von Bourbon vorgezeigt hatten. Der König von Navarra, der einen sehr guten Vortrag hatte, gab ihnen nun zur Antwort:

„Ich übergebe Ihnen diese Prinzessinn, die ich aus dem Hause des größten Königs der Welt empfing, um sie dem erlauchtesten Monarchen der Erde zu übergeben. Da ich nun Sie, meine Herrn, sehr geschickt hierzu und von Ihrem Herrn und König vollkommen gut dazu gewählt finde, so mache ich weiter keine Schwierigkeit und nehme keinen Anstand, sie Ihnen zu übergeben, so daß Sie sich Ihres Auftrags nun würdig entledigen mögen. Ich lege sie also in Ihre Hände nieder, und bitte Sie, sich ihre Person und Gesundheit vorzüglich empfohlen seyn zu lassen: denn sie verdient es, und ich versichre daß nie in Spanien ein solcher Schmuck aller Tugenden und Reinheit, so wie Sie dieß in der Folge durch die Erfahrung selbst erkennen werden."

Die Spanier gaben hierauf sogleich zur Antwort, sie hätten gleich auf den ersten Anblick an ihrer Art und ernsten Majestät in ihrem Benehmen ihre Vortrefflichkeit vollkommen erkannt, wie denn in der That ihre Tugenden von großer Seltenheit waren.

Sie

Sie besaß viele Wissenschaft, da ihre Mutter sie durch ihren Präceptor, den Herrn von Saint Etienne, den sie ihr ganzes Leben hindurch liebte und ehrte, gut hatte unterrichten lassen. Sie war eine große Liebhaberinn von der Poesie und Lectüre, sprach gut, mit sehr schönem Anstand, sowohl französisch als spanisch; ihr spanisches klang so schön, so munter und reizend als möglich; sie lernte es in drey bis vier Monathen, die sie dort war.

Mit Franzosen sprach sie jederzeit französisch, das sie nie aufgab, da sie immer die beßten Bücher las, die man ihr aus Frankreich verschaffen konnte, wornach sie sehr begierig war. Mit Spaniern und andern Fremden sprach sie spanisch, und zwar sehr gut. Kurz diese Fürstinn war in allen Stücken vollkommen, und dabey über alle Maßen edelmüthig und freygebig.

Sie trug nie ein Kleid zweymahl, sondern schenkte es ihren Damen und Fräuleins, und dieß waren wahrhaftig lauter so reiche und prächtige Roben, daß die geringste auf drey bis vier hundert Thaler kam: denn ihr königlicher Gemahl hielt sie hierin sehr prächtig. Sie hatte also täglich ein neues Kleid, wie ich von ihrem Schneider weiß, der als ein armer Schlucker hinkam, und ein steinreicher Kerl dabey wurde, wie ich selbst gesehen habe.

Sie kleidete sich sehr gut und prächtig, die Kleider standen ihr auch gut, besonders die geschlitzten Aermel, die mit Eisen so gemacht werden, welche im Spanischen Puntas heißen. Ebenfalls ihr Kopfputz, der ganz unverbesserlich war. Wer sie so gemahlt sieht, bewundert sie schon: wie viel mehr mußte

also

also derjenige dabey empfunden haben, der das Glück hatte, sie von Angesicht, in ihren Bewegungen und allen ihren Reizen zu sehen! —

An Perlen und Edelgesteinen in Menge fehlte es ihr nicht, denn ihr Gemahl hatte eine große Summe für sie und ihren Hofstaat ausgesetzt. Ach! was konnte ihr dieß alles bey einem solchen Ende helfen! Ihre Damen und Fräuleins empfandens wohl gar sehr. Diejenigen derselben, welche, nach französischer Art, es nicht über sich erhalten konnten, im Ausland zu bleiben, sondern nach Frankreich zurück wollten, ließ sie, nachdem sie ihren Gemahl darum gebeten hatte, jeder viertausend Thaler Ausstattung anweisen, wie z. B. den beyden Schwestern Fräuleins Riberac, ehemahls Guitinieres genannt, von Fumel, die beyden Schwestern Thorigny, von Noya, Parue, de la Motte au Groin, Montal, u. m. a.

Diejenigen hingegen welche blieben, standen sich besser; wie die Fräuleins von Saint-Ana und Saint-Legier welche die Ehre hatten, Gouvernanten ihrer Prinzessinnen zu werden, und sehr vortheilhafte Partien mit zween vornehmen spanischen Herrn machten. Diese thaten auch traun am klügsten: denn es ist allemahl besser in fremden Landen groß zu seyn, als klein in seinem Vaterlande; auch sagt Jesus, kein Prophet gelte in seiner Heimath.

So viel wollte ich für itzt von dieser schönen, guten, weisen und tugendhaften Königinn sagen, bis ich bey einer andern Gelegenheit wieder auf sie zu sprechen komme. Unterdessen will ich ein Sonnet auf sie hersetzen, das von einem sehr wackern Cavalier zu ihrem

Lobe

Lobe verfertigt wurde, als sie noch Madame, jedoch schon verlobt, war.

Princesse, à qui les Cieux ont fait tant d'Advantage,
Que, pour la Part qu' avez en la Divinité,
Vous couronnant du Los de l'Immortalité,
Ils vous ont octroyé les Vertus en Partage.

Depuis qu'il leur a pleu, que l'on voit en vostre Age
Les celestes Effets de vostre Deïté,
Lorsque vous tempérez, d'une humble Gravité,
La royale Grandeur d'un divin Heritage.

Puis qu'il leur plaist aussi vous tant favoriser,
Qu'on oyra vostre Nom par tout jamais priser,
Et qu'en vous ils ont mis le meilleur de leur mieux,
Aussi deut-on changer vostre Nom de Naissance;
Et, au lieu qu'on vous nomme Elizabeth de France,
On vous devroit nommer Elizabeth des Cieux.

Ich weiß, daß man mir in dieser Abhandlung den Vorwurf machen kann, daß ich viele sehr überflüssige Nebendinge mit eingeflochten habe. Ich weiß dieß recht gut; weiß aber auch, daß wenn sie einigen mißfallen, sie andern dagegen gefallen werden. Ich bin nähmlich der Meynung, daß es nicht genug ist jemand zu loben, wenn man sagt: die Person ist schön, weise, tugendhaft, vortrefflich, tapfer, großmüthig, freygebig, prachtliebend, und durchaus vollkommen. Dieß sind bloß allgemeine Lobeserhebungen und Beschreibungen, und längst abgenutzte Gemeinplätze. Man muß nähere Umstände davon angeben, und beson-

die Vortrefflichkeiten besonders beschreiben, damit sie desto leichter ins Auge fallen. So denke ich, und mache mir dabey gern das Vergnügen noch einmahl im Gedächtniß zu genießen und zu behalten, was ich einst selbst sah.

Grabschrift.

DESSOUS ce Marbre gist Elizabeth de France,
Qui fut Reyne d'Espagne, et Reyne du Repos,
Chrestienne et Catholique. Sa très-belle Présence,
Nous fut utile à tous. Or que ses nobles Os
Sont du tout asseichés, et gissent dessous Terre,
Nous n'aurons rien que Mal, que Trouble, et que
Guerre.

IV.

IV.

Margaretha von Valois,

Königinn von Frankreich und Navarra.

Wenn ich das Elend erwäge und die Unfälle jener schönen Königinn von Schottland, von der ich oben schon gesprochen habe, und anderer Fürstinnen und Damen, die ich hier nicht anführen will, neben denen, welche die Königinn von Navarra, von der ich itzt rede, trafen, als sie noch nicht Königinn von Frankreich war, so kann ich nicht anders glauben, als daß Fortuna die unumschränkte Göttinn des Glücks und Unglücks eine ganz erbitterte Feindinn aller menschlichen Schönheiten sey. Denn war je eine Dame in der Welt eine vollkommene Schönheit, so ist es die Königinn von Navarra, die aber dabey so schlecht von dem Glück begünstigt wurde, daß man von der Fortuna sagte, aus Neid, daß die Natur diese Fürstinn so schön geschaffen habe, habe sie dieselbe vorsätzlich verfolgt.

Ihre Schönheit bleibt so erhaben, daß die Anfälle der gedachten Fortuna ihr nichts anhaben konnten. Ueberdieß leistete sie ihr auch bis diesen Augenblick stets muthigen Widerstand, vermöge der edeln

Beherztheit, die sie von so vielen braven und tapfern Königen, ihrem Vater, Großvaeer, Urgroßvater und übrigen Ahnen ererbte.

Um also auf die Schönheit dieser seltenen Fürstinn zu kommen, so glaube ich, daß alle welche sind und seyn werden und je gewesen sind, häßlich gegen sie scheinen müssen und gar keine Schönheiten genannt werden können. Denn die Strahlen der Ihrigen verbrennen jeder andern in der Welt die Flügel so sehr, daß sie es nicht wagen noch vermögen, sich bis zu ihr empor zu schwingen und um die ihrige zu flattern.

Sollte jemand so schwergläubig seyn, daß er aus schwachem Glauben nicht an Wunder Gottes und der Natur glaubte, so komme er und sehe. Ihr schönes so herrlich gebildetes Angesicht muß ihm der stärkste Beweis seyn; und möchte man sagen die Mutter Natur, die vollkommenste Bildnerinn, habe ihren seltensten Stoff und den feinsten Geist zusammen genommen, um sie daraus zu bilden. Denn sie mag ihre Sanftheit oder ihren Ernst zeigen, so ist sie jederzeit sicher, eine ganze Welt damit in Flammen zu setzen, so herrlich sind ihre Formen, so vortrefflich gezogen ihre Züge, so durchdringend und doch so angenehm ihre Augen, daß nicht das mindeste zu wünschen übrig bleibt. Noch mehr, dieß schöne Gesicht steht auf einem schönen Körper von dem schönsten, stolzesten und üppigsten Wuchs, den man je sehen kann, mit einer solchen Haltung und so ernsten Majestät, daß man sie allemahl eher für eine himmlische Gottheit, als für eine irrdische Fürstinn halten wird: auch glaubt man leicht mit mehreren, daß nie eine Göttinn schöner gewesen seyn kann so daß um ihre Schönheiten

ten, ihre Verdienste und Tugenden zu verkünden, Gott die Welt verlängern und den Himmel höher empor ziehen müßte, indem der Raum der Welt und des Luftkreises viel zu enge ist für den hohen Schwung ihrer Vollkommenheit und ihres Ruhms. Ueberdieß, wenn die Erhabenheit des Himmels nur eines Zolls breit weniger wäre, so ist es gar nicht dem mindesten Zweifel unterworfen, daß die Ihrige ihr ganz gleich käme.

So sind also die Schönheiten des Gesichts und Körpers dieser schönen Fürstinn, wie ich sie vor jetzt als ein getreuer Mahler nach dem Leben darstellen kann. Ich rede nähmlich hier von denjenigen, die man äusserlich sehen kann: denn die, welche geheimer sind und unter weißem Linnen und reichem Schmuck und Putz verborgen stecken, lassen sich nicht beschreiben, wiewohl man sie nicht anders als für sehr schön und vorzüglich halten kann; dieß ist indessen doch nichts als bloßer Glaube und Muthmaßung, da ihr Anblick leider versagt ist. Sehr hart in der That, daß man ein so schönes Bild von einem göttlichen Meister nur halb in seiner Vollkommenheit soll sehen dürfen, allein die Sittsamkeit und löbliche Schamhaftigkeit dieser Fürstinn verstattete es nicht anders; Eigenschaften, die sich weit eher bey großen Fürstinnen und Damen als bey dem niedern Pöbel zeigen.

Um einige Beyspiele anzuführen, welche beweisen, wie sehr die Schönheit dieser Königinn bewundert und hoch gehalten wurde, so erinnre ich mich noch, daß, als die polnischen Abgesandten nach Frankreich kamen, um unserm König Heinrich seine Wahl zum polnischen Thron zu verkünden, und ihm ihre Huldigung darzubringen, sie, nachdem sie dem König Karl

und der Königinn Mutter, wie auch ihrem Könige die Aufwartung gemacht hatten, auch noch an verschiedenen Tagen besonders dem Bruder des Königs und dem König und der Königinn von Navarra aufwarteten, wobey ihnen diese letztere so schön und so prächtig und reich geschmückt und gekleidet mit so großer Majestät und Grazie erschien, daß sie alle beym Anblick einer solchen Schönheit ganz erstaunt waren. Unter andern war Einer dabey, Lasqui, einer der Vornehmsten von der Gesandschaft, den ich beym Hinweggehen ganz entzückt über eine solche Schönheit sagen hörte: „Nein, nach dem Anblick einer solchen Schönheit mag ich nun gar nichts weiter sehen. Gern wollte ich es nun machen, wie manche türkische Pilgrimme nach Mecca zum Grab ihres Propheten Mahomeds, welche so froh und entzückt sind, eine so schöne und prächtige Moschee gesehen zu haben, daß sie nun gar nichts weiter sehen wollen, sondern sich mit glühenden metallnen Platten die Augen ganz subtil ausbrennen lassen, und sagen, sie könnten nun nichts Schöneres in ihrem Leben mehr sehen und wollten also lieber gar nichts sehen."

So sagte dieser Pohle von der bewundernswürdigen Schönheit dieser Fürstinn: und in der That, wenn die Polaken von solcher Bewunderung hingerissen wurden, so gings noch vielen andern eben so. Ich berufe mich hier auf Don Juan von Oesterreich, welcher, wie ich oben von ihm angeführt habe, bey seiner geheimen Durchreise durch Frankreich, als er nach Paris kam und hörte, daß denselben Abend glänzender Ball im Louvre sey, ihm verkleidet beywohnte, mehr aus Verlangen die Königinn von Navarra dabey zu sehen, als aus irgend einem andern Grund. Er hatte Gelegenheit, sie ganz bequem zu sehen, wie

sie

sie tanzte, indem der König, ihr Bruder, wie gewöhnlich, sie hinbrachte, und er betrachtete sie mit aller Aufmerksamkeit, bewunderte sie und erhob sie dann über alle Schönheiten Spaniens und Italiens, ohnerachtet diese beyden Länder sehr fruchtbar daran sind, und sagte dabey diese spanischen Worte: aunque la hermosura désta Reyna sea mas divina que humana, es mas para perder y dannar los hombres que salvarlos. (Obschon die Schönheit dieser Königinn mehr göttlich als menschlich ist, so ist sie doch mehr dazu gemacht, die Männer zu Grund zu richten und in die Hölle, — als in den Himmel zu bringen.)

Kurz darauf sah er sie, als sie nach Spa reiste auf ihrer Durchreise zu Namour, wodurch sein heissester Wunsch eines so schönen Anblicks zu genießen, erfüllt wurde. Er kam ihr mit großer stolzer spanischer Pracht entgegen und empfing sie, als wenn es die Königinn Elisabeth ihre Schwester, zur Zeit da sie noch lebte, und seine und Spaniens Königinn war, gewesen wäre. So sehr er nun schon von ihrer körperlichen Schönheit entzückt war, so sehr wurde ers jetzt von ihrer Seele, die ich noch unten zu beschreiben hoffe.

Dom Juan war indessen nicht der Einzige, der sie lobte und sie gern so hoch erhob; sondern alle diese großen und braven spanischen Offiziers bis auf die berühmten Soldaten jener alten Regimenter hinaus, welche überall auf ihre soldatische Art sagten: Que la conquista de tal hermosura valia mas que la d'un reame; y que bien eventurades serian los soldados, que por servirla podria morir sobre su bandera. (Die Eroberung einer solchen

Schönheit sey mehr werth, als die eines ganzen Königreichs, und glücklich seyen die Krieger zu preisen, die zu ihrem Dienst unter ihrem Panier fielen.)

Man darf sich nicht wundern, wenn Leute dieser Art, von guter artiger Geburt und Erziehung, diese Fürstinn so reizend fanden; hab ich doch selbst Türken, die als Abgesandte an unsern Hof kamen, gesehen, welche so sehr sie auch Barbaren waren, sich ganz in ihr Anschauen verloren und sagten: die Pracht ihres Großherrn, wenn er zur Moschee gehe, oder mit seinem Heer ausziehe, sey lange nicht so schön anzusehen, als die Schönheit dieser Königinn.

Kurz ich habe eine Menge anderer Fremden gesehen, die nach Frankreich und an den Hof einzig in der Absicht kamen, um diese berühmte Schönheit zu sehen, deren Ruhm, wie sie sagten, sich durch ganz Europa verbreitet habe.

Ich sah einst einen galanten neapolitanischen Cavalier, der nach Paris und an den Hof kam und sich, weil er diese Königinn, die damahls just ins Bad gereist war, nicht zu sehen bekommen konnte, noch zween Monathe länger aufhielt, bloß um ihre Rückkunft zu erwarten, und als er sie gesehen hatte, sagte er: „Ehemahls stand die Prinzessinn von Salerno bey uns in Neapel von Seiten der Schönheit in einem solchen Ruf, daß ein Fremder, der dahin kam und bey seiner Zurückkunft nicht sagen konnte, er habe sie gesehen, sich der Antwort aussetzte: er sey also zu Neapel gewesen, und habe Neapel nicht gesehen. Eben so, wenn ich zurückgereist wäre, ohne diese schöne Fürstinn gesehen zu haben, und man mich gefragt hätte, ob ich Frankreich und den französischen Hof gesehen habe, hätte ich, ungeachtet ich dieß alles sah, den-

dennoch mit gutem Gewissen sagen können: Nein, — weil ich diese Königinn nicht gesehen hätte, die ich mit vollem Recht die Zierde und den Stolz dieses Hofes nennen kann. Aber jetzt, da ich sie so gut gesehen und betrachtet habe, jetzt kann ich sagen, ich habe alle Schönheit der Welt gesehen, und versichern, daß unsere Prinzessinn von Salerno gegen diese Königinn für gar nichts zu rechnen ist. Und jetzt reise ich vergnügt weg, weil es mir so gut worden ist, eines so schönen Anblicks zu genießen. Ihr Franzosen möcht also selbst hieraus schließen, wie sehr Ihr glücklich seyd, daß Ihr dieß schöne Gesicht täglich mit Muse sehen und Euch diesem sanften Feuer nähern könnt, das von weitem schon jede kalte Brust weit mehr zu erwärmen und in Flammen zu setzen vermag, als alle andern schönen Damen, selbst in der Nähe nicht vermögen." So sprach dieser artige neapolitanische Cavalier damahls zu mir.

Ein vortrefflicher französischer Cavalier, der einst eben diese schöne Königinn in ihrem höchsten Glanz und prachtvoller Majestät im Tanzsaal erblickte, sagte dabey zu mir, als wir mit einander davon sprachen, folgendes: „Ach wenn Desessard, der sich in seinem Amatis so sehr bemüht hat, der Welt seine schöne Nieza und ihre Herrlichkeit darzustellen und vollkommen zu beschreiben zu seiner Zeit diese vortreffliche Königinn gesehen hätte, so hätte er nicht so viel schöne prächtige Worte zu borgen gebraucht, um sie so schön zu schildern, er hätte nur sagen dürfen, sie gleiche der Königinn von Navarra der Einzigen in der Welt, und so hätte er sie ohne großen Wortaufwand weit besser geschildert, als jetzt mit all seiner Weitläufigkeit."

Der Herr von Ronsard hatte daher vollkommen Recht, jene vortreffliche Elegie zu machen, die sich in

 seinen

seinen Werken findet und zu Ehren der Margaretha von Frankreich vor ihrer Vermählung gedichtet ist, worinn er die Göttinn Venus ihren Sohn fragen läßt, ob er bey seinen Wanderungen auf der Erde und besonders am französischen Hof nicht eine Schönheit bemerkt habe, welche die Ihrige übertreffe? Ja, antwortet der kleine Amor, ich habe eine gesehen, liebe Mutter, in welche sich das Glück des schönsten Himmels gleich von ihrer Geburt an ergoß. Venus erröthete darüber und wollte ihm nicht glauben, sondern schickte erst eine ihrer Charitinnen ab, um sie in Augenschein zu nehmen und ihr dann wieder zu sagen, wie sie es gefunden habe. Hierauf findet sich denn in dieser Elegie eine schöne sehr prächtige Beschreibung von den Schönheiten dieser vollkommenen Fürstinn unter dem Nahmen und der Gestalt der schönen Huldgöttinn Passidea.

Dieß Gedicht kann beym Lesen nicht anders als jedermann sehr wohlgefallen. Allein wie mir einst eine vortreffliche und sehr einsichtsvolle Dame sagte, so hatte der Herr von Ronsard hier ein kleines Versehen begangen und viel zu kurz abgebrochen. Denn er hätte sollen die Grazie Passidea wieder nach dem Himmel zurückkehren, sich da ihres Auftrags entledigen und der Venus sagen lassen, ihr Sohn habe noch lange nicht so viel gesagt, als er hätte sagen sollen; und dann mußte Venus traurig werden und vor Eifersucht fast vergehen und sich bey Jupiter über das Unrecht beschweren, das er ihr zugefügt habe, auf Erden eine Schöne zu bilden, welche die himmlischen Schönheiten beschäme, besonders die Ihrige, die sie vor allen andern für die höchste halte. Aus Verdruß darüber müßte sie sich in Trauer kleiden und auf eine Zeit lang allen Freuden und Lustbarkeiten entsagen: denn nichts

kränkt

kränkt eine schöne Dame mehr, als wenn man ihr sagt, daß eine andere Dame eben so schön sey oder gar sie übertreffe.

Man bemerke hierbey, daß, wenn unsre Königinn schon schön an sich und von Natur war, sie sich dabey auch noch sehr gut und so geschmackvoll und prächtig zu kleiden wußte, am Leibe sowohl als Kopf, daß nichts mehr übrig war, um ihre Vollkommenheit noch in ein helleres Licht zu setzen.

Man rühmt von der Königinn Isabelle von Bayern, Gemahlinn König Karls VI. daß sie prächtige vortreffliche Moden nach Frankreich gebracht habe, um die Damen prächtig und stattlich zu kleiden. Siehet man auf den alten Tapeten jener Zeit in den Königlichen Schlössern die Damen so abgemahlt, wie sie sich damahls trugen, so sind dieß nichts als Possen, Albernheiten und Schwülste gegen die schönen und herrlichen Arten, Erfindungen und Zierrathen unsrer Königinn für den Kopfschmuck sowohl als die Bekleidung des Leibs; was sich alle Damen am Hof und im Reich so gut zu Nutz machten, daß sie nachher auf diese Art herausgeputzt, weit eher großen Damen glichen, als zuvor gemeinen Mädchen, und dadurch weit angenehmer und reizender wurden, und dieß haben sie alles unsrer Königinn von Navarra zu danken.

Ich erinnere mich: denn ich war mit dabey, daß als die Königinn Mutter ihre Tochter dem König von Navarra, ihrem Gemahl, zuführte, bey ihrer Durchreise durch Coignac, wo sie sich einige Zeit aufhielt, verschiedene vornehme, schöne und vortreffliche Damen des Landes ihnen aufwarteten, welche alle ganz entzückt über die Schönheit dieser Königinn von Navarra wurden, und gar kein Ende finden konnten, sie

gegen

gegen die Königinn Mutter zu loben, welche darüber ganz wirbelnd von Freude wurde. Sie bat daher eines Tags ihre Tochter, sich aufs herrlichste zu kleiden und ihren prächtigsten schönsten Schmuck anzulegen, den sie bey Hof an den höchsten festlichen Gallatagen trage, um diesen wackern Damen ein Vergnügen dadurch zu machen.

Sie that es denn, um einer so guten Mutter zu gehorchen, und erschien sehr prächtig gekleidet, in einer Robe von Silberstoff oder Colombin a la Boulonnoise, mit hängenden Aermeln, reichem Kopfzeug, weißem nicht zu großen und nicht zu keinen Schleyer, und dabey mit einer Majestät und so vortrefflichem Anstande, daß man sie eher für eine himmlische Göttinn als irdische Königinn angesehen hätte. Waren die Damen zuvor über ihren Anblick entzückt gewesen, so waren sies nun noch hundertmahl mehr.

Die Königinn sagte daher zu ihr: Sie sind sehr gut gekleidet, meine Tochter.

Sie antwortete ihr: „Madame, ich fange bey Zeiten an, meine Roben zu tragen und zu brauchen, so wie ich sie itzt nach der neuesten Mode mit von Hof gebracht habe: denn wenn ich dahin zurück gehe, werde ich nichts als Scheeren und Stoffe mitnehmen, um mich alsdann nach der laufenden Mode zu kleiden.“

Die Königinn gab ihr hierauf zur Antwort: „Warum sagen sie dieß, meine Tochter, da ja Sie diejenige sind, welche die schönsten Kleidermoden erfindet und aufbringt; wohin Sie auch kommen mögen, wird der Hof sie von Ihnen annehmen, nicht Sie vom Hof.

In der That fand man auch bey ihrer Zurückkunft nichts bey ihr, das nicht noch besser gewesen wäre,

wäre, als bey Hof, so gut wußte ihr feiner Geist alle diese artigen Dinge zu erfinden.

Wie sich auch diese schöne Königinn kleiden mochte, auf französisch mit ihrem Chaperon oder in einem bloßen Escoffion mit ihrem großen Schleyer, oder in einer Mütze, so war man doch nie im Stande zu sagen, was ihr am besten stehe, oder welche Art sich zu tragen, sie schöner, bewundernswürdiger und reizender mache, so sehr wußte sie alle diese Arten vortheilhaft anzulegen, indem sie irgend immer eine neue, nicht gemeine und unnachahmliche Erfindung hinzufügte. Wenn auch andere Damen es versuchen wollten, ihr Modell ganz nachzuahmen, so konnten sie ihm doch nicht ganz beykommen, wie ich hundertmahl habe bemerken hören.

Ich habe sie oft so wie auch andere mit mir in einer Robe von weißem Satin mit einer Menge Goldflittern, und etwas Incarnat untermischt nebst einem Schleyer von braunem Flor oder Gaze a la Romaine, der nur nachläßig übergeworfen schien, gesehen; allein ich weiß mir keinen schönern Anblick, und was man auch von den Göttinnen der Vorzeit sagen mag und von den Kaiserinnen, wie wir solche auf alten Metaillen prächtig geschmückt erblicken, so scheinen sie gegen sie doch bloße Kammermädchen.

Ich habe oft unter uns Hofleuten darüber streiten hören, welches Kleid ihr wohl am besten stehe und sie am meisten verschönere. Jeder blieb dabey auf seiner Meinung; was mich betrifft, so war nach meiner und auch nach mancher anderer Meinung der Putz der sie am besten kleidete, derjenige, den sie einst anhatte, als die Königinn Mutter den pohlnischen Gesandten in den Thuillerien ein Festin gab. Sie war nähmlich

da

da in eine Robe von spanischem Incarnat Sammt gekleidet, stark mit Franzen besetzt mit einer Mütze von demselben Sammt auf dem Kopf, welche so herrlich mit Federn und Edelgesteinen besetzt war, daß nichts darüber ging. Sie schien darin so schön, wie ihr auch gesagt wurde, daß sie es nachher oft wiederholte, und sich auch darin abmahlen ließ, daher denn auch unter allen Gemählden von ihr dieß die andern alle übertrifft, so wie man dieß denn noch sehen und mit den andern, deren sehr viele und schöne vorhanden sind, vergleichen kann.

Als sie so geschmückt in den Thuillerien erschien, sagte ich zu dem Herrn von Ronsard, welcher bey mir war: „Sagen Sie einmahl die Wahrheit, Herr von Ronsard. Kömmt Ihnen diese schöne Königinn in dieser Kleidung nicht vor, wie die schöne Aurora, wenn sie mit ihrem schönen Gesicht vor Tag erscheint, so wie denn auch ihre Kleidung sehr viel auffallende Aehnlichkeit und Uebereinstimmung damit hat?" Der Herr von Ronsard gab mirs zu, und auf diese Vergleichung die er sehr schön fand, verfertigte er ein sehr schönes Sonnet, das er mir gab und das ich noch zu besitzen wünschte, um es hier einzurücken.

Ich sah ebenfalls diese schöne große Königinn auf dem ersten Reichstag zu Blois am Tag, als der König, ihr Bruder, seine Rede hielt. Sie hatte eine Robe von schwarzem Grund mit Orangefarbnen Streifen, mit einer Menge Franzen und ihrem großen Schleyer, und als sie sich an ihren Platz gesetzt hatte, war sie so schön nnd reitzend anzusehen, daß ich mehr als dreyhundert Personen in der Versammlung sagen hörte: ihre Aufmerksamkeit sey mehr durch den Anblick einer so himmlischen Schönheit gefesselt und entzückt worden, als durch den schönen anmuthsvollen Vortrag

ihres

ihres königlichen Bruders, ohnerachtet seine Rede vorzüglich schön war.

Ich sah sie auch oft, bloß in ihren natürlichen Haaren, ohne irgend etwas Erkünsteltes von Peruquen hinzu zu thun, und ungeachtet sie wie die ihres Vaters des König Heinrichs ganz schwarz waren, so wußte sie doch nach Art ihrer Schwester der Königinn von Spanien, welche ebenfalls bloß die ihrigen und zwar auf spanisch ganz schwarz trug, sie so gut zu kräuseln, zu tapiren und zurecht zu machen, daß dieß ihr so gut oder noch besser stand, als irgend ein anderer Kopfputz. So großen Werth hat eine schöne natürliche Anlage, welche jede Künsteley, wie sie auch seyn mag, weit übertrifft. Indessen gefiel sie sich doch nicht darin und trug sich selten so, sondern meistens zierlich verfertigte Peruquen.

Kurz ich würde nie fertig werden, wenn ich den Putz und die Kleidungsarten alle beschreiben wollte, worin sie vorzüglich schön war: denn sie wechselte damit so häufig, daß ihr alle gut und schön standen, so daß Natur und Kunst mit einander wetteiferten, wer sie am schönsten zu machen vermöge.

Dieß ist noch nicht alles: denn ihre schöne Kleidungen und Schmuck wagten sich nie daran, ihren schönen Hals und ihren reizenden Busen zu bedecken, aus Furcht, den Augen der Welt, die sich an einem so entzückenden Gegenstand weideten, Unrecht zu thun. Denn nie muß noch ein so schöner, weißer, voller Busen gesehen worden seyn als der ihrige, der so bloß da lag, daß die meisten Cavaliers am Hof darüber fast verschmachteten und selbst die Damen sogar, von denen ich gesehen habe, daß einige ihrer Vertrautesten sich

sich der Freyheit ihres Umgangs bedienten und ihn mit feurigem Entzücken küßten.

Ich erinnre mich hiebey, daß ein wackerer, neu an den Hof gekommener Cavalier, als er sie zum erstenmahl sah, zu mir sagte: „Ich wundre mich nicht mehr, wenn Ihr Herrn so gern bey Hof seyd: denn wenn Ihr täglich sonst kein Vergnügen hättet, als diese schöne Fürstinn zu sehen, so wäre das doch schon so gut, als wenn ihr in einem irdischen Paradiese wäret."

Die alten römischen Kaiser gaben dem Volke, um es sich gewogen und ihm eine Lust zu machen, Spiele und Kämpfe in ihren Theatern: um aber das französische Volk zu gewinnen und ihm Vergnügen zu verschaffen, dürfte man ihm nur öfters diese Königinn Margaretha vorstellen und zeigen, damit es sich an dem Anblick eines so himmlischen Gesichts weiden und ergötzen könnte, das sie nicht wie andre Damen unsers Hofs hinter eine Larve versteckte: denn sie ging meistens mit bloßem Gesicht.

So sah ich sie einst am Palmfest zu Blois, als sie noch Madame und Schwester des Königs war, wiewohl damahls schon über ihre Vermählung verhandelt wurde, in der Procession erscheinen, so schön, daß man in der Welt nichts schöners sehen konnte. Denn ausser der Schönheit ihres Gesichts und ihrer schönen schlanken Größe, war sie auch noch sehr prächtig und reich geschmückt und gekleidet. Ihr schönes weißes Gesicht, das dem schönsten heitersten Himmel glich, war auf dem Kopf mit einer solchen Menge großer Perlen und reicher Steine, besonders Brillanten, Diamanten, die als Gestirne angebracht waren, geziert, daß man hätte sagen mögen, die natürliche Schön-

Schönheit des Gesichts und die künstliche der Edelsteine und Brillianten wetteifern mit der Gestalt des schönsten gestirnten Himmels um den Preis der Schönheit. Ihr schöner Leib mit ihrem schönen hohen Wuchs war in den schönsten und reichsten Goldstoff gekleidet, der je in Frankreich gesehen worden ist.

Es war ein Geschenk, das der Großherr dem Herrn von Grand-Champ bey seiner Abreise von seinem Gesandschaftsposten zu Constantinopel gemacht hatte, so wie er überhaupt vornehme fremde Gesandte zu beschenken pflegte. Es war ein Stück von funfzehn Ellen, und Grand-Champ sagte mir, die Elle habe hundert Thaler gekostet: denn es war ein Meisterstück. Als er nun nach Frankreich zurückkam und nicht wußte, wo er diesen reichen Stoff würdiger anbringen könnte, um ihm beym Tragen neuen Glanz zu verleihen, so verschenkte er ihn wieder an Madam, die Schwester des Königs, welche eine Robe daraus machen ließ, die sie an diesem Tag zum erstenmahl trug und die sie sehr gut kleidete: denn Größe und Größe reichen sich untereinander die Hand.

Sie trug dieß Kleid den ganzen Tag, ohnerachtet es ausserordentlich schwer war und drückte: allein ihr schöner, reicher und starker Wuchs kam ihr hierbey sehr zu statten, daß sie dieß Gewicht zu tragen vermochte: denn wäre sie eine kleine Zwerginn von Prinzessinn oder so ein Dämchen einer Elle hoch gewesen, wie ich ihrer wohl gesehen habe, so wäre sie unter der Last zerdrückt worden, oder hätte wenigstens die Robe ausziehen und sich umkleiden müssen.

Noch mehr, als sie in der Prozession in ihrem Range ging, hatte sie das Gesicht ganz bloß, um das Volk an einem so hohen Feste nicht ihres schönen Lich-

tes zu berauben; auch dieß ließ ihr schön, daß sie in der Hand eine Palme trug, wie unsere Königinnen jederzeit pflegen, und zwar mit einer durch Grazie gemilderten Majestät und auf eine ganz eigene und gar nicht gewöhnliche Art; so daß wer sie noch nie gesehen noch gekannt hätte, gesagt haben würde: siehe da eine Fürstinn, die sich durchgängig vor allen andern gewöhnlichen vortheilhaft auszeichnet.

Wir alle vom Hof sagten dabey einstimmig und ohne Hehl, diese schöne Fürstinn trage die Palme mit Recht, indem sie alle andere in der Welt an Schönheit, Anstand und jeder Vollkommenheit übertreffe und besiege. Ich kann dabey auch wohl darauf schwören, daß es bey dieser Prozession mit unserer Andacht gar schlecht bestellt war. Denn wir waren mehr damit beschäfftigt, diese göttliche Fürstinn zu betrachten und zu bewundern, und uns durch ihren Anblick zu entzücken, als auf den Gottesdienst Acht zu geben, und dennoch glaubten wir hierin nicht uns einer Sünde theilhaftig zu machen: denn wer eine Gottheit auf Erden betrachtet und bewundert, der kann die Gottheit im Himmel nicht dadurch beleidigen, da diese jene so schön geschaffen hat.

Als die Königinn Mutter sie vom Hof wegnahm, um sie ihrem Gemahl in Gascogne zu bringen, sahe ich gleichsam den ganzen Hof ihre Abreise betrauern, als wenn alle ein großer allgemeiner Unfall betroffen hätte. Die Einen sagten: der Hof ist Wittwer, denn er hat seine Schönheit verlohren; die Andern sagten: der Hof ist sehr verdunkelt, er hat seine Sonne eingebüßt. Andre, es ist rabenschwarze Nacht am Hof, weil kein Licht mehr leuchtet.

Noch

Noch andre versetzten: das fehlte uns noch, daß Gascogne uns noch unsre Schönheit weg gascogniren und rauben mußte, welche doch bestimmt ist, Frankreich, und den Hof und den Pallast im Louvre, Fontainebleau, Saint-Germain und andere schöne Schlösser unserer Könige zu verschönern, statt daß sie jetzt nach Pau und Nerac soll, Oerter die himmelweit von jenen unterschieden sind.

Noch andre sagten: Nun ists aus, der Hof und Frankreich haben die schönste Blume aus ihrem Kranz verlohren.

Kurz man hörte allerwärts nichts als solche und andre dergleichen kurze Aeusserungen über diese Abreise, halb aus Verdruß und Unwillen, halb aus Traurigkeit; ohnerachtet die Königinn Louise von Lothringen, eine sehr schöne, geistreiche und vortreffliche Fürstinn, noch da war, von der ich bey einer andern Gelegenheit nach Verdienst reden werde. Allein da der Hof sich schon lange her an einen so schönen Anblick gewöhnt hatte, so konnte er nicht umhin ihren Verlust zu bedauern, und solche Reden zu führen, und es gab verschiedene, welche den Herrn von Duras aus Aerger darüber, daß er sie im Nahmen des Königs von Navarra seines Herrn abverlangt hatte, umbringen wollten.

Als man vor einigen Jahren bey Hof Nachricht erhielt, daß sie vor acht Tagen in Auvergne gestorben sey, so sagte jemand hierüber: „Das kann nicht seyn: denn unterdessen war der Himmel viel zu schön und heiter: wäre sie gestorben, so würden wir wegen der großen Sympathie zwischen diesen zwo Sonnen eine Sonnenfinsterniß und nichts als Dunkel und Wolken gehabt haben.

Dieß ist meines Erachtens genug gesagt von ihrer körperlichen Schönheit, wiewohl der Stoff so reich ist, daß er eine ganze Decade verdiente: indessen hoffe ich, bey einer andern Gelegenheit noch einmahl darauf zu kommen. Itzt aber muß ich doch auch etwas von ihrer schönen Seele sagen, die so schön in einem so schönen Leibe wohnte. So schön diese auch schon von ihrer Geburt an war, so schön wußte sie solche zu bewahren und zu erhalten. Denn sie ist eine große Freundinn von den Wissenschaften und der Lectüre, so wohl von ihrer frühen Jugend an als noch itzt.

Man kann von ihr rühmen, daß sie die Fürstinn, ja überhaupt die Dame ist, welche von allen in der Welt am besten und beredtesten spricht, und im Reden die schönste angenehmste Art hat. Als die pohlnischen Gesandten, wie ich oben schon erwähnt habe, ihr aufwarteten, hielt der vornehmste derselben, der Bischoff von Cracau, ein gelehrter und geschickter Prälat, im Nahmen aller eine lateinische Anrede an sie, und die Königinn beantwortete sie äusserst treffend und beredt, ohne sich eines Dolmetschers zu bedienen, indem sie die Rede vollkommen verstanden hatte. Alle geriethen darüber so sehr in Bewunderung, daß sie sie einstimmig eine andre Minerva oder Göttinn der Beredsamkeit nannten.

Als die Königinn Mutter sie dem König ihrem Gemahl zuführte, hielt sie einen feyerlichen Einzug zu Bourdeaux, was ihr als Tochter und Schwester des königlichen Hauses und Gemahlinn des Königs von Navarra, des ersten Prinzen von Geblüt, und Gouverneurs von der Provinz mit Recht zukam. Ihre Mutter wollte es so: denn sie liebte und schätzte sie sehr. Ihr Einzug war schön,

schön, nicht sowohl wegen dabey herrschender Pracht und Aufwands, als vielmehr; dadurch, daß man dabey die schönste vollkommenste Königinn der Welt im Triumph einziehen sah, auf einem schönen weißen, sehr gut gerüsteten Zelter, wobey sie selbst Orangefarb mit Franzen gekleidet war, und so prächtig, daß das Volk gar nicht satt werden konnte, sie zu sehen, anzustaunen, zu bewundern und bis in den Himmel zu erheben.

Vor ihrem Einzug kamen ihr die Stände der Stadt entgegen, um ihr ihre Ehrfurcht zu bezeigen und ihr alles anzubieten, was in ihren Kräften stände und sie im Karthäuser Kloster zu harangiren, wie das so herkömmlich ist. Der Herr von Bourdeaux redete im Nahmen der Geistlichkeit; der Herr Marschall von Piron als Maire und in der Kleidung des Mairs im Nahmen der Stadt; als Lieutenant-General hielt er seine Anrede nachher noch besonders; und der Herr von Lagesbaton erster Präsident im Nahmen des Parlaments.

Sie antwortete ihnen allen nacheinander (denn ich sahe es, indem ich auf ihren Befehl mich bey ihr auf ihrem Gerüste befand) so beredt, so einsichtsvoll und so geschwind, mit solcher Anmuth und Majestät, und in jeder Rede mit so vieler Abwechselung, ohne sich, ungeachtet der Gegenstand jedesmahl derselbe blieb, zu wiederholen, daß gedachter Herr Präsident, als er am Abend darauf in das Zimmer der Königinn kam, zu mir und andern sagte: Er habe in seinem ganzen Leben durchaus noch nie jemand besser reden hören, (und er verstand sich doch auf solche Waare;) er habe oft die Ehre gehabt die Königinnen Margaretha und Johanna bey eben solchen Gelegenheiten, wie die heuti-

heutige, reden hören; allein ungeachtet sie zu ihrer Zeit zwo der beredtesten Damen Frankreichs waren, so haben sie doch zu der Beredsamkeit dieser jetzigen Königinn Margaretha nicht hingereicht und seyen sie bloße Anfängerinnen gegen sie.

Ich sagte es der Königinn Mutter nachher, was mir gedachter Präsident gesagt hatte; es freute sie ungemein und sie sagte zu mir: er habe Recht, es zu glauben und zu sagen: denn ungeachtet sie ihre Tochter sey, könne sie doch mit Wahrheit sagen, daß sie die vollkommenste Prinzessinn von der Welt sey und ihre Sprache durchgängig ganz vortrefflich in ihrer Gewalt habe. Ein Gleiches hörte ich von einer Menge Gesandter und großer Herrn vom Ausland; wenn sie mit ihr gesprochen hatten, gingen sie ganz verwundert über ihr schönes Redner Talent von ihr weg.

Ich hörte oft so schöne, nachdrückliche und sinnreiche Reden von ihr, daß, wenn ich solche ordentlich und richtig zu Papier bringen könnte, alle Welt darüber erstaunen und entzückt seyn sollte; es wäre aber mir so wie jedem andern schlechterdings unmöglich, sie aufzufassen, so ganz unnachahmlich sind sie.

Ist sie erhaben, voll ernster Majestät und beredt, in ihren wichtigen und ernsthaften Reden, so ist sie dagegen auch wieder leicht und reizend, in witzigen Scherz und Stichelreden; so daß ihre Gesellschaft angenehmer als irgend eine in der ganzen Welt ist: denn wenn sie gleich jemand stichelt und schraubt, so geschieht dieß doch auf eine so feine Art, daß man unmöglich verdrüßlich darüber werden kann, sondern selbst noch eine Freude daran haben muß. Ferner, wenn sie gut zu reden weiß, so weiß sie auch wenigstens eben so gut zu schreiben. Die schönen Briefe, die man von

von ihr hat, beweisen dieß hinlänglich: denn die ernsthaften sowohl als die vertrauten sind die schönsten, bestgeschriebenen, so daß alle großen Schriftsteller der Vorwelt sowohl als unseres Zeitalters sich verkriechen müssen, wenn die ihrigen erscheinen, gegen welche jene bloßes Geleyer sind. Niemand kann sie daher sehen, ohne sich über den armen Cicero mit seinen vertrauten Briefen lustig zu machen, und wer eine Sammlung davon und von ihren Reden veranstalten könnte, der unternähme ein verdienstliches Werk, und es würden eben so viele Schulen und Unterweisungen für jedermann werden. Man darf sich dieß gar nicht befremden lassen: denn sie ist schon von Natur, von fähigem schnellem Geist und tiefem gründlichem Verstand. Kurz sie ist eine wahre Königinn in allen Stücken und verdiente wohl ein großes Königreich, ja Kaiserthum zu regieren. Ich will hierbey folgende Digression machen, da sie doch ebenfalls zu unserer Materie gehört.

Als ihre Vermählung mit dem König von Navarra zu Blois endlich in Richtigkeit war, wobey es viele Schwierigkeiten setzte, welche die Königinn Johanna machte, die jetzt ganz andern Sinnes war als ehemahls, da sie an meine Mutter ihre Dame d'Honneur, damahls krank und abwesend schrieb. Ich habe diesen Brief von ihrer eignen Hand im Archiv unsers Hauses gesehen, worin sie sagt:

Meine große Freundinn! Um Ihnen Freude zu machen und zu Wiederherstellung Ihrer Gesundheit durch die guten Nachrichten beyzutragen, welche der König mein Gemahl mir meldet, schreibe ich Ihnen, daß, da er so kühn war, dem König, und Madam, seine jüngste Tochter

für meinen Sohn zu bitten, Seine Majestät ihm solche bewilligten, worüber ich Ihnen meine Freude nicht bergen kann, u. s. w.

Es ließe sich viel davon reden. Zur Zeit nun, da diese Sache in Richtigkeit kam, war eine Dame, die ich nicht nennen will, bey Hof, die einen sehr albernen Streich machte. Abends beym Auskleiden fragte nähmlich die Königinn Mutter ihre Damen, ob sie ihre Tochter gesehen hätten, und welche Freude sie über die Berichtigung dieser Vermählung bezeigt habe.

Diese einfältige Dame nun, die noch nicht bey Hof gewesen war, war am ersten mit der Antwort bey der Hand und sagte: Wie, gnädigste Frau, sollte sie nicht froh seyn über eine solche Vermählung, da sie dadurch zu einer Krone kömmt, und vielleicht gar noch Königinn von Frankreich werden kann. Wie wenn diese Krone dem König, ihrem Verlobten, heimfallen sollte, wie das mit der Zeit geschehen könnte?

Die Königinn gab ihr auf diese alberne Rede zur Antwort: meine Freundinn, Ihr seyd eine große Närrinn. Ich wollte lieber, daß Ihr hunderttausendfach des Todes wäret, als daß Eure dumme Prophezeihung je in Erfüllung ginge: denn ich wünsche dem König und meinen andern Kindern langes Leben und alles Wohlergehen. Eine andre große Dame, die auf einem sehr guten Fuß mit ihr stand und jetzt dabey gegenwärtig war, sagte hierauf: „Allein, Euer Majestät, wenn nun dieß Unglück, was Gott verhüte, sich wirklich eräugnen sollte, wäre es Ihnen nicht lieb, Ihre Tochter als Königinn von Frankreich zu sehen, da die Krone ihr vermöge der Gerechtsame ihres Gemahls mit vollem Recht heimfiele.

Die

Die Königinn gab ihr zur Antwort, wiewohl ich diese Tochter sehr liebe, so denke ich doch, daß, wenn dieß sich eräugnete, wir Frankreich von vielem Unglück und Trübsalen zerrüttet sehen würden. Und ich wollte hundertmahl lieber sterben, (wie sie auch wirklich that) als es in diesem Zustande erblicken: denn ich glaube, man würde dem König von Navarra aus verschiedenen Gründen, die ich jetzt nicht anführen mag, nicht so unbedingt gehorchen wollen, wie meinen Kindern.

Hier sind also zwo Prophezeihungen, welche beyde in Erfüllung gingen, eine von einer einfältigen, die andre von einer sehr einsichtsvollen Dame, und zwar beyde in einem Zeitraume von wenigen Jahren. Eine Weissagung ist jedoch gegenwärtig wieder aufgehoben, durch die Gnade, welche Gott ihm verlieh, durch die Kraft seines guten Schwerts und die Tapferkeit seines braven Herzens, die ihn zu einem so großen, siegreichen, gefürchteten und unumschränkten König gemacht haben, als er nach so vielen Unfällen und ausgestandenen Strapatzen gegenwärtig ist. Gott erhalte ihn durch seine heilige Gnade bey diesem Glück, so wie wir armen Unterthanen es allerdings bedürftig sind.

Wenn nun durch Aufhebung des Salischen Gesetzes, fuhr die Königinn ferner fort, das Reich vermöge ihrer unbestreitbaren Gerechtsame meiner Tochter zufiele, so wie denn auch andere Reiche von der Lanze auf die Kunkel fallen, so ist zuverläßig meine Tochter so gut fähig zu regieren oder noch besser, als viele Männer und Könige, die ich kenne und die sonst schon regiert haben; und ich glaube, daß ihre Regierung schön seyn und sie solche der ihres Großvaters gleich machen würde: denn sie besitzt einen großen Geist und große Eigenschaften hierzu.

Bey dieser Gelegenheit sagte sie, es sey eine sehr üble schlechte Einrichtung um dieß Salische Gesetz und sie habe den Herrn Cardinal von Lothringen sagen hören, ehmahls als er mit den andern Abgeordneten in der Abtey Cercan den Frieden zwischen beyden Monarchen schließen half, und dabey einen Punkt des Salischen Gesetzes, die Erbfolge der weiblichen Linie auf den französischen Thron betreffend, berührt habe, habe der Cardinal von Granvelle, ehemahls von Arras genannt, ihn sehr angefahren und zu ihm gesagt: es seyen wahre Albernheiten und Betrügereyen um dieß unser Salisches Gesetz, und habe ihm den Staar darüber gestochen; bloß alte Träumer und Chronikenschreiber hätten das so geschrieben, ohne zu wissen, Warum? und es den Leuten so weiß gemacht; es sey in Frankreich nie gegeben noch eingeführt gewesen, sondern eine Gewohnheit, welche bey den Franzosen von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und so eingeführt worden sey, und welche, da sie ganz gegen alle Billigkeit laufe, gar wohl aus den Augen gesetzt werden dürfe.

So sagte der Cardinal von Lothringen zur Königinn Mutter. Und überhaupt war es ja Pharamond, wie man größtentheils dafür hält, der sie aus seinem Lande mitbrachte und sie einführte; wir sollten sie also nicht halten, da er ein Heyde war: denn unter uns rechtgläubigen Christen, die Gesetze eines Heiden so streng befolgen, heißt Gott gröblich beleidigen. Es ist wahr, daß der größte Theil von denen, die wir haben, von heydnischen Kaisern herstammt, diese sind aber heilig, gerecht und billig, wie es deren viele gibt, und der größte Theil davon ist. Allein dieß Salische Gesetz von Pharamond ist unbillig und gegen das Gesetz Gottes: denn im alten Testament im

im fünf und zwanzigsten Kapitel des vierten Buchs Mosis stehet ausdrücklich geschrieben: die männlichen Kinder sollen zuerst erben und dann nachher in deren Ermanglung die Töchter. Dieß heilige Gesetz läßt also die Töchter nach den Söhnen zur Erbfolge zu.

Noch dazu, wenn man dieß Salische Gesetz recht dem Buchstaben nach nähme, wäre es so schlimm nicht, als man es gewöhnlich versteht, wie ich von großen Personen habe sagen hören: denn es besagt folgendes: So lange männliche Erben da sind, erben und regieren die Töchter nicht. Folglich sollten sie erben und auf den Thron gelangen können, wenn keine männliche Erben da sind. Und da es Rechtens ist, daß in Spanien, Navarra, England, Schottland, Ungarn und Neapel die Töchter regieren, warum sollte es nicht eben so gut in Frankreich angehen? Denn was recht ist, ist überall und aller Orten recht und der Ort macht nicht, daß ein Gesetz recht ist.

So viele Lehen, die wir in Frankreich haben, Herzogthümer, Grafschaften, Baronien und andere königliche Herrschaften, welche nach ihren Gerechtsamen und Freyheiten gleichsam und zwar stark königlich sind, fallen auf Weiber und Töchter wie wir Bourbon, Vendosme, Montpensier, Nevers, Rhetel, d'Eu, Flandres, Bourgogne, Artois, Zelande, Bretagne haben und wie Mathilde, welche Herzoginn von der Normandie war, und Eleonora Herzoginn von Guyenne, welche den König Heinrich den Zweiten von England bereicherten; Beatrix Gräfinn von Provence, die diese Provinz ihrem Gemahl dem König Ludwig zubrachte; die einzige Tochter des Grafen Raymond von Toulouse, mit welcher es Alfons der Bruder Ludwig des Heiligen verheirathete und noch ganz kürzlich Anna Herzoginn von Bretagne und an-

andere: warum sollte denn das Königreich Frankreich nicht eben so die Töchter dieses Hauses auf seinem Thron zulassen.

Herrschte die schöne Galathee als Hercules sich nach Eroberung Spaniens mit ihr vermählte, nicht ebenfalls schon in Gallien, von welcher Vermählung unsere braven tapfern und heldenmüthigen Gallier abstammen, die sich ehemahls so berühmt gemacht haben.

Und warum sollten die Töchter der Herzoge in diesem Reich fähiger zur Regierung und Gerechtigkeitspflege in einem Herzogthum oder einer Grafschaft seyn, was nahe an das königliche Ansehen gränzt, als die Töchter der Könige zur Regierung des Reichs? Und warum sollten französische Prinzessinnen nicht eben so gut im Stand seyn zu befehlen und zu herrschen, wie die Töchter in andern genannten Königreichen und großen Herrschaften.

Was die Albernheit dieses Salischen Gesetzes noch deutlicher beweist, sind die Menge Chronikschreiber, Schriftsteller und Schmierer, die davon geschrieben haben, und nicht einmahl über die Abstammung des Worts unter sich einig werden können.

Einige, wie Postel, halten dafür, daß es von den Galliern herkomme und salisch statt gallisch genannt worden sey, wegen der großen Aehnlichkeit der Buchstaben G. und S. in der alten Schreibart; allein er ist ein Träumer hierinn so gut, als in andern Stücken, wie mir eine große Person versichert hat.

Jean Ceval Bischoff von Avranches, ein großer Alterthumsforscher des französischen Galliens wollte es von

von dem Wort Sal herleiten, weil dieß Gesetz bloß für königliche Säle und Palläste gegeben sey.

Claudius Seisel war sehr albern der Meinung, es komme von dem lateinischen Wort Sal her, als ein Gesetz voll Salzes, das heißt, voll Weisheit, zu Folge der figürlichen Bedeutung des Wortes Salz.

Ein Doctor der Rechte, Nahmens Ferrarius Montanus wollte behaupten, Pharamond habe ehedem Salik geheissen.

Andre leiten es von Salogast ab, einem der vornehmsten Räthe Pharamonds.

Andre wollen noch feiner seyn, und sagen, die Benennung komme daher, weil so viele Artikel, die darin vorkommen, sich mit den Wörtern anfangen, si aliquis, si aliqua.

Noch andre endlich leiten es von den Salischen Franken ab, deren im Marcellin Erwähnung geschieht.

Kurz, es sind große Albernheiten und Träumereyen, und darf man sich nicht wundern, wenn der Herr Bischoff von Arras dem Herrn Cardinal von Lothringen darüber zu Leibe ging. Die von seiner Nation nannten daher auch in ihren Farcen- und Bänkelsängerliedchen, in der Meinung daß dieß Gesetz von ganz neuer Erfindung sey, Philipp von Valois den gefundenen König, als wenn er vermöge eines ganz neuen zuvor in Frankreich noch nie üblichen Rechts König worden wäre.

Hierbey beruft man sich darauf, daß, als die Grafschaft Flandern auf die weibliche Linie gefallen war, König Karl V. damahls nicht den mindesten Anspruch darauf machte, sondern im Gegentheil seinem Bruder Philipp Burgund zur Abfindung gab, um ihn

ihn mit der Gräfinn von Flandern zu vermählen, welche er nicht für sich behalten wollte, weil er sie nicht so schön, obgleich reicher als die von Bourbon, fand.

Dieß ist freylich ein starker Beweis, daß der Artikel dieses Salischen Gesetzes nicht jederzeit im Ganzen wie im Einzelnen befolgt wurde, daher es denn keinem Zweifel unterworfen ist, daß die Töchter, wenn sie zur Krone gelangten, besonders wenn sie schön, wacker und tugendhaft sind, wie diese, durch ihre Schönheit und andre Reize das Herz ihrer Unterthanen weit stärker an sich ziehen würden, als alle männliche Stärke.

Der Herr du Tillet schreibt, daß die Königinn Clotilde die christliche Religion in Frankreich einführte, und von dieser Zeit an findet man keine wieder, welche vom rechten Glauben abgefallen wäre, was den Königinnen sehr zur Ehre gereicht, und nicht eben so von den Königen seit Chlodwig gerühmt werden kann: denn Chilperich der erste war von der Arianischen Ketzerey angesteckt, und nur zween Prälaten von der Gallicanischen Kirche rissen ihn davon los, wie Gregorius von Tours meldet.

Ferner, wurde Catharina, die Tochter Karls VI. nicht von ihrem Vater und dessen Staatsrath zur Königinn von Frankreich verordnet?

Du Tillet sagt noch überdieß, die Prinzessinnen des königlichen Hauses haben in solcher Verehrung gestanden, haben, ungeachtet sie mit geringen Fürsten nicht mit Königen vermählet gewesen seyen, dem ungeachtet den königlichen Titel geführt, und seyen mit Zusetzung ihres eignen Nahmens Königinnen genannt worden, welche Ehre ihnen lebenslänglich blieb zum Zeichen, daß sie Prinzessinnen des Königs von

Frank-

Frankreich seyen. Diese alte Gewohnheit gab stillschweigend zu erkennen, daß die königlichen Prinzessinnen so gut Königinnen seyn könnten als die Prinzen.

Man findet, daß zur Zeit Ludwigs des Heiligen bey Hegung des Pair-Gerichts die Gräfinn von Flandern als anwesend genannt wird, und ihren Platz unter den Pairs einnahm.

Der Herr du Tillet sagt ferner von dem Salischen Gesez, das bloß für die Unterthanen geschrieben ist: wenn keine Söhne da wären, so erbten die Töchter das alte Eigen. Sollte eine Verfügung mit der Krone getroffen werden, so würden also die königlichen Prinzessinnen in Ermanglung von Prinzen sie bekommen, dem ungeachtet sind sie vermöge besonderer Verfügung und Gewohnheit des französischen königlichen Hauses davon ausgeschlossen, was von dem Stolz der Franzosen herrührt, die es nicht erdulden können, von Weibern beherrscht zu werden.

Ferner, sagt er anderswo: man muß sich sehr wundern über den Irrthum, der diese Gewohnheit so lange dem Salischen Gesetz zuschrieb, das doch ganz dagegen ist. Als König Karl der Fünfte über die Vermählung seiner Tochter mit Wilhelm Grafen von Hennegau, im Jahr 1374 unterhandelte, so ließ er sich ausdrücklich von diesem Grafen auf das Recht zur Krone und als Dauphine entsagen; dieß ist ein wichtiger Punkt, und daher kommen denn die Streitigkeiten.

Wirklich, wenn die Weiber so gut die Waffen führen könnten, als die Männer, so würden sie wohl die ihnen günstige Meynung durchsetzen. Zum Ersatz für diesen Mangel der Tapferkeit, haben sie ihre Schön-

Schönheit, die man aber nicht so erkennt, wie man sollte: denn es ist doch traun besser, von schönen, artigen und trefflichen Damen commandirt werden, als von mürrischen, dummen, häßlichen und heillosen Männern, wie es deren ehemahls in Frankreich gegeben hat.

Ich möchte wohl wissen, ob unser Vaterland sich unter einer unzählbaren Menge alberner, dummer, tyrannischer, schläfriger, nichtswürdiger, unwissender und närrischer Könige, welche regiert haben, besser befunden hat? Wobey ich jedoch unsern braven Königen, Pharamond, Chlodio, Chlodwig, Pipin, Martell, Karl, Ludwig, Philipp, Johann, Franz und Heinrichen nicht zu nahe treten will: denn diese waren allzubrav und edelmüthig; und glücklich war das Volk, das unter ihnen lebte, auch erzeugten sie eine Menge Prinzessinnen, welche sehr vortrefflich, einsichtsvoll und würdig waren, zu regieren. Ich berufe mich hierbey darauf, wie gut man sich verschiedentlich unter der Regentschaft der königlichen Mütter befunden hat.

Wie gut verwaltete Fredegunde das Reich während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, des Königs Chlotar, denen sie so weise und geschickt vorstand, daß er Monarch von Gallien und einem großen Theil von Deutschland wurde.

Ein Gleiches that Mathilde die Gemahlinn Dagoberts in Ansehung ihres Sohns, des Königs Glodwigs des Zweyten: und lange hernach Blanka, Mutter Ludwigs des Heiligen, welche sich so weislich benahm, daß gleichwie ehemahls die römischen Kaiser sich zum Andenken der glücklichen Zeiten Roms unter dem großen Kaiser Augustus, Augustus nennen liessen,

ließen, eben so alle Königinnen Mütter nach dem Hintritt ihrer königlichen Gemahle reines blanches heissen wollten, zum ehrenvollen Andenken der Regierung dieser weisen Fürstinn. Gedachter Herr von Tillet ist zwar hierin etwas andrer Meinung, indessen habe ich doch dieß von einem großen Parlamentsglied so vernommen.

Um noch etwas weiter herunter zu gehen, so erhielt Isabelle von Bayern die Regentschaft für ihren Gemahl Karl den Sechsten auf Anrathen und Gutheissen des Staatsraths, als der König am Verstand litt; gleichfalls Madame von Bourbon während der Minderjährigkeit ihres Bruders König Karls des Achten; Madam Louise von Savoyen unter dem König Franz dem Ersten und die Königinn Mutter für ihren Sohn den König Karl den Neunten.

Wenn nun auswärtige Damen, Madam von Bourbon ausgenommen, welche aus dem französischen Hause war, so fähig waren, Frankreich so gut zu beherrschen, warum sollten es unsere einheimischen nicht eben so gut seyn und nicht eben so gut mit gleichem Eifer und gleicher Liebe regieren, da es doch ihr Vaterland ist, wo sie die erste Milch gesogen haben und da überhaupt die Sache sie näher angeht.

Ich möchte wohl wissen, worin unsere letzten drey Könige, unsere letzten drey königlichen Prinzessinnen, Elisabeth, Claudia und Margaretha so sehr übertroffen haben, daß sie, wenn sie zur Regierung gekommen wären, nicht eben so gut sollten regiert haben, als ihre Brüder? ohne übrigens deren Geschicklichkeit und Regententugenden in Zweifel ziehen zu wollen, da sie allerdings sehr weise waren.

Ich habe von verschiedenen, großen, einsichtsvollen und weitsehenden Personen versichern hören, daß die Unfälle, die wir zu erdulden hatten und noch erdulden müssen, uns in diesem Fall nicht betroffen haben würden und zwar aus Gründen, die sie anführten, deren Auseinandersetzung mich aber hier zu weit führen würde.

Allein siehe da, troß dem allem sagt der dumme gemeine große Hauffe: man muß das Salische Gesetz befolgen. Elender Einfaltspinsel, weiß Er denn nicht, daß die alten Teutschen, von denen wir abstammen, gewöhnlich die Weiber zu Staatsgeschäften zogen, so gut, als die Männer, wie wir aus Tacitus sehen. Da sie nun solche damahls würdig fanden, auf die Regierung Einfluß zu haben und zu befehlen, so erhellt deutlich daraus, daß dieß Salische Gesetz nach der Hand verfälscht worden seyn muß. Es ist aber auch nichts als eine bloße Gewohnheit, und da die armen Mädchen zu schwach waren, ihr Recht mit der Schärfe des Schwerts zu beweisen und zu behaupten, wie dieß vor Alters Sitte war, so wurden sie von den Männern davon ausgeschlossen und ganz verdrängt. Ach, daß unsere braven und tapfern französischen Paladins nicht mehr am Leben sind, ein Roland, ein Renaud, ein Ogier, ein Olivier, ein Deudon, ein Graffon, ein Yvon und eine unzähliche Menge anderer tapferer Ritter, die sichs zum Beruf und zum Ruhme machten, den Damen in ihren Unfällen und Drangsalen an Ehre, Gut und Blut, beyzuspringen; ach daß diese noch lebten, um die Gerechtsame unserer Königinn Margaretha zu verfechten; welche, weit entfernt auch nur einen Zoll breit Land von dem Reich zu besitzen, von dem sie so edel abstammt und das vielleicht nach gött-

göttlichem und menschlichem Recht ihr gebührte, so gar nicht einmahl ihre Grafschaft Auvergne genießt, die ihr als einziger noch übrigen Erbinn ihrer königlichen Mutter gebührte, sondern einsam in dem Schlosse Usson in den Einöden, Felsen und Gebürgen von Auvergne lebt; einem Aufenthalt, der gar zu sehr gegen eine große Stadt, wie Paris absticht, wo sie gegenwärtig ihren Thron und ihren Stuhl der Gerechtigkeit haben sollte, wie es ihr zukäme nach eignem angebohrnem Recht sowohl, als von Seiten des Königs ihres Gemahls. Das Unglück ist aber, daß man weder Eines noch das Andere anerkennen will. Wären beyde recht einig zusammen, leiblich so wohl als in Freundschaft, wie sie es ehedem waren, so ginge vielleicht alles besser für das Allgemeine und sie würden gefürchtet, verehrt und für das anerkannt werden, was sie sind. (Gott hat es seither gefügt, daß sie sich wieder mit einander ausgesöhnt haben, was ein sehr großes Glück ist.)

Ich hörte einst von dem Herrn von Pibrac sagen, diese Verbindung mit dem Hause Navarra habe überhaupt auch sonst das Unglück gehabt, daß Uneinigkeiten zwischen dem Ehepaar obgewaltet haben, wie ehemahls zwischen Ludwig dem Greiner (Zänker), König von Frankreich und Navarra, und seiner Gemahlinn Margaretha von Burgund, Tochter des Herzogs Robert des Dritten.

Ferner, Philipp der Lange, König von Frankreich und Navarra, mit Johanna, Tochter des Herzogs Othelin von Burgund, welche, da sie unschuldig war, diese Unschuld sehr überzeugend darthat.

Ferner, Karl der Schöne, König von Frankreich und Navarra, mit Blanca seiner ersten Gemahlinn,

 eben-

ebenfalls einer Tochter des Grafen Othelin von Burgund.

Und ganz neuerlich der König Heinrich von Albret mit Margaretha von Valois, wie ich von guter Hand weiß, der sie sehr übel behandelte, und es noch schlimmer gemacht haben würde, wenn ihr Bruder, König Franz nicht gewesen wäre, der ihn darüber zur Rede setzte, und ihm stark drohte, wenn er seine Schwester nicht besser in Ehren hielte, und nicht mehr Rücksicht auf ihren erhabnen Rang nähme.

Der letztverstorbne König, Anton von Navarra, lebte ebenfalls sehr übel mit seiner Gemahlinn der Königinn Johanna.

Eben so ist nun auch unsre Königinn Margaretha ein wenig veruneinigt und geschieden von ihrem Gemahl; Gott wird sie aber trotz dieser jammervollen Zeit einst wieder vereinigen und zusammen führen.

Ich habe von einer Fürstinn versichern hören, daß sie ihm bey dem Pariser Blutbad das Leben rettete; denn er war ganz unstreitig mit geächtet, und stand auf dem rothen Papier (Blutliste) wie man zu sagen pflegt. Man sagte, man müsse die Wurzeln ausrotten, wie den König von Navarra, den Prinzen von Condé, den Admiral und andre Großen. Die Königinn von Navarra that aber einen Fußfall vor ihrem Bruder dem König Karl, und bat für die Begnadigung ihres Herrn und Gemahls. Ungeachtet sie nun seine geliebte Schwester war, so hielt es doch hart, bis ihr der König ihre Bitte gewährte. Ich muß dieß indessen dahin gestellt seyn lassen, da ich es nur vom Hörensagen habe.

Ueber-

Ueberhaupt ging ihr dieß Blutbad sehr zu Herzen, und sie rettete dabey mehreren das Leben, unter andern sogar auch einen Gascognischen Cavalier, (ich denke er hieß Lerac,) der schon ganz verwundet sich unter das Bette warf, worin sie lag, und wovon sie die Mörder, die ihn bis dahin verfolgten, verjagte; denn sie war nie grausam, sondern lauter Güte, nach Art der französischen Prinzessinnen.

Die Uneinigkeit zwischen ihr und ihrem Gemahl soll ihren Grund mehr in der Religionsverschiedenheit als in irgend etwas anderm haben; denn jeder Theil liebt und behauptet die seinige. Als nun die Königinn zu Pau, der Hauptstadt in Bearn, war, und Messe daselbst lesen ließ, war ein Sekretär des Königs, ihres Gemahls da, Nahmens le Pin, der ehemahls bey dem Herrn Admiral in Diensten gewesen war, und sich über dieß Messelesen ärgerte, und deßwegen einige von der Stadt, die ihr beygewohnt hatten, einziehen ließ.

Die Königinn war sehr unzufrieden darüber; als sie ihn deßwegen zur Rede setzte, antwortete er ihr in einem hohen unanständigen Ton, der ihm gar nicht zukam, sogar in Gegenwart des Königs, der ihm einen starken Verweis darüber gab, und ihn aus seinem Dienst jagte. Denn als ein edelmüthiger wackrer Herr weiß Er wohl zu lieben und zu achten was Er soll, wie Seine schönen und edeln Handlungen jederzeit bewiesen haben.

Dieser du Pin nun berief sich auf das Edikt, das dort gilt und Messelesen und Messehören bey Lebensstrafe verbietet. Da die Königinn sich, der Himmel weiß wie, darüber beleidigt fand, schwur sie hoch und theuer daß sie nie wieder einen Fuß in dieß Land setzen

 wolle,

wolle, indem sie freye Religionsübung verlange, und so reiste sie denn ab, und hielt von der Zeit an ihren Schwur heilig.

Ich habe sagen hören, daß ihr nichts so sehr je zu Herzen ging, als diese Begegnung, mit der man ihr die freye Uebung ihrer Religion rauben wollte; um diese ganz nach Herzenslust abwarten zu können, bat sie ihre gute Mutter, die Königinn, sie abzuholen, um alsdann mit ihr nach Frankreich zu ihren lieben Bruder, dem König, zu gehen, den sie sehr ehrte und liebte.

Als sie an seinen Hof kam, wurde sie nicht so von ihm empfangen und aufgenommen als er wohl gesollt hätte. Sie fand eine große Veränderung, die seit ihrer Abreise vorgegangen war, und daß mehrere Personen, von denen sie es gar nicht gedacht und geglaubt hätte, unterdessen hoch ans Bret gekommen waren. Dieß verdroß sie denn gar gewaltig. Sie konnte sich nicht entschließen, ihre Gunst zu suchen und ihnen zu hofieren, wie wohl andre, die ihr jedoch keineswegs gleich waren, thaten; vielmehr verachtete sie solche tief, wie ich gesehen habe. So groß war ihr Muth.

Ach nur allzu groß war er, und zog ihr all ihr nachheriges Unglück zu. Denn hätte sie sich ein wenig Gewalt anthun und nachgeben wollen, so würde sie nicht von so vielen Unfällen betroffen worden seyn, als sie leider wurde.

Ich muß bey dieser Gelegenheit folgendes erzählen. Als ihr Bruder, der König, nach Pohlen reiste und daselbst war, erfuhr sie daß der Herr von Gua der bey diesem König vorzüglich in Gunst stand, ziemlich nachtheilige Reden von ihr geführt hatte, so daß sie gar wohl

wohl zwischen dem Bruder und der Schwester einige Feindschaft oder Bitterkeit stiften konnten. Einige Zeit darauf kam gedachter Herr von Gua nach seiner Zurückkunft aus Pohlen an den Hof, und ging, da er Briefe von dem König von Pohlen an seine Schwester mit hatte, selbst hin, um ihr solche auf ihr Zimmer zu bringen und ihr die Hände zu küssen.

Als sie ihn hereintreten sah, gerieth sie sehr in Zorn; als er sich ihr näherte um ihr seinen Brief zu übergeben sagte sie mit zornigem Gesicht zu ihm: „Dieß ist Ihr Glück, de Gua, daß Sie mit diesem Brief von meinem Bruder vor mir erscheinen, der Ihnen zur Salvagarde dient, indem ich Ihn so sehr liebe, daß alles, was von Ihm kömmt, bey mir alle Freyheit hat. Ohne dieß wollte ich Sie lehren, von einer solchen Fürstinn, wie ich bin, einer Schwester Ihrer Könige, Ihrer Herrn und Souverains übel zu reden.“ —

Der Herr von Gua antwortete ihr sehr demüthig: „ich würde es auch nie gewagt haben, gnädigste Frau, Ihnen je unter die Augen zu treten, da ich weiß, daß Sie ungnädig auf mich sind, wenn ich nicht einigermassen einen Schutzbrief von dem Könige meinem Herrn hätte, welcher Sie liebt und den auch Sie sehr lieben; ich schmeichle mir daher mit der Hoffnung, daß Sie, gnädigste Frau, aus Liebe zu ihm, und da Sie ohnehin ganz Gnade und Großmuth sind, mich wenigstens anhören werden.“ — Er brachte hierauf seine Entschuldigungen vor und führte seine Vertheidigungsgründe an, wie er denn überhaupt sehr gut mit der Sprache fort zu kommen wußte. Er läugnete dabey rund weg, daß er von der Schwester seiner Könige je anders als mit der äussersten Ehrerbietigkeit gesprochen habe.

Sie schickte ihn dannoch fort mit der Versicherung, daß er stets eine bittre Feindinn an ihr haben werde, was sie ihm auch bis an seinen Tod richtig hielt.

Nach einiger Zeit schrieb der König an die Frau von Dampierre und bat sich von ihr als die größte Gefälligkeit aus, die Königinn von Navarra dahin zu bringen, daß sie dem Herrn von Gua um seinetwillen vergeben und ihn wieder zu Gnaden annehmen möchte. Die Frau von Dampierre unterzog sich diesem Geschäft höchst ungern, indem sie das Naturell der Königinn sehr gut kannte. Weil indessen der König sie liebte und großes Vertrauen in sie setzte, so wollte sie auf gut Glück einen Versuch damit wagen.

In dieser Absicht kam sie denn eines Tags zu der Königinn auf ihr Zimmer und da sie solche ziemlich bey Laune antraf, brachte sie ihr Anliegen aufs Tapet. Sie stellte ihr vor, da sie die Gewogenheit, Gunst und Freundschaft ihres königlichen Bruders, welcher bereits König von Frankreich war, besitze, so sollte sie dem Herrn von Gua verzeihen, ihm alles Vergangene erlassen und ihn wieder zu Gnaden annehmen; der König liebe ihn sehr und sey ihm mehr gewogen, als irgend einem seiner andern Diener und so könnte sie denn, wenn sie ihm ihre Freundschaft schenkte, viele angenehme Dienste und Gefälligkeiten von ihm erhalten, da er das Herz des Königs seines Herrn so sicher in der Hand habe und lenke; es sey doch besser, daß sie ihn auf ihre Seite bringe und sich seiner bediene, als daß sie ihn zur Verzweiflung treibe und ihn gegen sie erbittere, wo er ihr sehr viel schaden könnte; sie hätte zu ihrer Zeit unter der Regierung des Königs Franz des Ersten

die

die Prinzessinnen Magdalena und Margaretha, deren erstere nachher Königinn von Schottland, die andere Herzoginn von Savoyen wurde, beydes ihre Tanten, gesehen, wie sie, ungeachtet sie sehr hohen und stolzen Herzens waren, sich dennoch so weit herab ließen, dem Herrn von Sourdis zu hofieren, der doch weiter nichts als Garderobenmeister ihres Vaters war und seine Gunst zu suchen, bloß um durch seine Vermittlung die Gnade und Gewogenheit ihres königlichen Vaters für sie wirksam zu machen; nach dem Beyspiel dieser ihrer Tanten sollte sie es eben so mit dem Herrn von Gua machen.

Nachdem sie ihr aufmerksam zugehört hatte, antwortete die Königinn von Navarra der Frau von Dampierre ziemlich frostig, jedoch nach ihrer Art ein wenig lächelnd: „Frau von Dampierre, was Sie mir da sagten, möchte allenfalls wohl für Sie gut seyn, die Sie Gunst, Gefälligkeiten und Wohlthaten bedürfen; und wäre ich Sie, so würden solche Reden, wie Sie mir da sagten, sehr gut angebracht seyn, und würde sie sehr gern annehmen und befolgen: allein für mich, eine Königstochter und Schwester französischer Monarchen und Gemahlinn eines Königs sind sie nicht. Denn mit diesen erhabnen und schönen Eigenschaften, kann ich nicht mit Ehren um Gunst, Gnade und Wohlthaten des Königs, meines Bruders, betteln; er ist hoffentlich so gut gesinnt, und kennt seine Pflicht genau, daß er mir solche auch ohne die Gewogenheit de Gua's nicht versagen wird, wo nicht, so würde er seiner Ehre und königlichen Würde einen großen Flecken anhängen. Sollte er aber auch so sehr ausgeartet seyn, daß er sich so weit vergessen könnte, mich anders zu halten als ihm zukömmt; so gebieten mir mein muthiger Stolz und mein Ehrge-

 fühl,

fühl, lieber seine Gewogenheit, darüber daß ich de Gua und dessen Gunst nicht suchen wollte, zu entbehren, als daß man mir vorwerfe, oder von mir argwöhnen könnte, sie durch dessen Vermittlung und Verwendung erlangt zu haben. Mir scheint, um sie zu verdienen, hinlänglich, daß ich das bin, was ich bin; und wenn er sich werth fühlt, König zu heissen und von mir und seinem Volk geliebt zu werden; so fühle ich mich, als Seine Schwester, würdig, Königinn zu seyn, und nicht nur von ihm, sondern von aller Welt geliebt zu werden. Wenn endlich meine Tanten, wie Sie mir sagen, sich so tief erniedrigten, so — konnten sies thun, wenn sie Lust und Belieben hatten; allein ihr Beyspiel kann kein Gesetz für mich machen, noch mich zur Nachahmung verbinden, indem ich mich nach keinem andern als meinem eignen Model formen mag." —

Damit schwieg sie, und die Frau Dampierre ging, ohne daß jedoch die Königinn ihr es nachgetragen hätte; denn sie liebte sie sehr. —

Ein andermahl, als der Herzog von Epernon nach dem Tode Monsieurs nach Gascogne ging — eine Reise wobey verschiedene Gründe vorwalteten, wie man sagte — besuchte er den König von Navarra zu Pamiers und beyde erzeigten einander große Höflichkeiten und Liebkosungen. Ich rede so, weil damahls der Herr von Epernon Halbkönig in Frankreich war wegen der ausschweifenden Gunst, worin er bey dem König seinem Herrn stand.

Nachdem sie sich also hier große Caressen und Höflichkeiten erzeigt hatten, bat ihn der König von Navarra, ihn auf dem Rückwege von Toulouse zu besuchen, was er ihm auch versprach.

Der

Der König von Navarra machte sich hierauf auf den Weg, um seine Einrichtungen zu einer guten Bewirthung für ihn zu treffen. Aber die Königinn, welche damahls dort war und aus mehrern wichtigen Gründen den Herzog von Epernon bis auf den Tod haßte, sagte zu dem König ihrem Gemahl: „sie wolle unterdessen wegreisen, um das Vergnügen nicht zu stören noch zu verhindern, indem sie schlechterdings den Anblick des Herrn von Epernon nicht ertragen könnte, ohne daß ihr giftiger Zorn sich Luft schafte und zum Ausbruch käme, wodurch dem König, ihrem Gemahl, Ungelegenheit und Verdrüßlichkeit verursacht werden könnte." — Da sie wirklich ernstlich im Begriff war, wegzureisen, so bat es der König sich als die größte Gefälligkeit von ihr aus, da zu bleiben gedachten Herrn von Epernon empfangen zu helfen und ihm zu lieb allen ihren Groll gegen ihn bey Seite zu setzen, da sehr viel für sie beyde und für ihre Hoheit davon abhinge.

„Gut, mein Gemahl, sagte die Königinn zu ihm, da Sie mir es zu befehlen geruhen, so will ich bleiben und ihm gut begegnen aus schuldigem Respekt und Gehorsam gegen Sie; und dann sagte sie zu einigen von ihren Damen: aber ich stehe Euch dafür, daß ich bey Seiner Ankunft und die ganze Zeit seines Aufenthalts über ein Kleid anziehen werde, das ich sonst nie wieder anziehe, Heucheley und Verstellung. Denn ich will mein Gesicht so gut verlarven, daß er nichts als alles Liebes und Gutes darin lesen soll; gleichen Zwang werde ich auch meinem Mund auflegen und also äusserlich so scheinen, daß man mein Innres für gut halten soll, wofür ich jedoch nicht gut sagen kann, denn es steht keineswegs in meiner Gewalt, da mein Herz ganz von sich abhängt, so voll Frey-

müthig-

müthigkeit ist es. Es vermag nicht den Gifft irgend einer Heucheley zu verbergen, noch sich im mindesten zu erniedrigen, indem nur Gott und der Himmel es erweichen und zärtlich machen kann, wenn er es umschüfe oder umschmelzte." —

Um also den König ihren Gemahl, den sie, so wie er seiner Seits ebenfalls wieder sie, gar sehr ehrte, zufrieden zu stellen, verstellte sie sich dergestalt, daß sie den Herzog von Epernon bey seinem Besuch auf ihrem Zimmer eben so empfing, wie der König sie gebeten, und sie ihm versprochen hatte: so daß das ganze Zimmer, das voll von einer Menge Menschen war, die sich drängten um diese Zusammenkunft zu sehen ganz erstaunt darüber, so wie der König und der Herr von Epernon ihrer Seits sehr zufrieden waren; allein die hellsehendsten, welche das Naturell der Königinn kannten, vermutheten wohl einen Hinterhalt dabey: auch sagte sie, sie habe bey dieser Comödie eine Rolle ungern übernehmen müssen. Ich habe dieß alles von guter Hand.

Dieß sind zwo Anekdoten, welche gar wohl zu erkennen geben, wie hoch der Muth dieser Königinn ging, so daß ich die Königinn, ihre Mutter, davon sagen hörte, sie gleiche hierin sehr dem König, ihrem Vater, so wie denn überhaupt keins ihrer Kinder ihm mehr gleiche als sie, so wohl an Manieren, Launen, Bildung und Gesichtszügen, als an Herz und Edelmuth: denn sie habe den König Heinrich unter der Regierung seines Vaters des Königs Franz gesehen, welcher um sein ganzes Reich dem Cardinal von Tournon oder dem Admiral von Annebaut, großen Günstlingen des Königs, nicht hofiert noch geschmeichelt haben würde.

Ja er würde oft von dem Kaiser Karl Frieden oder Waffenstillstand erhalten haben, wenn er darum hätte bitten wollen, allein sein Edelmuth vermochte nicht, sich unter dergleichen etwas zu schmiegen.

So war der Vater und so gerieth auch die Tochter, indessen hat doch dieß alles ihr sehr zum Nachtheil gereicht. Ich berufe mich hiebey auf eine Menge Widerwärtigkeiten und Unanständigkeiten, die ihr darüber am Hof wiederfuhren und die ich nicht anführen mag: denn sie sind zu gehässig. Dieß ging so weit, daß sie in der That mit großem Schimpf zurück geschickt wurde, wiewohl sie in Ansehung dessen, was man ihr zur Last legte, unschuldig war, wie sich auswies und mir wohl bekannt ist. Als der König, ihr Gemahl, sich davon überzeugt hatte, verlangte er von dem König Genugthuung, worüber zwischen beyden Brüdern beynahe heimlicher Haß und Groll entstanden wäre.

Der Krieg der Ligue brach hierauf aus, und da die Königinn von Navarra sich zu gewissen Leuten nichts Gutes versah, weil sie sehr eifrig katholisch war, so begab sie sich nach Agen, das ihr, nebst der zugehörigen Landschaft, ihre königlichen Brüder zur Apanage und zum Geschenk auf Lebenslang gegeben hatten. Weil es nun die katholische Religion betraf und alles darauf ankam, diese zu behaupten und die andre auszurotten, so wollte sie ihrer Seits alles hierzu beytragen, was in ihren Kräften stand und die reformirte Religion möglichst verfolgen. Sie wurde aber hierin durch die Frau von Durat sehr übel bedient, die sie ganz beherrschte und unter ihrem Nahmen große Bedrückungen und Erpressungen ausübte.

Das

Das Volk in der Stadt wurde darüber erbittert und sann unter der Hand auf seine Befreyung und auf Mittel, sowohl ihre Frau als ihre Besatzung zu verjagen. Der Marschall von Mattinon bediente sich dieser Unzufriedenheit, um einen Anschlag auf die Stadt zu machen und auszuführen, wie ihm der König, als er ihm den Plan dazu vorgelegt hatte, mit großer Freude seines Herzens befahl, um seiner Schwester, die er nicht liebte, mehr und mehr Mißvergnügen zu verursachen.

Die Unternehmung, welche aufs erstemahl fehlgeschlagen war, wurde aufs zweytemahl durch den gedachten Herrn Marschall und die Inwohner so geschickt ausgeführt, daß die Stadt berennt und erobert wurde, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß dieser unglücklichen Königinn nichts übrig blieb, als sich hinter einen Cavalier aufs Pferd zu setzen (wie die Frau von Dürat hinter einen andern) und mit solcher Hast zu fliehen, daß sie am ersten Tag zwölf starke Meilen in einem Ritt machten und am andern Tag wieder eben so viel, bis sie endlich die stärkste Festung Frankreichs, Carlat, erreichten.

Als sie hier in Sicherheit zu seyn glaubte, wurde auch dieser Platz durch die geheimen Verständniße des Königs, ihres Bruders, der ein so feiner und schlauer König war, als je einer, von den Bewohnern des Landes und des Orts verkauft; da sie nun Argwohn geschöpft und den Platz verlassen hatte, fiel sie auf ihrer Flucht dem Marquis von Canillac, Gouverneur von Auvergne in die Hände, der sie gefangen nahm und auf das Schloß Usson brachte, das ebenfalls ein sehr fester ja unbezwingbarer Platz ist, den der feine und schlaue Fuchs, König Ludwig der Eilfte,

zum

zum Theil so angelegt hatte, um seine Gefangenen darin zu verwahren, wiel er sie dort hundertmahl sicherer glaubte, als zu Loches, Bois de Vincennes und Lusignan.

So saß also diese arme Fürstinn hier gefangen und wurde, nicht wie eine königlich französische Prinzessinn und wie einer so großen Fürstinn zukäme, behandelt. Wenn indessen ihr Leib gefangen war, so war es doch ihr braver Muth nicht, der sie nicht verließ, sondern ihr sehr gut zu statten kam, um sich durch ihre Betrübniß nicht ganz niederdrücken zu lassen.

Was vermag ein großes Herz nicht, unterstützt von einer großen Schönheit. Dadurch wurde derjenige, dessen Gefangene sie war, in kurzem selbst ihr Gefangener, ohnerachtet er sehr brav und tapfer war. Armer Mann, wie konnte Ers auch unternehmen, diejenige in seiner Verwahrung, Abhängigkeit und Gefangenschaft zu erhalten, die mit ihren Augen und ihrem schönen Gesicht die ganze Welt in Fesseln schlagen kann, wie einen Galeerensklaven.

So war dann der Marquis von dieser Schönheit entzückt und gefesselt; allein sie, welche nicht auf die süssen Freuden der Liebe, sondern auf ihre Ehre und Freyheit bedacht war, spielte ihr Spiel mit solcher Verschlagenheit, daß sie die Stärkere wurde, sich des Platzes bemächtigte und den Marquis daraus verjagte, welcher sehr erstaunte, sich so überrumpelt und überlistet zu sehen. Sie behielt den Platz nun schon seit sechs bis sieben Jahren, wie wohl nicht ganz im übrigen zufrieden und vergnügt, indem sie sich der Grafschaft Auvergne beraubt sehen mußte, welche ihr der Großprior vorenthielt, den der König von der Königinn

Mut-

Mutter in ihrem Testament zum Erben einsetzen ließ, zu deren großen Verdruß, den sie darüber empfand, daß sie ihrer guten Tochter nicht wenigstens etwas von ihrem Eigenthum hinterlassen konnte.

So weit ging der Haß, den der König, ihr Bruder, auf sie geworfen hatte. Ach welche Veränderung gegen ehemahls, wo ich sah, daß sie einander so inbrünstig liebten, und nur ein Leib, eine Seele und ein Wille waren. Ach wie schön sah sichs ehemahls zu, wenn sie mit einander sprachen: denn es mochte über einen ernsthaften oder einen scherzhaften Gegenstand seyn, so konnte man nichts Schöneres sehen noch hören, so gut hatten sie die Sprache in ihrer Gewalt. Ach wie sehr haben sich die Zeiten verändert gegen damahls, wo man sie noch im großen Tanzsaal mit Lust und himmlischer Harmonie mit einander tanzen sah. Der König führte sie gewöhnlich zum großen Ball. Zeigte Eins dabey schöne Majestät, so zeigte es das Andre nicht minder. Ich sah sie oft mit einander die spanische Pavanne tanzen, ein Tanz, worin Grazie und Majestät sich liebenswürdig mit einander paaren. Alle Augen im Saal konnten sich dabey nicht satt sehen, noch des Entzückens bey diesem angenehmen Anblick ein Ende finden: denn die Passagen wurden darin so gut ausgeführt, die Tritte so kunstvoll abgemessen und die Cadenzen so richtig eingehalten, daß man nicht wußte, was man mehr bewundern sollte, das kunstreiche Tanzen, oder die Majestät in der Ruhe, wo angehalten wurde und worin bald eine angenehme Munterkeit, bald ein schöner und ernster Stolz lagen. Denn wer sie diesen Tanz tanzen sah, mußte allemahl gestehen, daß er ihn noch nie habe so schön tanzen sehen, an Grazie so wohl als an Majestät, als von diesen königlichen Geschwistern. Was mich betrifft, so bin ich eben-

ebenfalls ganz dieser Meinung, ungeachtet ich ihn auch noch von den Königinnen von Spanien und Schottland sehr gut tanzen gesehen habe.

Ich sah sie gleichfalls den italienischen Tanz Pazzameno sehr schön tanzen, worin sie bald mit ernster Haltung und Miene und mit feyerlichem Schritt marschirten, bald nur so dahin rollten, bald so schöne, artige und ausdrucksvolle Passagen machten, daß kein Prinz noch anderer es ihnen darin gleich zu thun vermochte. So wie auch keine andere Dame: denn es erforderte sehr viel Majestät.

Diese Königinn fand aber auch großes Vergnügen daran, dergleichen ernste Tänze zu tanzen, weil sie darin ihre schöne Grazie, ihren herrlichen Anstand und ihre ausdrucksvolle Majestät ungleich vortheilhafter ins Licht setzen konnte, als in keinem andern Tanz, wie z. B. in den Branslen, Volten und Couranten. Ungeachtet sie diese ebenfalls sehr gut tanzte, war sie dennoch keine Liebhaberinn davon, weil sie ihrer Majestät nicht angemessen waren, wohl aber den gewöhnlichen Reizen der andern Damen.

Aus eben dem Grunde sah ich sie ebenfalls öfters den Fakeltanz gerne tanzen. Ich erinnre mich hiebey, daß sie einst zu Lyon bey der Zurückkunft des Königs von Pohlen auf der Hochzeit einer ihrer Fräuleins Debeenes diesen Tanz ebenfalls tanzte, wobey viele Fremde aus Savoyen und Piemont und andre zugegen waren, welche sagten, sie hätten nie etwas so schönes gesehen, als diese Königinn, noch einen so schönen ernsten Tanz, als dieser in der That auch ist.

Bey dieser Gelegenheit sagte jemand, als davon gesprochen wurde, diese Königinn hätte nicht nöthig gehabt, eine Fakel zu tragen, wie die andern Damen:

 denn

denn die, welche aus ihren schönen Augen flammte und nicht erlösche, wie die andern, wäre schon hinreichend und besäße eine ganz andre Kraft als bloß den Männern beym Tanze zu leuchten, indem sie alle im ganzen Saal in lichterlohe Flammen setzen könnte, ohne jemahls zu erlöschen, wie die andre, die sie in der Hand habe und sey vermögend zur Nachtzeit die Finsterniß zu erhellen und am Tage selbst die Sonne zu überstrahlen.

Ich muß hierbey sagen, daß das Glück sich gegen uns andre hierin eben so feindlich bewiesen hat, als gegen sie, da wir diese schöne Sonne nicht mehr ihre Strahlen über uns verbreiten sehen, und sie sich hinter jene Fels- und Bergspitzen von Auvergne verborgen hat. Hätte sie sich doch nur wenigstens auf irgend einen schönen See-Haasen gelagert, daß bey ihren Strahlen die vorüberfahrenden Seeleute sich vor Schiffbruch bewahren könnten, und sie ihnen solchergestalt zum Leuchtthurm diente, so würde ihr Aufenthalt, doch wenigstens schöner, nützlicher und ehrenvoller seyn, für sie sowohl als für das allgemeine Beste, als jetzt.

O du Volk von Provence, du solltest sie um die Gnade anflehen, in deinen schönen Seehäfen und an deinen schönen Seeküsten sich niederzulassen, welche sie durch ihre Gegenwart noch berühmter, bevölkerter und reicher machen würde, als sie jetzt schon sind: denn aus allen Theilen der Welt würden alsdann Wallfahrten, Galleeren, Fahrzeuge und Schiffe dort anlanden, um das Wunder der Welt zu sehen, so wie ehmahls das zu Rhodus wegen seines schönen, berühmten Pharus, statt daß sie jetzt in die engen Schranken ihrer Auvergnischen Gebirge eingeschlossen,

welche

welche nicht leicht zugänglich sind, vor unser aller Augen verborgen und unbekannt ist; Ausser in so fern ihr schönes Bild noch unserm Andenken vorschwebt.

Ach! schöne und uralte Stadt Marseille, wie glücklich wärst du, wenn dein Hafen mit der Flamme und dem Leuchtthurm ihrer schönen Augen beehrt wäre. Eigentlich gehörte auch die Grafschaft Provence ihr zu, so wie noch mehrere andere Provinzen, ja ganz Frankreich. Verwünscht sey der unglückliche Eigensinn, den man in diesem Königreich hat, sie nicht eben so gut zu ehren, hoch zu halten und ihr den Hof zu machen, als man sollte und als man bey ihrem Gemahl thut.

Ich schrieb dieß mitten in der größten Hitze der Kriege der Ligue. Wäre sie eine schlimme oder boshafte, geitzige oder tyrannische Fürstinn, wie es deren ehmahls in Frankreich die Menge gegeben hat, und vielleicht noch giebt, so wollte ich kein Wort darum verlieren: so aber ist sie lauter Güte und Freygebigkeit, hat kein Eigenthum ausschließend, giebt aller Welt und behält wenig für sich, aus lauter christlicher Liebe, Milde und Wohlthätigkeit gegen die Armen. Die Größten beschämte sie mit ihrer Freygebigkeit, wie ich denn selbst gesehen habe, daß sie zum Jahrstag dem ganzen Hof Präsente machte, über welche die Könige, ihre Brüder, erstaunten und es ihr nicht gleich thaten.

Sie gab der Königinn Louise von Lothringen einst zum neuen Jahrsgeschenk einen Fächer von Perlmutter mit Steinen und großen Perlen besetzt so schön und so reich, daß man ihn für ein wahres Meisterstück hielt und auf mehr als zwölfhundert Thaler schätzte. Jene erwiederte ihr Geschenk mit langen Schmuck-Nadeln, die der Spanier Puntas nennt, woran einige Perlen und Steine befindlich waren,

 die

die sich am Werth ungefähr höchstens auf hundert Thaler belaufen mochten, und so bezahlte sie also die Königinn Margaretha ziemlich ungleich für ihr Neujahrs-Geschenk.

Kurz diese Königinn ist ganz königlich und freygebig und Ehr- und Pracht-liebend. Und die Kaiserinnen der Vorzeit mögen mir es zu gut halten, ihre uns von Suetonius, Plinius und andern beschriebene Pracht kömmt dieser gar nicht bey, sowohl wenn sie am Hof und in Städten war, als wenn sie sich unterwegs und auf dem Lande befand, wobey sie prächtige, schönvergoldete und mit schönen Devisen bemahlte Sänften, Kutschen, Karossen und Reitpferde mit reichem Zeuge hatte.

Wer sie in solchem prächtigen Aufzug gesehen hat, wie ich, der kann davon reden und itzt muß sie dieß alles entbehren, da sie seit sieben Jahren nicht von diesem rauhen und unlustigen Schloß weggekommen ist, was sie sich's doch in aller Geduld gefallen läßt, indem sie in einem vorzüglichen Grad die, nach der Meynung mehrerer Philosophen, sehr große Tugend besitzt, über ihre Neigungen zu gebieten.

Um noch einmahl auf ihre Güte zu kommen, so ist solche so groß, so edel und so großmüthig, daß ich glaube, sie hat ihr sehr geschadet. Denn ungeachtet sie große Ursache und auch Mittel hatte, sich zu rächen und ihren Feinden zu schaden, hielt sie sich dennoch öfters zurück, da doch, wenn sie der Rache hätte Raum geben oder sich auch nur andrer, die auf jedem ihrer Winke bereit waren, bedienen wollen, sie vielleicht durch das Beyspiel einiger, die sie ihre Rache hätte empfinden lassen, bewirkt haben würde, daß die andern vorsichtiger und bescheidner worden wären; sie stellte aber jederzeit die Rache Gott heim.

Dieß

Dieß sagte ihr auch einst der Herr von Gua, als sie ihm drohte: „Madam, Sie sind so gut und so großmüthig, daß ich noch nie gehört habe, daß Sie jemand beleidigt hätten. Ich hoffe, daß Sie nicht bey mir, Ihrem allerunterthänigsten Diener, den Anfang machen werden. Und, ungeachtet er ihr sehr viel geschadet hatte, so rächte sie sich doch nicht und vergalt ihm nicht Gleiches mit Gleichem. Zwar, als er ermordet wurde und man ihr, da sie just krank war, seinen Tod meldete, sagte sie: das thut mir sehr leid, daß ich nicht recht wohl bin, um diesen Tod recht vergnügt zu feyern." Sie hatte aber auch dabey die gute Eigenschaft, daß sie, wenn man sich demüthigte und ihre Verzeihung und Gnade suchte, alles erließ und verzieh, und dadurch die Großmuth des Löwen nachahmte, der dem, der sich demüthigt, nie etwas zu Leide thut.

Ich erinnre mich hierbey folgenden Vorfalls. Als beym Ausbruch des Kriegs der Marschall von Biron damahls Königsstatthalter in Guyenne auf seinem Zug, was er vielleicht auch mit Fleiß that, an Nerac vorbey kam, wo damahls der König und die Königinn von Navarra sich aufhielten, so ließ er durch seine Büchsenschützen einen Angriff darauf machen. Es kam zu einem Scharmützel, wobey der König von Navarra an der Spitze der Seinigen in eigner Person bloß im Kollet wie ein gemeiner Officier herausfiel und sich so gut vertheidigte, daß er, da seine Büchsenschützen besser waren, keinen Verlust dabey hatte.

Der Herr Marschall trieb hierbey die Bravade noch weiter und ließ einige Kanonen-Schüsse auf die Stadt thun, so daß die Königinn, welche herbey geeilt war, und sich auf der Mauer befand, um dem Scharmützel zu zu sehen und einen Zeitvertreib dabey zu haben, beynahe davon getroffen wurde: denn eine

Kugel schlug ganz nahe bey ihr ein. Dieß brachte sie sehr auf, sowohl deswegen, weil der Herr Marschall so wenig Respekt für sie bezeigte, daß er kam, um ihr in ihrem Platz zu trotzen, als weil er von dem König Befehl hatte, sich mit Kriegs-Operationen dem Ort, wo die Königinn von Navarra sich aufhielte, nie auf fünf Meilen in der Runde zu nähern; da er dieß hier nicht befolgte, so faßte sie einen solchen Groll und Haß auf den Marschall, daß sie stark darauf bedacht war, es ihn empfinden zu lassen und sich dafür zu rächen.

Anderthalb Jahre darauf kam sie nach Hof, wo der Marschall ebenfalls war, den der König aus Guyenne zu sich zurückberufen hatte, aus Furcht, es möchten sonst neue Unruhen entstehen: denn der König von Navarra hatte gedroht, los zu brechen, wenn er ihn nicht da weg nähme.

Die Königinn von Navarra noch erbittert auf den Marschall begegnete ihm nicht mit Achtung, wie andre, sondern verachtete ihn sehr und sprach überall schlecht von ihm, und dem Schimpf, den er ihr zugefügt hatte. Der Herr Marschall fürchtete endlich die Wuth und den Haß der Tochter und Schwester der Könige seiner Gebieter, und da er das Naturell dieser Fürstinn kannte, so bemühte er sich um ihre Verzeihung und Gnade, entschuldigte sich sehr wegen des Vorgefallnen und demüthigte sich. Mit ihrer gewöhnlichen Großmuth nahm sie denn dieß an, vergaß das Vergangene und nahm ihn wieder zu Gnaden und Freundschaft auf.

Ein Cavalier, der nachher nach Hof kam und die gute Begegnung bemerkte, die der Marschall von dieser Königinn erhielt, wunderte sich sehr darüber, und da er die Ehre hatte, daß ihn die Königinn bisweilen gern hörte, so sagte er zu ihr: „er wundre sich sehr

sehr über diese Veränderung und gute Behandlung, und er hätte es nach der zugefügten Beleidigung und Beschimpfung nie gedacht." Sie gab ihm aber zur Antwort: „da der Marschall seinen Fehler erkannt, seine Entschuldigung deswegen gemacht und auf eine unterthänige Art ihre Gnade gesucht habe, so habe sie ihm solche angedeihen lassen, was freylich nicht geschehen wäre, wenn er sein übermüthiges Betragen fortgesetzt hätte." — So ist also diese gute Fürstinn nicht leicht zur Rache geneigt, und ahmte hierin der Königinn Anna, die sich gegen den Marschall von Gié so rachsüchtig betrug, nicht nach.

Ich könnte eine Menge anderer solcher Beyspiele von ihrer Güte anführen, womit sie zur Verzeihung und Versöhnung geneigt war.

Eine ihrer Hoffräuleins, welche zu Chenonceaux starb, hatte sich ihr Mißfallen in einem hohen Grade zugezogen, ohne daß sie solche darum mißhandelt hätte. Da sie nun sehr krank wurde, besuchte sie solche, sprach ihr, als sie den Geist aufgeben wollte, zu und sagte dann: „Dieß arme Mädchen leidet viel, sie hat aber auch viel Böses gethan, Gott verzeihe ihr, wie ich ihr verzeihe." Dieß war ihre ganze Rache und Verfolgung, und so war denn diese große Königinn vermöge ihrer Großmuth sehr langsam und gelind in ihrer Rache und war lauter Güte.

Jener große König Alphons von Neapel, ein feiner Kenner und Liebhaber von der Schönheit der Damen, pflegte daher auch zu sagen: „Schönheit sey ein Zeichen von Güte und von guten sanften Sitten, so wie schöne Blüthe schöne Frucht verkünde: daher ist es denn keinem Zweifel unterworfen, daß wenn unsre Königinn nicht mit so großer Schönheit, sondern häßlich gebildet gewesen wäre, sie in Rücksicht

auf die starken Veranlassungen, die man ihr dazu gab, sehr bösartig geworden seyn würde.

Die hochselige Königinn Isabelle von Castilien eine einsichtsvolle, tugendhafte und christgläubige Fürstinn pflegte zu sagen: Que el Fruto de la Clemencia en una Reyna de gran Beldad, y de Animo grande, y codiciosa de verdadera Honra, sin duda es mas dulce que qualquiera Vengança, aunque sea emprendida con justo Titulo: „Die Frucht der Gnade bey einer sehr schönen, großmüthigen und Ehr-begierigen Königinn sey süsser, als jede Rache, wenn sie auch noch so gegründet und rechtmäßig sey."

Diese Königinn beobachtete diese Regel heilig und getreu. Um sich den Befehlen Gottes gemäß zu betragen, welchen sie jederzeit geliebt, gefürchtet und andächtig angebetet hat. Jetzt, da die Welt sie verlassen hat, und sie verfolgt, hat sie ihre einzige Zuflucht zu Gott genommen, und hält gewöhnlich alle Tage, und sehr andächtig Gottesdienst, wie ich von denen gehört habe, die sie in ihren bedrängten Umständen gesehen haben, unterläßt nie, sich Messe lesen zu lassen, geht oft zum heiligen Abendmahl, und liest fleißig in der heiligen Schrift, welche ihr Ruhe und Trost gewährt.

Sie ist sehr bemüht, sich alle guten Bücher, die Religion sowohl als weltliche Dinge betreffend, anzuschaffen und hat sie einmahl Eins zu lesen angefangen, so läßt sie, es sey so groß und lang es wolle, nicht ab und hört nicht auf, bis sie es durchgelesen hat, worüber sie oft Essen und Schlaf versäumt. Sie selbst schreibt sowohl in Prosa, als in Versen und es läßt sich gar nicht anders erwarten, als daß ihre Aufsätze sehr schön, gelehrt und unterhaltend seyen: denn sie besitzt ganz das Talent dazu und würde man sie heraus-

herausgeben, so würde die Welt sehr viel Nutzen und Vergnügen daraus schöpfen.

Sie macht oft sehr schöne Verse und Stanzen, welche sie von kleinen musikalischen Kindern, die sie hält, singen läßt, oft auch selbst singt, indem sie eine sehr schöne und angenehme Stimme hat; die sie mit der Laute, worauf sie sehr stark ist, begleitet. So vertreibt sie sich denn ihre Zeit und bringt ihre unglücklichen Tage hin, ohne jemand zu beleidigen, in ihrem ruhigen Leben, das sie als das beste Theil erwählt hat.

Sie hat mir die Ehre erzeigt, mir in ihrem Unglück ziemlich oft zu schreiben, indem ich mir die Freyheit genommen hatte, mich nach ihrem Befinden zu erkundigen: denn da sie Tochter und Schwester meiner Könige war, hielt ich es für Schuldigkeit, und war froh und glücklich, wenn ich hörte, daß sie sich wohl befand. Im ersten Brief schreibt sie mir folgendens.

„Aus Ihrem Andenken an mich, das mir weniger neu, als angenehm war, erkenne ich, daß Sie die Zuneigung, die Sie jederzeit gegen unser Haus bewiesen, noch stets selbst gegen den kleinen Rest, der aus dessen jämmerlichen Schiffbruch noch übrig ist, fortsetzen und welcher, wie auch seine Lage seyn mag, sich dennoch jederzeit geneigt fühlen wird, Ihnen zu dienen, indem ich mich glücklich schätze, daß das Glück nicht vermocht hat, meinen Nahmen aus dem Andenken meiner ältesten Freunde, wie Sie sind, zu vertilgen. Ich habe gehört, daß Sie, so wie ich, ebenfalls das ruhige Leben erwählt haben; glücklich, meines Erachtens, wer sich darin zu erhalten vermag, wie ich durch Gottes Gnade seit fünf Jahren von mir sagen kann, da ich mich in eine Arche des Heils geflüchtet habe, worinn die Stürme jetziger Zeitläufte mir, Gott Lob! nicht schaden können. Bin ich hier-

bey noch einigermaßen im Stand, meinen Freunden, besonders Ihnen, zu dienen, so werden Sie mich jederzeit geneigt und vollkommen bereitwillig dazu finden."

Das war doch schön geschrieben, und hieraus wird man auch den Gemüthszustand und die Entschlossenheit dieser schönen Fürstinn erkennen. Dies ist eine Frucht davon, daß sie aus einem so edeln, ja dem größten Hause der Welt abstammt, worin sie diesen großen Muth von so viel braven und tapfern Königen, ihrem Vater, Großvater, Ahnen und Vorfahren geerbt hat. Wie hart ist es, daß sie, als das Einzige Ueberbleibsel aus einem so großen Schiffbruch, wie sie sich nennt, dennoch von ihrem Volk nicht so erkannt und verehrt wird, wie ihr gebührte, daher ich denn auch glaube, daß die französische Nation durch ihre jetzigen Trübsale und Bedrängnisse, die sie in diesem Krieg der Ligue duldet, bloß dafür so hart zu büßen hat.

Dieß letztere ist gegenwärtig weggefallen; denn durch die Tapferkeit, Weisheit und vortreffliche Einrichtung unsers Königs ist Frankreich gegenwärtig in einer so blühenden, ruhigen und vortrefflichen Verfassung, als es noch nie war, was in der That das größte Wunder ist, das man jemahls gesehen hat, daß es sich aus einem so tiefen Abgrund von Elend und Verderben wieder empor zu arbeiten vermochte. Hierin zeigt sich deutlich, daß Gott unsern König liebt, welcher auch in der That lauter Güte und Barmherzigkeit ist.

O wie sehr irrt derjenige, der heut zu Tag auf die Liebe des Volks traut. Wie ganz anders bewiesen sich die Römer dankbar gegen die Nachkommenschaft des Cäsar Augustus, von dem sie so viele Wohlthaten und Ehre empfangen hatten. Und das französische Volk, das seinen letzten Königen seit hundert

dert Jahren her, besonders Franz dem Ersten und Heinrich dem Zweyten, so viel zu verdanken hat, daß ohne sie Frankreich längst von seinen Feinden, die ihm auflauerten, besonders von dem gierigen und herrschsüchtigen Kaiser Karl gänzlich zerrüttet seyn würde, dieß französische Volk, sage ich, beweist sich so undankbar gegen deren Tochter Margaretha, die Einzige noch übrige Prinzessinn des königlich-französischen Hauses, daß leicht voraus zu sehen ist, daß ein göttliches Strafgericht über sie ausbrechen muß, indem vor Gott nichts so verhaßt ist, als der Undank besonders gegen Könige und Königinnen, welche hinnieden an Gottes statt sind, die ihn vorstellen.

Und du, ungerechtes Glück, das du hierin deutlich zeigst, daß keine Person so sehr vom Himmel geliebt und von der Natur begünstigt ist, die sich auch nur auf einen einzigen Tag deiner versichert halten könnte, du hast es wenig Ehre, diejenige so grausam zu beleidigen, welche so ganz vollkommen ist an Schönheit, Sanftmuth, Tugend, Großmuth und Güte.

Dieß alles schrieb ich zur Zeit, als die Kriege der Ligue in ihrer stärksten Flamme waren. Dächte ich nicht noch bey einer andern Gelegenheit auf diese große Königinn zu kommen, so würde ich gegenwärtige ihr gewidmete Abhandlung noch so weit als möglich verlängern. Denn bey einem so vortrefflichen Gegenstand hat man nicht zu befürchten, durch Weitläufigkeit lange Weile zu machen.

Indessen leben Sie, beste Fürstinn, leben Sie dem Glück zum Troz und Verdruß. Sie werden nie anders, als unsterblich seyn, auf Erden wie im Himmel, wo Ihre vortrefflichen Tugenden Sie über alle erhöhen werden. Hätte die öffentliche Stimme oder

der allgemeine Ruf Ihr Lob und Ihre Verdienste bereits bis unter die Sterne erhoben, oder wäre mir die Gabe eines angenehmen Vortrags verliehen; so würde ich noch weiter fortfahren: denn war je auf Erden eine Person in himmlischer Gestalt, so sind Sie es 35). —

Celle, qui nous devoit a bon Droit ordonner
Ses Loix, et ses Edits, et sur nous regner,
Qu'on verroit dessous elle un Regne de Plaisance,
Tel qu'il fut sous son Frere, Astre heureux de la France!
Fortune l'en empesche. He! faut-il qu'un bon Droit
Injustement perdu par la Fortune soit!
Jamais rien de si beau Nature n'a pù faire,
Que cette grand' Princesse unique de la France;
Et Fortune la veut totalement défaire!
Voilà comme le Mal avec le Bien balance.

Biogra-

Biographische Nachrichten

von

Erlauchten Personen

und

großen Feldherrn

Frankreichs

---

von

Pierre de Bourdeille

Heinrich der Zweyte
König von Frankreich.

Als dieser große König auf den Thron gelangte, befand er sich in einer sehr glücklichen Lage: denn sein Reich hatte Frieden, und alle Kriege mit dem Kaiser waren beygelegt. Was den Englischen König betrifft, so hatte es damit nicht viel auf sich, weil er, gegen den Kaiser betrachtet, nur ein schwacher Feind war.

Er fand die Finanzen in sehr gutem Zustand besonders den Schatz im Louvre, den man auf drey bis vier Millionen schätzte, die noch stehende Einkünfte des angetretenen Jahres ungerechnet und ganz ohne alle Schulden. Der König, sein Vater hinterließ ihm diese ganze schöne Erbschaft. Schön kann sie heißen, wenn man sie nicht mit verwirrten Händeln mit Kriegen und Schuldenlast hinterläßt; und hierin verdient in der That die Weisheit und das schöne Benehmen dieses großen Königs Franz alle Bewunderung, so wie auch darin, daß er sein Gut nicht verschleuderte, wie man ihm jedoch hatte Schuld geben wollen wegen unmäßiger Geschenke an Damen, die er liebte.

Frey-

Freylich ist nicht zu läugnen, daß er ein großer Liebhaber des schönen Geschlechts war: denn es ist doch allemahl besser, sie zu lieben, da wir nun einmahl schwache Sterbliche sind, als in größres und unnatürlicheres Laster fallen 1); nur dies ist tadelnswerth, wenn man sich ihnen gar zu sehr dahingiebt so, daß man Verstand, Leben, Ehre, Staat und Gut darüber verliert und seit der Zeit unsrer Voraltern, Großväter und Väter hat man unter unsern Königen und andern Großen nicht Einen gesehen, der nicht die Damen geliebt hätte, die einen mehr, die andern weniger: denn freylich, wenn man großen und schönen Flammen ein wenig zu nahe kömmt, so kann es nicht wohl anders seyn, als man versengt sich.

Ohne diese Könige weiter rückwärts im fernen Alterthum aufzusuchen, so liebte zum Beyspiel Philipp von Valois schon sehr bejahrt und gebrechlich Blanken von Evreux und heirathete sie auch, ohnerachtet sie nur erst siebenzehn Jahr alt, dabey aber doch die schönste Prinzessinn ihrer Zeit war, welche sein Ende beschleunigte, als wenn er nicht so schon alter Ehekrüppel genug gewesen wäre, um bald genug zu sterben, ohne erst nöthig zu haben, durch diese neue Glut sich zu verzehren.

Jener edle und tapfere König Johann kehrte zum zweytenmahl nach England zurück, mehr um daselbst seiner Geliebten aufzuwarten, die er sich dort während seiner Gefangenschaft erworben hatte, als um des größern Geschäfftes seiner Ranzion willen, oder um sich seines Versprechens zu entledigen: denn dies ließ sich alles noch ganz anders abmachen, ohne daß er nöthig hatte, selbst dahin zurück zu gehen.

Sein Sohn König Karl der Fünfte dieses Nahmens, der den Zunahmen der Weise führte, nahm seine

seine Gemahlinn aus dem Hause Bourbon um seines Vergnügens und ihrer Schönheit willen; und ließ die Erbinn von Flandern troß ihren großen Gütern und Schätzen sitzen und gab sie seinem letzten Bruder Philipp dem Kühnen, weswegen man von ihm sagt, daß er hierin den Nahmen des Weisen verlohr und die Schönheit zu hoch in Anschlag brachte.

Der König Karl der Sechste liebte die junge Herzoginn von Berry, die ihm mit ihrem Kleid und mit ihrer Robe bedeckte, verhüllte und vom Flammentod befreyte bey der Maskerade der Wilden von Neles 1), er liebte ebenfalls gar brünstig Madame Valentine seine Cousine, was Ursache seiner großen Krankheit und des Verlusts seines Verstandes war.

Karl der Siebende liebte die schöne Agnes so hitzig, daß er darüber alle Angelegenheiten seines Reichs vergaß; nachher aber kam er doch zur Einsicht seines Fehlers und nahm sich der Geschäfte und seines Staats wieder an; so daß er am Ende noch mit dem Ruhme des Glücklichen und Siegreichen starb.

Jener gute Krauskopf König Ludwig der Eilfte liebte auch; allein ohne Unterschied jedes weibliche Wesen und pflanzte seine Frau hin in das Schloß von Amboise, wo sie nicht wie eine Königinn, sondern wie ein bloßes Fräulein lebte. Ohnerachtet er indessen liebte, lies er darum dennoch seine Angelegenheiten nicht ungeflickt, sondern flickte sie so gut, daß der beste Flicker in Frankreich sie nicht besser hätte flicken mögen. Auch habe ich sagen hören, und auch selbst gesehen, daß die Liebe zu einer Einzigen einem Liebhaber weit mehr zu schaffen macht, als die zu mehrern zugleich: und es ist eins der vorzüglichsten Gegengifte gegen die Liebe, sich mehreren zu ergeben, und sich nie

an den Schoos einer einzigen zu heften: denn da handhabt sie euch ganz ihres Gefallens, die Veränderung hingegen heilt euch von den Qualen, Uebeln, Martern und Eifersuchten, die eine einzige Geliebte verursacht, so wie ein Nagel den andern treibt. Daher behaubte sich denn auch jener gute Schlaukopf nicht mit einer einzigen Haube oder Mütze, sondern nahm bald hier, bald dort her eine, so wie man in Gasthöfen und Häusern, wo man keine Nachtmütze noch Haube noch Kopfnetz mitgebracht hat, nehmen muß, was man findet um das Haupt zu bedecken, wer das will und nöthig hat: auch befand er sich so lang er lebte und regierte, recht gut dabey.

Der König Karl der Achte, weil er die Damen zu sehr liebte, und ihnen in Festen und Turnieren zu sehr zu gefallen suchte, verlohr darüber sein Königreich Neapel und bald darauf das Leben, und alles weil er sich ihnen zu sehr ergeben hatte, ungeachtet seiner schwachen Complexion und Natur.

König Ludwig der Zwölfte liebte stark. Er hätte auch wenn er das nicht gethan hätte, nicht der Sohn seines Großvaters Ludwig seyn müssen, von dem er den Nahmen führte, und der äußerst genäschig war, was ihm auch das Leben kostete. Er lies seine erste Gemahlinn sitzen, um die Anna zu heirathen, eine sehr reiche und sehr schöne Wittwe, und dann jene schöne Maria von England, welche Ursache an seinem Tod war, weil er sie zu oft umarmte, und überdieß liebte er auch noch andre nebenher, und selbst eine große damahls vermählte Dame, wie ich mir von einer alten Dame habe erzählen lassen. Dieß alles ist schon gut, wenn man ohne Nachtheil seiner Person und seines Staats liebt, wie einer, der sich in seinem eigenen

nen Weine berauscht: denn so lang er jung und frey war, umarmte er ohne Unterschied, was ihm in den Weg kam, so wie denn überhaupt damahliger Zeit der nicht galant hieß, der nicht überall ohne Unterschied ein guter H.... Bruder (putassier) war. Davon bekam er denn endlich auch die — Krätze an den Hals, die seine Tage beschleunigte, und ihn früh ins Grab stürzte: denn er wurde nicht älter als drey und fünfzig Jahre, und das will nichts heißen. Da er sich nun von dieser garstigen Krankheit entzündet und übel mitgenommen sah, so überlegte er, daß wenn er diese umherschweifende Liebe fortsetzte, er noch ärger ankommen könnte, und gewitzigt durch das vergangene, verfiel er darauf, die Liebe auf einen artigen Fuß zu treiben, daher er sich einen schönen Hof von so schönen und tugendsamen Prinzessinnen, großen Damen und Fräuleins sammelte, bloß um sich vor häßlichen Krankheiten zu wahren, und seinen Leib nicht mehr mit ehemahligem Unrath zu besudeln. Er ergab sich nun ganz einer nicht unfläthigen, sondern artigen und reinen Liebe.

Zu seiner vorzüglichsten Geliebte, nahm er nach seiner Rückkunft aus der Gefangenschaft Fräulein von Helly, welche die Frau Regentinn unter ihre Hoffräuleins aufgenommen, und er bis dahin noch nicht gesehen hatte, bis er mit gedachter seiner Frau Mutter wieder zusammen kam. Er fand sie sehr schön und nach seinem Geschmack. Nachher machte er sie zur Herzoginn von Estampes und verheirathete sie mit dem Herrn von Penthievre und gab ihr große Geschenke und Güter. Indessen hieng er doch nicht so ganz allein an ihr, daß er nicht auch noch andre nebenher geliebt hätte; diese war aber doch stets sein Haupt-Stichblatt. Eben so wenig war aber auch

 sie

sie ihm sonderlich treu, wie das so die Art der Damen ist, die sonst schon Profession von der Liebe gemacht und es einmahl geschmeckt haben. Diese Dame war jedoch eine gute und honette Dame und mißbrauchte nie die Gunst, in der sie stand, zum Nachtheil anderer.

Bey allen Liebschaften vernachlässigte dennoch der König sein Reich und seine Angelegenheiten nicht, auch nicht seine Erhaltung seine Größe noch irgend etwas an seiner Ehre, ergab sich keineswegs diesen Damen zum Sklaven, noch lies er sich von ihnen bey der Nase herumführen, wie ein Büffel und wie eine Menge andrer Könige, Prinzen und Große, deren Geschichten voll sind von dergleichen Beyspielen; sie durften ihn nicht aussaugen, wie Blutsauger, sondern er liebte sie mit Verstand und Mäßigung und bedurfte er welche, so genoß er sie wie andre Speisen bey Mittag- und Abend-Essen. Wohl machte er ihnen übrigens Geschenke und war sehr freygebig gegen sie: denn jede Liebschaft groß und klein nimmt gern Geschenk und Gaben, auch ist es billig, daß eine Wohlthat durch eine andre vergolten werde; allein alle sein Gut darauf verschwenden, das soll nichts gelten. Dieser Vorwurf und Tadel trift daher auch diesen großen König nicht.

So war auch sein Sohn König Heinrich, von welchem ich jetzt rede; er liebte, wie der König sein Herr Vater that, und wie andre Könige thaten und ergab sich den Damen und selbst besonders jener großen Frau von Valentinois; daß er sich aber ganz ihr aufgeopfert hätte, mit nichten. Wie hätte er sonst so großen Aufwand erschwingen können, als er für die Kriege zu machen hatte: denn auf einmahl hatte er

fünf

fünf starke Heere zu unterhalten, an der Gränze der Picardie, wo er sich allezeit befand, in Piemont, in Korsika und in Toskana und noch eine Armee zur See, so wohl in Osten als in Westen, die wohl so viel kostet, als eine andre: und allen diesen gebrach es an nichts.

Seine Freygebigkeit gegen die Damen konnte daher so ausschweifend eben nicht seyn, ohnerachtet man sagt, daß er sich zu sehr von ihnen beherrschen ließ, worüber man so gar einst, wie es denn immer Kläffer in der Welt giebt, welche reden wollen, und nicht wissen, was sie sagen, folgendes Quatrain machte:

Sire, si vous laisses, comme Charles desire,
Comme Diane fait, par trop vous gouverner
Fondre, petrir, mollir, refondre, retourner
Sire, vous n'etes plus, vous n'etes plus que Cire. 2)

Unter diesem Karl versteht er den Cardinal von Lothringen, der zur Devise eine von Epheu umrankte Pyramide führt, mit der Umschrift:

Te stante virebo

Pasquino aber kehrte es um, und schrieb

Sed te virente peribo,

indem der Epheu die Eigenschaft haben soll, daß alles um was es seine Ranken strickt, verdorrt.

Unter dieser Diana aber verstand er die Frau Herzoginn von Valentinois, bey der die Liebe ein schuldiger und gut angebrachter Tribut ist: denn außer ihrer großen Schönheit war sie eine sehr kluge und edelmüthige Dame von großem edlem Herzen. Auch stammte sie aus einem der größten und ältesten Häuser in Frank-

 reich

reich ab, wie das von Poictiers und Lusignan, das sehr edle Personen aufzuweisen hat, von einem wie vom andern Geschlecht, wie dies das Beyspiel von Melusinen und dieser Frau von Valentinois sattsam beweißt.

Bey dieser edeln und großmüthigen Denkungsart nun konnte sie ihrem König nichts anderes rathen, einreden und zumuthen, als lauter große erhabene und edelmüthige Dinge, was sie auch wirklich gethan hat, wie ich von guter Hand weiß. Besonders war sie eine sehr gute Katholikinn und haßte die Reformirten sehr: daher kömmt es denn auch, daß diese sie zum Dank wieder haßten und gar sehr verleumdeten.

Nicht alle Liebschaften der Könige sind gleich gesinnt. Die einen sind edelmüthiger als die andern, die einen klüger, als die andern, eine närrischer als die andre, so wie auch eine schlimmer als die andre. Kurz es giebt ihrer von allen Sorten. Glücklich aber ist der König, der eine gute, wohlgezogene und vollkommene Geliebte findet, wie das in seiner Macht stehet sich dergleichen gute auszulesen: denn ist sie so beschaffen, so werden er und sein Reich sich nicht schlimm dabey befinden.

Man wunderte sich außerordentlich über das große und unermeßliche Geschenk, das dieser unser König bey seiner Thronbesteigung der gedachten Frau von Valentinois machte, nehmlich mit den Einkünften von der Bestätigung aller öffentlichen Bedienungen in Frankreich wie das bey Regierungsveränderungen so Sitte ist, woraus bey der langen Regierung des Königs Franz etwas sehr ansehnliches einkam. Ein solcher König konnte aber einer solchen Dame ein solches Geschenk wohl machen: denn es gehörte unter die zufälligen Einkünfte und nicht zu seinem Haupt-Einkommen,

kommen, noch zum Kronen-Gut, noch zu Beden und Steuern. Und die Könige waren zu der Zeit sehr freygebig mit dergleichen zufälligen Einkünften, wie ich von guter Hand weiß; auch gereichte es ihnen zum Vorwurf, wenn sie solche selbst einzogen: denn damit belohnten sie ihre Diener bis auf unsre letztern Könige, die solche in ihren eigenen Beutel fallen ließen und sie mit verpachteten, weil sies selbst brauchten.

Dazu kömmt denn noch, daß diese Dame keinen schlechten Gebrauch von diesen Geldern machte; denn sie ließ davon jenen schönen Sitz zu Anet erbauen und einrichten, der zu ewigen Zeiten Frankreich zu einer unvergleichlichen Zierde gereichen wird; wohl verstanden, wenn er nicht durch gewaltthätige Hände zu Grunde gerichtet werden sollte, wie er erst kürzlich nahe daran war, als der Prozeß des Herrn von Aumale gemacht wurde, der ihn von seiner Mutter erbte. Denn so wie er selbst zum Tode verurtheilt war, war auch darauf erkannt worden, daß das Wohnhaus geschleift und von Grund bis zum Giebel zerstört werden sollte, was Jammerschade gewesen wäre: denn was konnten die Marmor- und andern Steine dazu, die ja keinen Sinn noch Verstand haben. Unser braver und gnädiger König ließ ihnen daher auch Gnade wiederfahren und wollte die Vollziehung des Spruchs nicht zugeben.

Hiebey ist es sehr zu verwundern, daß diese Dame, die zur Zeit, da sie in Gunst stand so vielen Personen Verbindlichkeiten und Gefälligkeiten erzeigt hatte, nicht einen einzigen alten Senator finden konnte, der für sie und ihr Andenken zu Mäßigung dieser Sentenz gesprochen hätte. Denn wirklich hat sie zu ihren Lebzeiten mehrern Personen Gefälligkeiten erzeigt und

war sehr leutselig, liebreich und eine große Allmosengeberinn gegen die Armen, auf sehr andächtig und Gottergeben.

Zur Devise hatte sie daher auch ein Grab, aus dem ein Pfeil hervorgieng, der durch die Luft drang, von gewißen grünen Strahlen begleitet, auf denen die Worte standen:

Sola vivit in illo.

indem sie bloß in Gott lebte. — Die Französische Nation hat Gott zu bitten, daß keiner ihrer Könige je eine Favoritinn haben möchte, die schlimmer und übelthätiger sey, als diese.

Um nun wieder auf unsern König Heinrich zu kommen, so liebte er, wie er denn ganz kriegerisch gesinnt und gebohren war, sehr denn Krieg und schonte sich dabey so wenig als der Geringste seiner Soldaten. Daher sagte auch einst der Herr Connetable bey dem Feldzug gegen Teutschland, da er ihn gewöhnlich in den Laufgräben vor den Städten, die er belagerte und einnahm, erblickte, zu ihm: „Sire, Sire, wenn Sie es so machen wollen, so ist uns unser König nicht sichrer, als ein Vogel auf dem Baum; und müßten wir eine neue Schmidte haben, um täglich neue zu schmieden, wenn alle andern es eben so machen wollten, wie Sie.“ — In der That war er ein sehr braver, tapferer und großherziger König und ganz den Waffen ergeben.

Sein erster Befehl beym Antritt seiner Regierung war, daß er eine Armee nach Schottland schickte zum Beystand der jungen schottischen Königinn unter dem Commando des Herrn d'Esse 3); in der That ein großmüthiger und eines solchen besonders eines Aller-

Allerchristlichsten Königs würdiger Liebesdienst, sich der Wittwen und Waisen erbarmen, wie die junge Königinn und ihre Mutter waren.

Er besuchte sein Land Savoyen und Piemont und zog durch die Städte ein, die er mit so guten und braven Soldaten besetzt fand, daß er eine herzliche Freude darüber hatte, sie zu betrachten; auch wurde er dadurch noch mehr in seinen weitaussehenden Planen für die Zukunft gewiß und bestärkt.

Nachdem er sein schönes Land Piemont durchreist und nützliche Verfügungen darin gemacht auch in das wegen der Salzsteuer empörte Guyenne einige Fahnen unter dem Befehl ihres Obersten des Herrn von Bonnivet geschickt hatte, kehrte er über Lion zurück, wo er mit außerordentlicher Pracht empfangen wurde, so daß es schon verdient, daß ich hier eine etwas lange Digression deßwegen mache, um eine Beschreibung davon zu liefern.

Bey diesem Einzug also gab es mehrere artige Merkwürdigkeiten; unter andern besonders vier sehr schöne und rare. Eine bestand in einem Kampf auf Tod und Leben nach Art der Alten 4) zwischen zwölf Gladiatoren, wovon sechs in weiße, die andern sechs in carmosinrothe Seide in römischer Tracht gekleidet waren und die in vier Gliedern drey Mann hoch vor dem König erschienen.

Als sie nun so vor Seiner Majestät aufmarschirt waren, begannen sie ein Gefecht ganz nach alter Art, nicht zwar in Ansehung der Waffen, sondern in Ansehung der Ordnung, mit der sie einander unterstützten und in ihre Glieder wechselseitig einzutreten wußten, ohne Verwirrung zu verursachen. Sie fochten erst mit verschiedenen Waffen, nähmlich mit einer Con-

fesque oder Zagaye gegen ein zweyschneidiges Schwert: und ohnerachtet dieß lange Waffen waren, die einen weiten freyen Raum erfordern, wenn man sich ihrer bedienen soll, so waren sie doch damit mitten in ihren Gliedern und in nicht weit offener Gasse: die andern mit zween Degen gegen einen Degen, und eine Tartsche oder Schild am Arm einen Fuß breit und ausgerundet: noch andre mit dem Degen und Boulognischen Dolch, wie man es damahls nannte gegen den Degen und Parcelonischen Schild, den man so in Spanien nannte, auch in Frankreich, wenn man sich seiner bediente.

In dieser Ordnung nun warf das zweyte Glied sich gegen das dritte herum, und nachdem sie einander wüthend angesehen hatten, wie ehmahls die Horatier und Curiatier, fieng das zweyte Glied an, mit großem Grimm und Wuth das dritte mit gedachten schneidenden und wirklichen Waffen anzufallen und das mit solcher Hitze, daß, nachdem sie lange gekämpft und auf einander eingehauen hatten, die zweyten ihre Feinde aufs vierte Glied zurückwarfen. Als nun diese ihre Kammeraden außer Odem und zurückgetrieben sahen, traten sie in sie ein und trieben die zweyten muthvoll und wüthend zurück, die schon ermüdet und abgearbeitet waren, sich aber dennoch muthig vertheidigten und hielten bis an ihre Kammeraden, die das erste Glied ausmachten, welches ebenfalls zur Unterstützung in sie eintrat; und während die beyden Glieder, welche zuerst gefochten hatten, sich erholten, setzten diese den Kampf fort.

So befanden sich also jetzt das erste und letzte Glied in der Mitte, wo sie sich mit solcher Wuth schlugen, daß kein Spleß so stark war, der nicht in zwey

zwey bis drey Stücken zerhauen wurde und selbst der größte Theil ihrer Degen, so gute alte Klingen es auch waren, flogen in Stücken, worüber sich die Zuschauer anfangs äusserst erstaunt bezeigten, indem sie dachten, es wären einige Missethäter, oder auch sie machten Ernst aus der Sache, indem sie in Zorn gerathen seyen, daher denn auch manche, die ihre Geschicklichkeit nicht wußten, riefen: man sollte ihnen beyspringen und sie auseinander bringen.

Eins der ersten abgetretenen Glieder hatte sich unterdessen wieder erholt, trat in seine Kammeraden ein und standen sie so sechs Mann hoch gegen das andre Glied, das nur drey Mann stark war, so, daß also einer mit zween Gegnern zu kämpfen hatte; sie hielten sich indessen ziemlich lange, bis sie endlich durch einen so derben Angriff zu sehr gedrängt, genöthigt waren, sich zurückzuziehen, wobey sie sich jedoch stets wacker hielten, bis zu den letzten, die ihnen zu Hülfe kamen und sich sehr geschickt in sie einrangirten, so, daß also jetzt sechs gegen sechs standen.

Nun griffen sie einander mit äußerster Wuth an und kämpften beyder Seits mit gleichen Waffen, Zagaye gegen Zagaye, zweyschneidiges Schwert gegen zweyschneidiges Schwert, zween Degen gegen zween und so weiter, womit sie so hitzig auf einander losgiengen, daß endlich, ohne daß darum eine Verwirrung entstanden wäre, die einen durch die andern durchbrachen, plötzlich wieder Front gegen einander machten und sich noch einmahl so lebhaft angriffen, daß die ersten, durch welche die andern gebrochen waren, wieder durch diese brachen und dies mit so gutem Anstand und Lust am Schluß für die Zuschauer, als sie ihnen beym Anfang Schrecken eingejagt hatten.

Das

Dies war denn ein Zeitvertreib und Gefecht, wie es vielleicht seit den Zeiten der alten Römer nicht so vorgestellt worden ist, und das man besser sehen als beschreiben kann, indem die Beschreibung es keinesweges so weit zu bringen im Stande ist, vollkommen darzustellen, was menschliche Augen leicht erreichen können.

Der König fand so viel Vergnügen daran, als an einer zu unsern Zeiten noch nie gesehenen Sache, daß er es sechs Tage nach seinem Einzug noch einmahl zu sehen verlangte, was auch geschah.

Dieß Lustgefecht, so wie ich es beschrieben habe, dauerte etwas über eine halbe Stunde und sie würden noch einmahl angefangen haben, wären ihre Waffen ihrem guten Willen zu Hülfe gekommen, so sehr sie auch schon im Schweiß und außer Odem waren. So in ihre erste Ordnung zurückgekehrt, stellten sie sich hinter die Avant-Garde, die sie an der Ecke der Straße erwartete. Diese wackern und auserlesenen Leute, die dieß Gefecht so artig vorstellten, mußten traun ihre Lectionen gut einstudirt haben und mehr martialisch, als Gaukler und Comödien-Spieler seyn.

Ha, edle Stadt Lyon, wie zeigtest du da wieder, daß du edel, geschickt und sinnreich bist, wie du jederzeit gewesen bist, bey allem was du unternehmen wolltest nicht nur hier bey diesem Einzug und Gefecht, sondern auch bey jener schönen Jagd der Diana, welche ebenfalls als eine sehr rare und sehr seltene Sache anzusehen war.

Die dritte schöne Sache war jenes schöne Seegefecht mit Galeeren ganz nach alter Art, so wohl in Ansehung der Form, als Verzierungen der Vorder- und Hintertheile, Zimmerwerk und Tischerarbeit daran, alles

alles so zierlich und antik, wie man an den römischen Antiquitäten sieht, so daß das Auge sich nicht satt daran sehen konnte. Unter diesen Galeeren waren zwo große Hauptgaleeren, die eine weiß, schwarz und roth, wie alle Galeeren sind; die andre grün nebst einem Bucentaur, den der König bestieg, um dem Zeitvertreib zuzusehen.

Die beyden Hauptgaleeren nebst den kleinern Schiffen in ihrem Gefolge, als Fregatten, Barken, Kähne und Fusten waren von gleicher Farbe mit ihnen. Da ist gar keine Frage, ob die Wimpeln, Flaggen und Fähnlein schön und prachtvoll waren: denn alles war von Damast und Taft, mit Bildern von den gehörigen Farben; auch die Ruder Sklaven waren eben so gekleidet, mehr nach alter Art mit langen Röcken, als auf heutige Weise. Die Soldaten an den Brustwehren, auf dem Verdeck, dem hinteren und vordern Theile des Schiffes und in den Mittelgängen waren so gut gekleidet und mit hellglänzenden Waffen bewafnet, daß es eine Lust war, sie zu sehen. Sie hatten Brustſtücke von Kürassen, Sturmhauben, bald runde, bald große, bald viereckigte gebogene Schilde, Schlachtschwerdter, Spieße nach alter Art, Partisanen, Hellebarden und verschiedene andere Arten von Lanzen.

Die schwarze Hauptgaleere mit ihrem Gefolge erschien zuerst, die grüne mit dem ihrigen hernach. Der König bestieg den für ihn zubereiteten Bucentaur nebst der Königinn, den Damen und Prinzessinnen, um dem Schauspiel zuzusehen. Nachdem die Schiffe halt gemacht und Anker geworfen hatten, wurde das Signal zur Schlacht mit drey Kanonenschüssen gegeben, worauf die grüne Hauptgaleere zwischen zwo an-

dern

dern mittlern sich schwenkte und mit ihren kleinern Fahrzeugen im Gefolge in Form eines halben Mondes in vollem Rudern die andre weiß, roth und schwarze Hauptgaleere angriff, so daß große gegen große, mittle gegen mittlere, kleine gegen kleine zu stehen kamen, worauf ein großes so wütendes Gefecht begann, daß man hätte denken sollen, es sey ganz ernst und daß alle Zuschauer äusserst darüber erstaunten.

Die schwächern machten sich hierauf vor zum zweyten Angriff und fielen mit einer Menge Kanonenschüssen, und Büchsenschüssen die großen vorne und hinten an, die sich aber so tapfer wehrten, daß die mittlern endlich, da sie sahen, daß ihre Mühe vergebens war und sie nichts ausrichteten, sich von beyden Seiten zurückzogen.

Zum dritten Angriff rückten die kleinern vor die Fronte, um sich anzufallen und einander zu entern (angriffsweise zu besteigen). Ihre Hauptgaleeren kamen ihnen zu Hülfe, wobey sie alle Arten von Kunstfeuer auf einander abschossen, Granaten, Feuertöpfe, Feuerlanzen, welche brennend auf dem Wasser hinfuhren, ohne auszulöschen, nebst einer Menge Kanonen-Büchsenschüssen und Racketen von beyden Seiten. Endlich bohrten zwey von den schwarzen eine von den grünen in Grund, und dann zog alles sich mit großem Siegsgeschrey zurück. Der König hatte viel Vergnügen daran gefunden, auch die Königinn, ohnerachtet die grünen Galeeren ihre Farben führten. Denn sie hatte grün jederzeit geliebt und getragen bis auf den Tod des Königs ihres Herr und Gemahls, welcher Seiner Seits wegen jener schönen Wittwe, die er liebte, weiß und schwarz trug und vorzog.

Dieß

Dieß war also die schöne Vorstellung dieses Seegefechts, das freylich besser anzusehen, oder sich im Geiste vorzustellen, als zu beschreiben ist, und, glaube ich, daß seit den Zeiten der alten Römer kein schöneres gesehen, noch vorgestellt worden seyn mag.

Die vierte schöne Merkwürdigkeit war jene schöne Tragi-Comödie, die der große prächtige Cardinal von Ferrara, Primas von Gallien und Erzbischoff von Lyon in dem schönen noch itzt vorhandnen Saal vorstellen ließ, den er dazu einrichten ließ: denn zuvor wars ein wüster leerer unförmlicher Raum ohne alle Schönheit noch Verzierung, wie eine Dachkammer. Er soll aber auch auf diese Vorstellung über zehntausend Thaler verwendet haben, indem er mit großen Kosten die besten Schauspieler und Schauspielerinnen aus Italien dazu verschrieb.

Man hatte damahls dergleichen in Frankreich noch nicht gesehen. Denn zuvor sprach man nur von Hanswursten, Conards von Rouen, Spielern von der Basoche (Schreiber-Bande) und andern dergleichen Possenreissern, Pickelheringen und Narrenspielen. Ja selbst in Italien waren dergleichen schöne Tragödien und artige Comödien noch nicht lange erfunden, gespielt und vorgestellt worden, und man sagt, und findet auch in Urkunden, daß der letzte Papst Leo es war 5) der sie zuerst aufbrachte, daher mans ihm denn auch zum Vorwurf machte, daß er dergleichen Leute zu sehr liebe, und zu viel Gefallen daran finde, nachdem er von den großen schweren Geschäften, die ihm auf dem Halse lagen, ein wenig Luft bekommen hatte.

Es ist noch eine sehr schöne Tragicomödie, S o p h o n i s b e vorhanden, in Italienischer Sprache geschrieben, welche sonst vor Sr. Heiligkeit zu Rom auf-

aufgeführt wurde. Ich habe sie gesehen; sie ist schön; doch finde ich sie noch nicht so schön, als die, welche die Königinn, seine Nichte, zu Blois vor dem König aufführen ließ, und worin der Herr von St. Gelais 6) eben den Stoff bearbeitete, oder vielmehr von der andern borgte, aber besser ausschmückte. Ich denke ich habe schon anderwärts davon gesprochen in meiner Abhandlung von den Damen, und zwar just in der von dieser Königinn 7).

Ich habe von mehrern Herrn und Damen gehört, daß wenn die Tragicomödie dieses großen Cardinals schön war, sie auch von den Schauspielern und Schauspielerinnen sehr gut aufgeführt wurde, welche sehr schön waren, und sehr gut und angenehm sprachen; auch kamen verschiedene Intermezzos darin vor, die dem König, der Königinn und dem ganzen Hof ungemein viel Vergnügen machten.

Dieß sind die vier schönen Merkwürdigkeiten, nur die vorzüglichsten unter einer Menge andrer die bey diesem herrlichen Einzug in Lyon zu sehen waren, worunter auch besonders der Anblick des triumphirenden, schönen holdseeligen und äußerst gnädigen Königs gehört, so wie auch der so schönen und holdseeligen Königinn, begleitet von der Königinn von Navarra, Tante des Königs, und mehrern Prinzessinnen, großen Damen und Fräuleins.

Als nun der Tag sich neigte, und die Nacht über diesem Einzug der Königinn einbrach, sah man plötzlich die ganze Stadt Lyon in Feuer, von Fackeln, Lichtern und Lampen, in den Fenstern, Buden und Straßen, so daß man da so hell sehen konnte, als am Tage; was gar artig und geschickt kam: denn

diese

diese hellen Fackeln begleiteten die der Augen dieser schönen Damen, und wetteiferten gleichsam miteinander, um überall Licht und Klarheit zu verbreiten.

Als alle diese Pracht gefeyert wurde, und unser großer König auf diese Art triumphirend durch die bereiteten Einzüge der schönen Städte seines Reichs einher zog, that ungefähr zu gleicher Zeit der Prinz von Spanien, nachheriger König Philipp II. ein gleiches in seinen schönen Städten in Flandern, welche in der That, wenigstens zum Theil, die schönsten in der Christenheit übertreffen. Er wurde als derjenige, der völlig Besitz davon nahm, sehr prächtig und schön empfangen [8]).

Unser großer König Heinrich, so bald er aus Piemont und von Lion zurück war, ging selbst in Person hin, um Boulogne wieder einzunehmen und mit dem König von England Friede zu machen. Wie er überhaupt ein äußerst großmüthiger, gütiger und frommer Herr war, so warf er sich auch zum Beschützer des Herzogs Ottavio Farnese auf, der ihn um Beystand gegen den Papst und den Kaiser angefleht hatte, die ihm sein Herzogthum Parma nehmen wollten. Deswegen schickte er ihm einen so guten Succurs, daß sein Herzogthum nicht verschlungen wurde, sondern ihm blieb.

Wohl zu merken, daß er diese Hülfsleistung auf eigne Kosten that, und daß sie ihm über zwölfmahlhundert tausend Thaler zu stehen kam, welche der Herzog von Parma oder dessen Erben noch jetzt dem König oder dessen Hause schuldig sind. Der verstorbene Herzog Ottavio stand daher auch wirklich einst sehr in Furcht, man möchte ihm die Interessen davon abfordern, (wie

ich von guter Hand weiß), und in Ermanglung der Bezahlung sich mit gutem Grund an sein Herzogthum oder eine seiner Städte halten.

Möglich ists, daß ihm, wenn unsere Kriege nicht dazwischen kamen, so was wiederfahren wäre, wie ich aus guter Hand weiß, wegen der Ränkemachereyen, in die sich der letzt verstorbene Fürst von Parma in Frankreich einließ. Und dies wäre schon ganz gut gewesen. Denn nachdem der Herzog so große Hülfe, Wohlthaten und Verbindlichkeiten von dem König empfangen hatte, stellte er alles bald wieder in Vergessenheit, verließ seinen Schutz und verband sich mit dem Kaiser, durch seine Vermählung mit dessen natürlicher Tochter, der Wittwe des Herzogs von Florenz, die nachher als Fürstinn von Parma so viel Aufsehen in Flandern machte.

Sein Bruder der Herzog von Castro hätte diesen Streich nicht gemacht. Denn dieser war bereits in Frankreich vermählt und liebte den König und sein Reich sehr. Viele Personen fanden deswegen jenen Herzog sehr undankbar, da er doch zur Zeit der Noth so gut unterstützt worden war; auch sagte man, der König wolle ihn darüber strafen.

Die Teutschen machtens ihm eben so, die, von dem Joch des Kaisers gedrückt, zu diesem großem König um Hülfe schrien. Deswegen brachte er jene große Armee auf die Beine und unternahm den schönen so genannten teutschen Zug, auf dem er glücklicher Weise Metz, Toul, Verdun und eine Menge anderer Reichsstädte wegnahm, die er jedoch bis auf die drey erstern nicht für sich behalten mochte. Er kam dabey bis Straßburg, wo er zum Zeichen des Triumphs alle Pferde seiner Armee nach Herzenslust im Rhein tränken ließ.

Dieß

Dieß war aber auch alles; denn bis dahin hatte er überall nichts als einen ganz höflichen und ehrbaren Durchzug gefunden, ohne den geringsten Widerstand. Zu Straßburg aber, als er weiter vorrücken wollte, erfuhr er, daß die Teutschen sich mit dem Kaiser gesetzt hatten, welcher schlau und listig, wie er war, sich von dem hitzigen Angriff eines jungen und tapfern Königs, der mit einer so großen muthigen Armee ihm zu Leibe ging, nichts Gutes versprach und sich lieber vergleichen, als seine Sache auf das ungewisse Kriegsglück ankommen lassen wollte.

So kam denn diese Nation zu der Ruhe, die sie seit langer Zeit nicht genossen hatte, durch Hülfe und Beystand dieses großen Königs. Sie hat ihm aber nach der Hand diesen Dienst in seinen königlichen Söhnen schlecht vergolten, gegen welche sie fünf und zwanzig Jahre lang so heftig und muthwillig Krieg führte, daß man denken sollte, sie hätte nie die mindeste Gefälligkeit von Frankreich erhalten. So sehr ließen sichs diese guten Teutschen angelegen seyn, es zu plündern und zu verwüsten. Diese Teutschen, sage ich, welche, wenn sie sonst den König Heinrich um Beystand baten, als Hauptbeweggrund für sich anführten: sie und die Franzosen seyen ja von Einem Stamm und Brüder, und müßten sich deswegen einander helfen und beyspringen in allen Nöthen. Sind mir saubere Vettern und Brüder!

Der König ließ sich wegen jener Verbündung und Vergleich zwischen ihnen und dem Kaiser, eben keine graue Haare wachsen noch Furcht blicken. Er machte linksum von ihnen und zog eben so glücklich wieder zurück, eroberte Roquedamar, Yvry, Montmedy, Chimay, Damvilliers und eine Menge andrer

Plätze, wie die Geschichtbücher des mehreren davon erzählen, und zog siegreich und triumphirend in sein Reich heim. Als er nachher mit jener großen Belagerung von Metz bedroht wurde, stellte er den Herzog von Guise, als seinen Lieutenant-General, darin an und traf so gute Anstalten, daß sowohl der Kaiser, als Madame Teutschland, deren bloßer Nahme schon nicht bloß eine einzige Stadt, sondern selbst ganz Frankreich hätte zittern machen sollen, mit der größten langen Nase, die je gesehen worden ist, wieder davon abziehen mußten.

Ich will hier weiter nichts von dem Zug vor Valenciennes sagen, wo der Kaiser so sehr damit drohte, eine Schlacht zu liefern. Als der König ganz gerüstet und entschlossen den Angriff erwartete, so war es just dieser große Kaiser, der sich bis an die Zähne verschanzte und nebst seiner ganzen Armee gar nichts mehr davon wissen wollte. Dies war nicht die Schuld unsers Königs; denn dieser wünschte und verlangte es sehr, in einem solchen Feld mit gedachtem Kaiser persönlich sich zu schlagen. Denn er hatte einen eingewurzelten tödlichen Haß auf ihn, wie ich von der Königinn Mutter sagen hörte; sowohl wegen der übeln Behandlung, die ihm von ihm in Spanien wiederfahren war, als er mit dem Herrn Dauphin als Geißel dort war, da der Kaiser mit ihnen beyden nicht viel Umstände machte, und sie sehr wenig besuchte; als auch deswegen, weil er bey seiner Durchreise durch Frankreich mehr Liebe und Freundschaft zu dem hochseeligen Herrn Herzog von Orleans zeigte und sich mehr um diesen, als um ihn, bewarb. Dies ist Eifersucht zwischen Brüdern. Kurz es sey nun um dieser oben angeführten Ursachen willen, oder daß er ihn

wegen

wegen seiner Größe und Herrschsucht beneidete, er wollte ihm übel und liebte ihn nicht.

Die Schlacht bey Renty folgte hierauf, wo er dem Gipfel seiner Wünsche nahe war, indem er den Kaiser in der Nähe zu sprechen, und ihn persönlich anzugreifen dachte, so wie er dies kurz zuvor in der Anrede an seine Leute sagte. Der Kaiser war aber nicht mehr so frisch, wie ehmahls und befand sich in einer Sänfte. Da nun das Treffen in einem Nu entschieden war, mußte er heraus und einen türkischen Hengst besteigen, um sich zu retten. Dieß verdroß ihn denn bitterlich, sowohl weil er die Schlacht verlohr und sich zurückziehen mußte, als weil er sah, daß alles nicht so gut veranstaltet worden noch gegangen war, als wenn er selbst hätte Hand ans Werk legen können, wie sonst bey andern Schlachten, wenn er gesund und frisch war. Ich hörte dies so von einigen alten spanischen Feldherrn.

Der König, der in voller Stärke und Gesundheit war, bedauerte es ebenfalls sehr, daß dieser Kaiser nicht mehr jener brave Kaiser war, der er sonst gewesen war, um sich persönlich mit demselben messen zu können. Der Kaiser aber, weil es nun einmahl nicht mehr so recht gehen wollte, wie sonst, behalf sich damit, den Krieg wie ein Fuchs zu führen; unser König aber führte ihn gegen ihn wie ein Löwe.

Er nahm ihm Siena weg, eine Reichsstadt, und ganz Toskana, welches das Kaiserliche und spanische Joch abschüttelte und sich unter den ungleich sanftern Schutz unsers Königs begab.

Die Insel Korsika that ein gleiches, so sehr war dieser König gnädig und Beschützer armer Bedrängten, und führte den Nahmen und Ruf davon. Er

 ge-

gewann immerfort einigen Vortheil über den Kaiser, so glücklich war er, und so wenig glücklich der Kaiser gegen ihn, indem das Glück anfieng diesem in seinem hinfälligem Alter zuwider zu seyn. Auch sagte daher ein wackerer Mann davon, das Glück sey eine feine H.... die, um ihre Geilheit zu ersättigen, sich lieber junge Leute wählt und sich denen Preis giebt, welche tüchtiger dazu sind, als alte Grauköpfe.

Der Kaiser machte, weil er die Complexion dieser Metze kannte, einen Waffenstillstand auf fünf Jahre, den schönsten und zeitgemässesten, der je in Frankreich geschlossen wurde und den glücklichsten, wenn er gehalten worden wäre. Denn alle unsere Eroberungen von dreyßig Jahren her bis dahin blieben uns zum ruhigen Besitz überlassen, so daß als der Krieg mit dem König von Spanien nach der Hand wieder losging, unsere Sachen eben nicht sonderlich dabey ließen. Wir mußten nachher einen Frieden machen, vermöge dessen in einer Stunde und auf einen Feder-Strich alles wieder zurück gegeben werden mußte, und unsere schönen ehmahligen Siege mit drey oder vier Tropfen Dinte befleckt und verdunkelt wurden. Um noch das Maas unsers Unglücks voll zu machen, mußte uns auch dieser große König noch vor der Zeit sterben zu großem Schaden nicht nur für uns Franzosen, sondern auch für viele Ausländer, die ihn sehr vermißten und ewig vermissen werden.

Als er nähmlich die Vermählung seiner Frau Tochter und seiner Frau Schwester mit allem möglichen Pracht und Aufwand feyern wollte, richtete er ein feyerliches Turnier für alle Gäste an. Dabey waren Er, der Herr Herzog von Ferrara, der Herr Her-

zog von Guise und der Herr Herzog von Nemours die vier Platzhalter.

Er hatte zur Livrey weiß und schwarz, wie gewöhnlich wegen der schönen Wittwe, welcher er aufwartete.

Der Herr Herzog von Guise hatte sein weiß und Incarnat, das er nie verließ, wegen einer Dame, die ich nennen könnte, welche Hof-Fräulein und der Gegenstand seiner verliebten Aufwartungen war.

Der Herr Herzog von Ferrara hatte gelb und roth. Der Herr Herzog von Nemours endlich gelb und schwarz. Diese beyden Farben schickten sich sehr gut für ihn, indem sie Genuß und Standhaftigkeit oder standhaft im Genuß bezeichneten. Denn damahls genoß er, wie man sagte, die Gunstbezeigungen einer der schönsten Damen in der Welt und deswegen mußte er wohl standhaft und ihr getreu seyn, und dies aus sehr guten Gründen. Er hätte es nirgends besser finden und haben können.

Dies sind denn vier Fürsten, die unter die vortrefflichsten Waffengenossen gehören, die man je, nicht nur in Frankreich allein, sondern auch in andern Gegenden hätte finden können und die diesen ganzen Tag über Wunder thaten; man wußte nicht, wem man den Vorzug des Ruhms geben sollte, ohnerachtet der König einer der besten und geschicktesten Reiter in seinem Reich war.

Das Unglück wollte, daß gegen Abend, als das Turnier schon ziemlich zu Ende war, der König Lust hatte, noch eine Lanze zu brechen und daher dem Grafen von Montgommeri befahl, in die Schranken einzureiten und die Lanze einzulegen. Er weigerte sich gerade

rade zu und brachte alle mögliche Entschuldigungen dagegen vor; allein der König, den seine Weigerungen verdrüßlich machten, befahl ihm schlechterdings es zu thun. Die Königinn schickte zu ihm und bat ihn zweymahl, er möchte aus Liebe zu ihr nicht weiter rennen; es wäre schon an dem bisherigen genug. Es half alles nichts. Er ließ ihr wieder sagen: er wolle nur diese Lanze noch ihr zu Lieb und Ehren brechen. Sie bat den Herrn von Savoyen, ihn in ihrem Nahmen darum zu bitten: er möchte ihr doch das Vergnügen machen, es für jetzt gut seyn zu lassen, er habe so gut turniert, daß es unmöglich sey, es noch besser zu machen; er möchte sich doch jetzt zu den Damen begaben. Es wollte aber alles nichts verfangen. So bald nun der andere in die Schranken eingeritten war, rannte der König. Es sey nun, daß das Unglück des Generals es so wollte, oder daß den König sein Verhängniß hineintrieb; der Gegenstoß faßte ihn am Kopf ins Auge, wo ein großer Splitter von der Lanze stecken blieb. Er wankte sogleich und fiel herab auf den Plan, wo er von seinen Stallmeistern, die bey der Hand waren, aufgehoben wurde; auch der Herr von Montmorenci, der dabey einen der Kampfwärtel machte, kam herbey und fand ihn sehr verwundet. Indessen verlohr er darum den Muth nicht und war weiter gar nicht betreten sondern sagte: es habe nichts zu bedeuten; auch vergab er sogleich dem Grafen von Montgommeri.

Man darf nicht erst fragen, ob der Hof und besonders die Königinn bestürzt war. Nachdem man das emsigste Bestreben und die tiefste Wissenschaft der Welt aufgeboten und Gott und Menschen um Hülfe angegangen hatte, um ihn zu heilen, starb er endlich nach einigen Tagen als ein sehr guter Christ und recht-

gläubi-

gläubiger Katholike, was er so sehr war, als je irgend einer seiner Vorfahren am Reich es seyn konnte. So starb also dieser große König hier, nachdem er in so vielen Kriegen gewesen war und sie so sehr geliebt hatte und darin nicht hatte umkommen können. Dieß ists was ein damahliger großer lateinischer Dichter, der seine Grabschrift machte (er hieß Forcatel) in dem letzten Vers durch folgende Worte ausdrückt:

Quem Mars non rapuit, Martis imago rapit.

Der König starb zu großem Leidwesen nicht nur seiner eigenen sondern auch aller Nationen in der gesammten Christenheit; denn er war äußerst gütig und nichts gefiel ihm so sehr, als wenn er seine Güte gegen alle bedrängte Personen zeigen und beweisen konnte. Er hatte alle Fremde äußerst für sich eingenommen, sowohl hohe als niedre, welche nach Paris gekommen waren, um den Frieden zu beschwören, die Vermählungen zu feyern und den großen daselbst veranstalteten Pracht-Schauspielen beyzuwohnen. Alle zusammen konnten nicht satt werden, seine Majestät, sein einnehmendes Wesen, seinen schönen und königlichen Anstand und seine sanfte und anständige Gesprächigkeit zu bewundern. So sehr wußte er sie anständig und herablassend zu unterhalten und zu vergnügen bis auf die Geringsten herunter. Besonders aber bewunderten sie sehr an ihm seinen schönen Anstand in der Waffenrüstung und zu Pferd, wie er denn wirklich der Fürst war, der den besten Anstand und die schönste Richtung in der Welt hatte und sich gleich gut darauf verstand, die Vortrefflichkeit und Güte eines Pferdes zu zeigen, als dessen Mängel zu verbergen.

Von seiner frühen Jugend an war er ein großer Liebhaber von diesen Uebungen zu Pferde gewesen; er setzte dieß auch fort und hatte jederzeit eine große Menge derselben in seinem großen Marstall; so wohl in den Tournellen, wo der vorzüglichste war, als zu Mons, Saint-Leger, Oyron bey dem Herrn Oberstallmeister von Boissy. Die meisten, ja die besten waren auf seinen eigenen Stutereyen gezogen und es machte ihm ein vorzügliches Vergnügen, diese gut zu unterhalten.

Ich hörte von dem Herrn von Carnavallet (der nebst dem Herrn Sipiere die vornehmste Stelle bey dem großen Marstall hatte) folgende Anekdote: der Kaiser hatte einst seinen Oberstallmeister an den König geschickt, der ihm in eigner Person alle seine Pferde in und außer dem Stalle zeigte. Der Oberstallmeister fand sie so schön und gut zugeritten, daß er darüber erstaunte und sagte: sein Herr, der Kaiser, habe bey weitem keinen schönern Marstall. Er lobte diesen aufs äußerste, besonders da die meisten seiner Pferde auf seinen eigenen Gestüten gezogen wären. „Dies ist noch nicht alles, erwiederte der König, ich will Ihnen noch eine schönere Fohlenzucht zeigen." Er ließ sich hierauf alle seine Pagen, denen er schon Befehl zugeschickt hatte, sich bereit zu halten, vor ihn kommen, so wohl die Kammer-Pagen, als die vom Marstall, von der Jägerey, von der Falken-Jagd und andere, die sich wohl auf hundert und zwanzig bis hundert und vierzig belaufen mochten: „Hier, sagte er zu ihm, sehen Sie meine andere Fohlenzucht, die mir so lieb ist als jene: denn dieß sind lauter Adeliche aus guten Häusern meines Reichs, die ich erziehe; alljährlich versetze ich so ein funfzig von den Pagen weg und schicke sie in den Krieg unter die

die Infanterie, Gendarmerie oder leichte Reiterey. Als adeliche und wohlerzogene Leute mit Hülfe der guten Beyspiele, die sie vor Augen haben, bilden sie sich dann in kurzem und werden wackere Soldaten und Krieger. So sind unter denen, welche unter mir gegen den Kaiser, Ihren Herrn, zu Feld zogen, viele von meiner Zucht. An ihre Stelle stecke ich dann sogleich wieder andere unter die Pagen und mache diese wieder vollzählig, so daß mir hier die Zucht nie ausgeht, so wenig als auf meinen Gestütten."

Der Oberstallmeister hörte dieß mit großer Verwundrung an, und bewunderte und schätzte diese Pflanzschule von wackern Pagen und jungen Adelichen wohl so hoch als einen Fohlen-Hof. Er hatte Recht: denn ich habe daraus wackere und tapfere Kriegsleute, Soldaten, Capitains und Gendarmen von der leichten Reiterey sowohl als vom Fußvolk hervorkommen sehen. Auch that sich der König was' rechts zu Gute darauf, wenn er von ihrer Vortrefflichkeit, Tapferkeit und Großthaten hörte, und sagte sogleich: dies sey von seiner Zucht. Denn er verlohr sie nie aus dem Gedächtniß und kannte sie allezeit wieder, wie zu der Zeit, da sie noch Pagen waren, und begnadigte sie immer noch mehr als die andern mit irgend einer Wohlthat.

Wenn der König die Reitübungen zum Vergnügen liebte, so liebte er sie dabey nicht weniger um des Kriegs willen, den er sehr liebte. Er gefiel sich außerordentlich, wenn er dabey war; auch fand er, sagte man, das Kriegsleben weit angenehmer als jedes andre. Nie errichtete er eine Armee an der Gränze, ohne daß er sie stets mit unter den ersten angeführt hätte. Er fing im März an, so bald das

Früh-

Frühjahr anbrach, und endigte den Feldzug zu Anfang des Octobers. Dieß war etwas gewöhnliches. Im October verlegte er dann einige seiner Leute in Garnisonen, wo es nöthig war, ließ die andern auf Urlaub in ihre Heimath gehen und kehrte selbst wieder zurück, um seinen Hof zu halten.

Hier blieb er nicht müssig, so wenig als bey der Armee: denn wenns gleich Winter war, so trieb er doch die Jagd stark und zwar nach allen Arten. Besonders liebte er die Hirsch-Jagd und das Hetzjagen mit Windspielen, wozu er zwey sehr gute Kaçen hatte; die eine grau, die sehr alt und von seinen Vorfahren her von Hand zu Hand auf ihn herabgeerbt war; die andre weiß, die er selbst erst zugerichtet hatte, stärker als die grauen, aber nicht so sicher und zuverlässig als diese; wie ich dies selbst gesehen, und von guten Jägern gehört habe, selbst von dem Vice Oberjägermeister, Marconay, einem sehr würdigen Mann in seinem Stand, dem wenige gleich gekommen seyn sollen.

Wenn er nicht auf dem Hirschjagen war, so ging er auf den Vogelheerd. Ritt er nicht, so spielte er Ball und dies sehr gut; nie wollte er aber das Spiel selbst führen, sondern secondirte oder tertiirte, was die beyden schwersten und gefährlichsten Plätze sind. Auch war er der beste zweyte oder dritte Mann (letzteres aber am besten) im seinem ganzen Reich und dabey sehr leidenschaftlich. Nicht aus Habsucht; denn den Gewinst überließ er ganz seinen Mitspielern und wenn er verlor, so war es ebenfalls für ihn verloren: denn er bezahlte für alle. Die Parthien zu der Zeit waren aber auch nicht höher als zu zwey, drey, höchstens fünf hundert Thaler, nicht wie jetzt zu vier tausend,

sechs

sechs tausend und zweymahl so viel. Dafür geschieht aber auch die Bezahlung nicht mehr so schön, wie damahls; und man muß gegenwärtig sich gar manchen honetten Vergleich darüber gefallen lassen.

Er gefiel sich sehr, wenn seine Gemahlinn, die Königinn, seine Frau Schwester und die übrigen Damen öfters kamen, um seinem Spiel mit zuzusehen, und wie die andern, ihre Sentenzen oben von den Fenster herab dazu gaben; denn er war stark und geschickt und machte da sehr schöneund lange Schneller mit.

Wenn ein starker Frost einfiel und es hart gefroren war, so mußte man auf dem Eis fahren, selbst auf dem Teiche zu Fontainebleau, wo man schöne Sprünge und Rennen sah. Hatte es einen tüchtigen Schnee gelegt, so mußte man Basteyen bauen, und Treffen mit Schneeballen liefern.

Kurz dieser König konnte nie müssig seyn; alle seine Uebungen aber mußte er mit seinem Hof-Adel gemein haben, den er mit dazu zog. Auf zwey bis drey Parthien, in denen er einen gesehen hatte, kannte er einen sogleich; denn er hatte ein sehr gutes Gedächtniß, sich die Leute zu merken, und rief sie bey ihren Nahmen, die er sich hatte sagen lassen. Die, welche es recht machten, lobte er dann und so bildete sich die Jugend in gar kurzer Zeit an diesem Hof durch ihre schöne Uebungen. Alsdann, wenn sie auf solche Weise ihrem König bekannt worden war, ging sie in den Krieg und that sich durch einige schöne Thaten hervor; kamen nun diese zur Wissenschaft des Königs, so ließ er sie keineswegs unerwähnt, sondern rühmte sie laut und umständlich an seiner Tafel oder anderwärts vor aller Welt. Denn er war der Fürst, der am wenigsten fähig

war

war, einen empfangenen Dienst oder die Tapferkeit dessen, der sich bey irgend einer Gelegenheit im Krieg gut gehalten hatte, in Stillschweigen zu begraben. Vorzüglich war er nicht verleumderisch; auch gewann er durch dies Betragen das Herz seines Adels und vielleicht besaß es kein König vor ihm in einem höhern Grad als er; denn er war sehr gesprächig und herablassend.

Dieß sind die Uebungen dieses großen Königs nebst so vielen andern, welche alle herzusetzen, zu lang wäre; als da sind Ringelrennen, wilde rohe Pferde zu reiten oder in seiner Gegenwart zureiten zu lassen, wobey sich indessen doch die Parthie nicht ohne ihn machte, und er immer eins oder zwey ja drey vier bis sechs sogar reiten wollte, so sehr gefiel es ihm; auch mußte man allezeit die Damen dazu einladen, um ihm dabey zuzusehen.

Regnete es und er konnte nicht ausgehen, so hatte man zu Haus unter einer Menge anderer Zeitkürzungen zu wählen, woran es nicht fehlte, entweder mit den Damen zu spielen oder mit den Cavaliers zu fechten, wobey er das Rapier sehr gut zu führen wußte, und nur zu gut für seinen Stallmeister den Herrn von Boucard, dem er, als er noch Dauphin war, das Auge ausstach. Er bat ihn darüber um Verzeihung; denn es war ein sehr wackerer und braver Cavalier. Nachher in unsern bürgerlichen Kriegen wurde er Hugenot.

Kurz dieser Fürst war nie müssig. Die Morgen und Abendstunden bey seinem Aufstehen und Schlafengehen widmete er seinen Geschäften und verwendete darauf Morgens zwey bis drey gute Stunden und Abends mehr oder weniger, je nachdem es die Angelegenheiten erfoderten. Alsdann hörte er sehr

an-

andächtig seine Messe; denn er war ein sehr guter Katholik und sehr andächtig, ohne jedoch bigott zu seyn, hörte Messe und Hochamt nach den bestimmten Stunden und Tagen, aber ohne außergewöhnliche Ceremonien dazu zu erfinden, wie man wohl nachher dergleichen gesehen hat [9]).

So bald die Mittagstafel vorbey war, ging er mit seinem Hof in das Zimmer der Königinn, seiner Gemahlinn, die er sehr liebte. Hier fand er eine Versammlung von menschlichen Göttinnen, immer eine schöner als die andere, unter denen jeder Herr und Hofmann sich mit derjenigen unterhielt, die er am meisten liebte, während der König die Königinn, seine Frau Schwester, die Königinn Dauphine und die Prinzessinnen, Prinzen und Herren unterhielt, welche um ihn her saßen. Diese Conversation dauerte zwey Stunden. Dann begab er sich wieder weg und ging zu seinen oben gedachten Vergnügungen, wohin ihm die Damen oft nachfolgten und an dem Vergnügen Theil nahmen.

Abends nach der Tafel wurde die Conversation mit den Damen ebenfalls gehalten, wenn nicht Bal war. Dies geschah ziemlich oft, doch nicht so häufig, als wir unter der Regierung unsrer letzten Könige gesehen haben, welche die Königinn ihre Mutter angewöhnte, bey dergleichen Handlungen ihren Vater nachzuahmen, so wie dieser König Heinrich sich ebenfalls befliß, seinen Vater dem König Franz nachzueifern.

So war der Hof dieses großen Königs und seine Regierung beschaffen, die man mit der Regierung des Cäsar Augustus vergleichen konnte, da diese nach Beendigung der bürgerlichen Kriege an Größe, Vergnügungen

gungen und öffentlichen Anstalten so sehr zu Rom sich auszeichnet. Ein Unterschied war indessen doch. Die Regierung Cäsars blühte erst nach dem Krieg; die unsers Königs aber in dem Krieg. Nach geschlossenem Frieden verlor sie ihre ganze Blüthe, Stärke und Frucht durch seinen unglücklichen Tod; so daß seine Regierung und sein Hof mit gutem Recht die Lust unsers Zeitalters genannt werden konnten; sein Tod hingegen das Unglück Frankreichs.

Ich habe erzählen hören und weiß es von guter Hand, daß einige Jahre (andre sagen einige Tage) ehe er starb, ein Wahrsager kam, der ihm die Nativität gestellt hatte, und ihm solche überreichte. Darin fand er denn, daß er in einem Zweykampf umkommen würde. Der Herr Connetable war dabey anwesend und der König sagte zu ihm: „Sehn Sie, Gevatter, welcher Tod mir prophezeyht wird." — „Ach, Sire, antwortete der Herr Connetable, wollen Sie denn diesem Gesindel glauben, dessen Sache nichts als Lug und Trug ist. Lassen Sie doch diese alle ins Feuer werfen." — „Warum denn Gevatter? erwiederte der König. Diese Leute sagen bisweilen Wahrheit, ich mache mir nichts daraus, wenn ich eher dieses als eines andern Todes sterben soll, ja ich wollte lieber so oder von der Hand eines Feindes sterben, wer er auch seyn möchte, wenn er nur brav und tapfer wäre, und mein Ruhm dabey unbefleckt bliebe."

Ohne weiter auf das zu achten, was ihm der Herr Connetable gesagt hatte, gab er diese Prophezeyhung dem Herrn von Aubespine aufzuheben, bis er sie einmahl fordern würde. Ach! weder er noch der Herr Connetable dachten an den Zweykampf, der ihm nachher wirklich den Tod brachte, sondern hatten nur

einen

einen andern Schrankenkampf auf Ernst und Tod im Sinn, wie gewöhnlich feyerliche Zweykämpfe gehalten werden. Denn was einen solchen betrifft, so hatte der Herr Connetable freylich Recht, dieß zu bezweifeln und zu sagen, daß es Lappalien seyen; wiewohl wir verschiedene Könige gesehen haben, die sich herausforderten, wie ich noch zu sagen hoffe [10]).

Gott wollte es also. Denn gar zu frey und gern hatte er den Zweykampf meines Oheims, des Herr von Chastaigneraye mit dem Herrn von Jarnac zugegeben [11]): und was noch ärger ist, er der ihn in seinem Leben so sehr geliebt und begünstigt hatte, bedauerte ihn gar nicht, ohnerachtet er für seine Sache gekämpft hatte, und liebte und liebkoste den Herrn von Jarnac so lang er lebte. Man sagte, dieß sey seinem Naturell zuzuschreiben, daß er nichts liebte und in seinen Freundschaften keine Beständigkeit kannte.

Er liebte den Herrn Connetable und den Marschall von Saint-André; nachdem sie aber bey Saint-Quentin in Gefangenschaft gerathen waren, bedauerte er sie gar nicht; und ich habe mir sagen lassen, daß, wenn sie davon gekommen wären ohne in Gefangenschaft zu gerathen, er ihnen nicht zum besten mitgespielt haben würde. So lang sie sich in der Gefangenschaft befanden, bekümmerte er sich daher auch gar nicht um sie; bis die Herrn von Guise anfiengen, sich der Gunst, in der sie bey ihm standen, ein wenig zu sehr zu überheben. Da er sich nun diese vom Hals schaffen wollte, so berief er den Herrn Connetable und den Herrn von Saint-André zurück, das heißt: er trug ihnen auf, einen Frieden zu vermitteln, was sie auch, zu unserm Nachtheil, bewerkstelligten. Indessen bewirkte dieß

doch so viel, daß die Herrn von Guise sich zurückzogen. Kurz er war nicht so fest in der Freundschaft, als zu Pferd.

Der König war kaum verwundet und verbunden und auf sein Zimmer gebracht, als der Herr Connetable sich dieser Prophezeyhung erinnerte, den Herrn von Aubespine rief, und ihm den Auftrag gab, sie herbeyzuholen, was er auch that. So bald er sie nun herbeybrachte, und der Connetable sie angesehen und gelesen hatte, traten ihm die Thränen in die Augen: „ach, sagte er, dieß ist der unglückliche Zweykampf, worin er umkommen sollte; es ist aus, er muß sterben!"

Es war hier unmöglich, daß der Wahrsager deutlicher und richtiger prophezeyhen konnte, als er gethan hatte, ohnerachtet solche Leute gewöhnlich nach ihrem Naturell oder nach Anleitung ihres Spiritus Familiaris, dunkel und zweydeutig sprechen; hier aber sprach dieser ganz unzweydeutig. Verwünscht sey doch der Kerl, der so wahr und so unglücklich prophezeyhte!

Die schönen Kriege, welche dieser große König theils in Person, theils durch seine Stellvertreter führte, zu beschreiben, wäre von mir eine sehr überflüssige und müssige Unternehmung, da die Geschichtschreiber seiner Zeit solche beschrieben haben, wie wohl — aufrichtig zu sagen, sehr schlecht. Er hatte ihnen sehr schönen Stoff gegeben, ihre Feder, Papier und Dinte sehr gut zu verwenden; ihre Schriften blieben aber weit unter ihren Gegenständen.

Ich sage dies nicht von mir selbst, sondern aus dem Munde des Herrn Kardinals von Lothringen, welcher so davon sprach. Dieser tadelte sehr jenen saubern

Pas-

Pascal, dem er die Ehre und den Titel eines Historiographen des Königs verschaft hatte. Er zog davon einen guten Gehalt von zwölf bis funfzehn hundert Livres jährlich und versprach dafür eine Geschichte unsrer Zeit, wie sie noch nie geschrieben worden wäre; so daß ich mit eignen Augen gesehen habe, wie unsre Könige und unsre Prinzen und der Herr Kardinal deswegen groß Wesen mit ihm trieben und ihm wunder artig begegneten.

Der schlaue Vogel mochte wohl dabey in sein Bärtchen lachen, ihrer spotten und bey sich denken: Nicht also, wie ihr denkt, meine guten Freunde! —

Sicher war Betrügerey darunter und das Kerlchen war ganz aufgeblasen darüber, wie ich ihn selbst so gesehen habe. Nachdem er Miene gemacht hatte, ganze Berge zur Welt zu bringen, war der ganze Quark, den er am Ende zu Stande brachte, nichts als eine lumpichte Lobrede nach dem Tode des Königs, die ich in Latein und zwar von dem Seinigen, wie man sagte, gesehen habe, und die nachher ins Französische, Italienische und Spanische übersetzt wurde. Dieß ist alles, womit er seinen König und den Herrn Kardinal, seinen Mäcen, und ganz Frankreich bezahlte, die eine schönere und reichere Zahlung und nicht eine solche Lumperey von ihm erwarteten.

Was noch mehr ist, man fand nachher in seiner Bibliothek [nicht] einen einzigen armseligen Aufsatz, welcher hätte beweisen können, daß er wirklich die Absicht gehabt hätte, sich hierin seiner Schuldigkeit zu entledigen, ohnerachtet er gewöhnlich im Gefolge des Hofes war und alles mit eignen Augen sah, von seinem König und den Großen hörte und alle Materialien bey der Hand hatte, um sein Gebäude aufzufüh-

 ren,

ren, wie der Herr Kardinal sich ausdrückte. Es fehlte ihm aber an Kunst und Wissenschaft zu solch einer erhabenen Unternehmung, ohnerachtet er bisweilen einige lateinische Brocken von sich gab, bloß zur Parade, aber nicht anhaltend und im Zusammenhang. Denn er war so pfiffig, sich sehr zu hüten, daß er sich nicht in einen Discurs vertiefte. Kurz; er hielt alle Welt für Narren. So habe ich mir ihn vom gedachten Herrn Kardinal schildern lassen.

Es ist kein Zweifel, daß dieser Pascal etwas Gutes und Schönes hätte zu Stand bringen können, da sein König ihn so liebreich behandelte; denn er liebte die Gelehrten und unterhielt sich mit ihnen, wie der König sein Herr Vater. Auch muß man bekennen, daß er das Glück hatte, unter seiner Regierung größere, scharfsinnigere und gelehrtere Personen zu haben, als es unter der Regierung seines königlichen Vaters gab.

Herr Fernel war unter ihm sein erster Leibarzt, der größte und tiefste in seiner Kunst, welcher je, seit Galen und Hippokrates, gelebt hat, wie ich dies von Leuten gehört habe, die sich besser darauf verstanden, als ich.

Herr Galandius Torticolis war stark in der Redekunst; worin ihn aber sein Gegner der Herr Ramus übertraf, ein sehr schöner und beredter Redner; es gab wenige seines gleichen. Er besaß einen ganz ausgezeichnet schönen Anstand, der seiner Beredsamkeit ganz vortrefflich zu statten kam.

Davon kann ich ein auffallendes Beyspiel anführen. Als er nach einiger Zeit Hugenot worden war, und sich in der Gesellschaft des Herrn Prinzen und des Herrn Admirals auf dem Zug nach Lothringen befand, wollten die teutschen Hülfsvölker, die sie hatten

ten kommen lassen, nicht gegen Frankreich marschiren, bis man ihnen das accordirte Geld auszahlte. Sie ließen sich aber doch endlich durch eine kleine Summe, welche die Hugenotten unter sich zusammengeschossen hatten, und durch eine Rede, welche Herr Ramus an sie hielt, bewegen und in das Herz von Frankreich führen, wo sie Unheil genug anrichteten. Dieser Herr Ramus wurde in dem Pariser Blutbad umgebracht. Es war sehr Schade um ihn.

Herr Turnebus [12]) war ebenfalls ein sehr gelehrter Mann im Griechischen, so wie im Lateinischen, jedoch ohne den Sporn zu haben, als Herr reden zu wollen, wie Ramus.

Herr Dorat folgte auf Turnebus, er und Herr Muret, zween so gelehrte Limusiner, als je welche Rettige schabten und assen.

Die Herrn Gebrüdere Sylvius waren sehr gelehrte und geschickte Leute, einer in der Arzneykunst, der andre in der Beredsamkeit, so wie Leodigarius zu Quercu.

Es gab noch eine ganze Menge von königlichen Professoren in allen Wissenschaften, die ich nicht alle aufzählen kann und welche alle besoldet und bezahlet wurden. So viele Kriege und schwere Händel auch der König auf den Hals bekam, verlohren sie doch nie einen Heller von ihrem Gehalt.

Ferner waren da Herr Danezius und Herr Amyot, der eine Instructor des Königs Franz II, der andere des Königs Karls IX., zween sehr große Männer; dabey auch noch der wackre Mann, Robert Stephanus.

Und um auf unsre französischen Dichter zu kommen, welch ein Mann war Herr von Ronsard! Er war so groß, daß alle die andern Dichter, die nach ihm kamen

men und kommen werden, sich seine Kinder und ihn ihren Vater nennen können, denn er hat sie alle gezeugt. Er ist es, der die häßliche, grobe, fade, alberne und übel passende Poesie, welche vorher gewöhnlich war, aus der Mode brachte und die reizende, die wir gegenwärtig sehen, einführte. Er schmückte sie mit erhabenen und nachdrücklichen Sentenzen, gab ihr neue Worte und flickte sie mit alten aus, die er wieder gut ausbesserte und auffrischte, wie ein Ausbesserer mit einem alten Rock thut.

Unter ihm und in seinem Gefolge bildeten sich aber auch jene bewundernswürdigen Herrn von Bellay, Baïf, Belleau, Jodelle, Nicolas, Derisot, Olivier, und Passerat. Ich übergehe hier den Herrn Desportes, du Perron, d'Orleans und eine Menge andrer, die nachher kamen, wie Bartas, ein großer Mann und andre, wie Herr Garnier, der sie alle im Erhabenen, Nachdrücklichen und Tragischen übertraf.

Eins muß ich doch noch von diesem Herrn von Ronsard anführen. Als ich eines Tags zu Venedig bey einem der vorzüglichsten Buchhändler war und einen Petrarch mit großer Schrift in großem Format und mit einem Commentar verlangte, so war zugleich ein großer Herr bey ihm, der sich mit Lesen amüsirte und der mir, als er dieß hörte, halb Italienisch, halb sehr gut Französisch (denn er war ehmahls Gesandter in Frankreich gewesen) sagte; ich wundre mich, mein Herr, wie Sie einen Petrarch unter uns suchen mögen, da Sie doch selbst einen in ihrem Frankreich haben, welcher zweymahl besser ist, als der unsrige, nehmlich Ihr Herr von Ronsard. Darüber fing er denn an, ihn über alle Poeten zu erheben, die er je gelesen hätte, und unterhielt mich sehr lange Zeit nicht

nur

nur von diesem, sondern auch von mehrern andern schönen Gegenständen mit der dieser Nation eigenen einnehmenden Höflichkeit und Herablassung. Man sieht hieraus, welche Ehre dieser gute vornehme Greis unserm Herrn von Ronsard mit Recht wiederfahren ließ.

Diese Poeten waren ganz andre Leute als ein Marot, ein Sallet und ein Saint Gelais, ohnerachtet Herr von Saint-Gelais ein ganz artiger Dichter für seine Zeit war, und nichts von der barbarischen und alten Poesie an sich hatte.

Es machte dem König sehr viel Vergnügen, ihre Arbeiten zu sehen, besonders die des Herrn von Ronsard, den er seinen Pflegling nannte, und dem er jederzeit Wohlthaten und Geschenke zutheilte wie er auch andern that.

Er gab Jodelle für sein Trauerspiel: Cleopatra, fünf hundert Thaler aus seiner Chatulle und überhäufte ihn noch überdieß mit andern Gnadenbeweisen, indem dieß damahls noch eine ganz neue, sehr schöne und seltene Sache war.

Kurz dieser König, ohnerachtet er nicht so in den Wissenschaften bewandert war, wie sein Vater, liebte doch die Gelehrsamkeit und die Gelehrten sehr, und fand oft Gefallen daran, sich vorlesen zu lassen, wenn man ihm ein schönes Buch schrieb. Vorzüglich las er gerne Spanisch, das er auch sehr gut sprach, und großes Vergnügen daran fand; denn er hatte es nicht vergessen seit er von seiner Geisselschaft in Spanien zurück war. So liebte also dieser große König Waffen und Wissenschaften zugleich.

Kurz, welche Farben könnte ich noch anbringen, um das Gemählde dieses so großen und großmüthigen Königs zu vollenden! was kann ich mehr von ihm sagen, als daß er ein ausserordentlich großer

Fürst war. Er war schön, ohnerachtet er etwas ins Schwärzliche fiel; diese braune Farbe verdunkelte manche weißere; er war sehr angenehm, sehr gerade und gut, munter und gewandt.

Ich habe von der Königinn Mutter sagen hören, die es mir selbst erzählte und ihn gegen mich lobte, daß er zu seiner Zeit der beste Springer am Hofe gewesen sey, und daß es ihm darin nie jemand habe gleich thun können, als der verstorbene Herr von Bonnivet, besonders im vollen Satz; denn da machte er immer seine drey und zwanzig bis vier und zwanzig große Fuß. Am liebsten setzte er über einen großen Wassergraben; und bey einer solchen Gelegenheit wäre Herr Bonnivet, sein Wetteiferer, der es ihm hierin überall gleich thun wollte, beynahe ertrunken, weil er über einen nicht hatte setzen können, über den der König schon vor ihm weggesprungen war. Dieß war, wie sie mir sagte, zu Chasteau-Neuf bey Coignac, und wenn ihm der König, der ihm die Hand reichte, nicht selbst zu Hülfe gekommen wäre, so wäre er wirklich ertrunken, worüber nachher am Hof viel gelacht wurde.

Kurz, es war ein sehr vollkommener und sehr liebenswürdiger König. Ich habe von der jetzt lebenden Königin von England sagen hören, dieß sey der König und Fürst, den sie unter allen in der Welt am meisten gewünscht hätte, zu sehen, wegen der schönen Schilderungen, die man ihr von ihm gemacht hatte und wegen des großen Ruhms, der sich überall von ihm verbreitete. Der jetzt lebende Herr Connetable wird sich dessen wohl noch zu erinnern wissen. Es war damahls, als auf ihrer Rückkehr aus Schottland den Herr Groß-Prior von Frankreich aus dem

Hau-

Hause Lothringen und er bey der Königinn zur Abendtafel waren, auf welche ein Ballet von ihren Hoffräuleins folgte, das sie selbst angeordnet und eingerichtet hatte, wobey die Hoffräuleins die Jungfrauen aus dem Evangelium vorstellten, wovon die einen ihre Lampen angebrannt, die andern aber weder Oel noch Feuer hatten, sondern erst welches verlangten. Diese Lampen waren von Silber sehr artig gemacht und ausgearbeitet und die Damen waren sehr schön und ehrbar, und hatten ihre Rollen sehr gut gelernt und zogen uns andre Franzosen zum Tanz auf. Selbst die Königinn tanzte und dies mit sehr gutem Anstand und schöner königlicher Majestät; denn dieß war ihr eigen und stand sie damahls in der Blüthe ihrer Schönheit und schönen Grazie. Nichts hat sie verdunkelt, als die Hinrichtung der armen Königinn von Schottland. Ohne dieß war sie eine gar rare Fürstinn.

Ich weiß nicht, ob ich dieß schon anderswo beschrieben habe. Es ist mir zu verzeihen: denn ich habe kein so gutes Gedächtniß, daß ich bey einer so langen Schreiberey alles merken könnte. Um also wieder auf meine Rede zu kommen; da sie so an der Tafel saß und ganz vertraulich mit diesen Herrn plauderte, sagte sie, nachdem sie den König sehr gelobt hatte, folgende Worte: „Dieß war der Fürst, den ich unter allen am meisten Verlangen trug zu sehen. Ich hatte es ihm bereits zu Wissen gethan, daß ich ihn bald besuchen würde, hatte auch deswegen Befehl ertheilt, mir meine Galeeren recht schön auszurüsten, um nach Frankreich über zu setzen, bloß um ihn zu sehen.“

Der gegenwärtige Herr Connetable, der damahls noch Herr von Anville war, antwortete: „Ich bin versichert, gnädigste Frau, daß Sie sehr vergnügt ge-

wesen seyn würden, ihn zu sehen; sein ganzes Thun und Wesen würde Ihnen gefallen haben. Auch würde es ihm sehr viel Vergnügen gemacht haben, Sie zu sehen. Er würde Ihre schöne Stimmung und Ihren angenehmen Umgang sehr liebenswürdig gefunden, Sie sehr ehrenvoll aufgenommen vortrefflich bewirthet, und Ihnen die Zeit sehr gut verkürzt haben."

„Ich glaube es und halte mich dessen versichert," erwiederte die Königinn. — Der Herr Connetable kann sich dessen noch wohl erinnern, so wie ebenfalls auch die Königinn.

Ich glaube, daß von hundert bis hundert und zwanzig Cavaliers, die nebst mir diese Reise mit machten, nur noch der Herr von Guyche, der Herr von Castelnau in Languedoc, der damahls Fähndrich des Herrn von Anville war, und der Herr von Beloy leben. Wenn sie die Königinn ebenfalls so reden hörten, wie ich, so könnten sie sich dessen noch wohl erinnern.

Jetzt mache ich ein Ende und schließe meine Erzählung von diesem großen König und großen Feldherrn: denn er war eins sowohl als das andre. Er hatte wenigstens, was zu einem großen Feldherrn gehört, schon lange und in sehr früher Jugend gelernt. Er war viermahl Lieutenant des Königs, seines Vaters: im Lager von Avignon und in dem von Piemont darauf, wo der Waffenstillstand bald hernach erfolgte; im Lager von Jalon und im Lager von Boulogne. Und nachher, als er den Thron bestieg, war er, wie gesagt, bey allen seinen Armeen disseits der Chef und General, commandirte jederzeit ganz vortrefflich in seinem Treffen, und focht aufs tapferste, wenn es zum Handgemenge kam.

Er

Er starb jung und hätte noch nicht sterben sollen. Die Hugenotten sagen, Gott habe ihn gestraft und getödet, und am Sinn des Gesichts geschlagen, womit er, wie er sich rühmte, den Rath Anna du Bourg wegen Ketzerey verbrennen sehen wollte. Die Hugenotten mögen es auslegen und ihn verdammen, wie sie wollen; ich meiner Seits glaube aber, daß die vorzüglichste Absicht, warum Gott ihn uns nahm, dahin gieng, uns mit den Unfällen heimzusuchen, welche in Frankreich auf seinen Tod erfolgen sollten, wie wir auch seither gesehen und erfahren haben.

Der Herr Graf von Montgommeri wurde nachher sehr getadelt, daß er, nachdem er das Unglück gehabt hatte, seinen Tod zu verursachen, nicht größere Reue und Leid darüber trug und Buße that. Aber weit gefehlt. Nachdem er nur einigermaßen so dergleichen gethan hatte, indem er sich selbst aus Frankreich verbannt und dafür er in Italien herum eine Lustreise und sich gute Tage gemacht hatte, ergriff er, als der bürgerliche Krieg ausbrach, sogar noch die Waffen gegen den König, den Sohn desjenigen, an dessen Tod er Schuld war, brachte ein Heer zusammen, nahm Plätze weg, vertheidigte Rouen gegen ihn, der, damahls noch in zarter Jugend, in Person davor gerückt war, nahm endlich sogar Engländer in den Platz und bediente sich ihrer gegen seinen König.

Hiemit noch nicht zufrieden, behauptete er sich hartnäckig und so schlimm er nur konnte, bis er endlich zu Damfront gefangen genommen wurde. Dieß kostete ihm aber auch den Kopf, der ihm zu Paris abgeschlagen wurde. Denn die Königinn, welche damahls Regentinn war, hatte hoch und theuer geschworen, daß, wenn er stille gesessen wäre, und

Reue

Reue und Leid über seinen unglücklichen Stoß bewiesen hätte, so würde sie ihm nie weder Gutes noch Böses bewiesen haben, da der König, ihr Herr und Gemahl ihm verziehen gehabt habe [13]). Weil er aber solche freche und feindliche Unordnungen angefangen und gegen ihre königlichen Kinder Meutereyen angesponnen habe, so beweise er dadurch, daß ihm das Geschehene ganz lieb sey und verdiene daher den Tod.

Viele andre Personen von großen Einsichten urtheilten eben so davon, wie sie, daß er einen großen Fehler begangen habe. Diejenigen, welche ehmahls in alten Zeiten ihren Vater oder Mutter getödet hatten, zogen in der Welt umher, unstät und und flüchtig als Pilgrimme, um durch ihre Strapatzen und Mühseligkeiten ihre Sünde abzubüßen; und dies mehrere Jahre hindurch, mehr oder weniger. Sie hätten es sonst nicht gewagt, wieder in ihr Vaterland zurück zu kommen und in ihren Häusern zu wohnen. Dieser, sagte man, hätte ein Gleiches thun sollen und zehn bis zwölfmahl das barbarische und rauhe Land der Graubünder auf und abstolpern und durchwandern sollen, oder irgend ein andres, um dadurch Buße zu thun, anstatt so köstlich zu Venedig und im Venedigerland in den dasigen augenehmen und lustigen Wohnungen zu leben. Denn wer seinen König tödet, verletzt und tödet dadurch nicht nur seinen Vater, sondern den Vater eines ganzen Staates, besonders in der Person eines so gnädigen Königs.

So hätte also der Herr von Montgommeri diesen Todschlag durch Bußethun und Leidtragen abbüßen und nicht noch Feindseligkeiten obendrein verüben sollen. Auch sagt man, daß sein guter und alter braver

Vater

Vater darüber früher ins Grab sank und vor Kummer starb [14]).

Uebrigens war er ein braver hugenottischer Offizier und ein sehr tapferer Mann, dem man außer diesem, weiter nichts vorwerfen konnte. Es ist ein braves tapferes Geschlecht, dieß Geschlecht der Montgommeri's, das bis jetzt sehr tapfre und wackre Männer aufzuweisen hat, wie ich anderswo davon rede.

Dieß mag genug seyn von diesem großen König. Doch, eines muß ich noch sagen und dann nichts mehr. Bey dem merkwürdigen und höchst prächtigen Leichenbegängniß dieses großen Königs Heinrichs wurde durch die vier und zwanzig Ausrufer von Paris, die den Zug begleiteten und Schilder mit dem Wappen Sr. Majestät hatten und mit ihren Schellen klingelten, auf allen Kreutzstraßen und gewöhnlichen Plätzen ausgeruffen: „Betet zu Gott für die Seele des Allerdurchlauchtigsten Großmächtigsten Tugendhaftesten und Großmüthigsten Fürsten Heinrichs durch die Gnade Gottes Allerchristlichsten Königs von Frankreich des Zweyten dieses Nahmens, der bey seinem Leben war ein kriegerischer Fürst, die Liebe aller Länder, voll Gnade, freygebig und bereitwillig, eine Stütze der Gebeugten, voll Tapferkeit und Weisheit."

Dies sind doch herrliche Titel und schöne Qualitäten, die man diesem großen König beylegte, und die er auch in der That und mit Wahrheit verdiente.

Der

Der Connetable

Anna von Montmorency.

Reden wir jetzt von diesem großen Herrn Connetable, dem Herrn Anna von Montmorency. Er führte den Nahmen Anna, weil er ein Taufpathe von jener vortrefflichen Anna von Bretagne Königinn von Frankreich war und derjenige, von dem man sagt, daß er der erste christliche Cavalier und Baron in Frankreich war [15]); was ihm zu ausnehmender Ehre gereicht. Er wußte aber auch dieses Christenthum, so lang er lebte, gut in sich zu erhalten und hat ihm nie Abbruch gethan, indem er nie seine Andachtsübungen noch Gebete unterließ. Alle Morgen ermangelte er nicht sein Paternoster herzusagen, er mochte nun zu Hause seyn oder zu Pferd im Feld herum reiten, wenn er bey der Armee war.

Hier bey dem Heer nun war es zum Sprichwort worden, daß man sich vor dem Paternoster des Herrn Connetable zu hüten hätte; denn während er es so hersagte oder hermurmelte, sagte er dazwischen, je nachdem er, wie das da häufig der Fall ist, eine Unordnung oder Ausschweifung erblickte: „Hängt mir den da auf;

auf; knüpft mir den Kerl an einen Baum; stecht mir, oder, schießt mir den da nieder, aber hier vor meinen Augen; haut mir all die Hunde in Granatstücken, die das Nest da gegen den König behaupten wollten; brennt mir dieß Dorf ab; steckt mir auf eine Viertelmeile rundum alles in Brand." Und so brachte er diese und ähnliche Kriegs- Justiz- oder Policeyverfügungen vor, ohne dadurch im mindesten in seinem Paternoster irre zu werden, bis er es ganz durch hatte. Er hätte wohl geglaubt, große Sünde zu thun, wenn ers auf eine andre Stunde verschoben hätte, so gewissenhaft war er.

Ich will die Urheber der ersten bürgerlichen Kriege nicht nennen: so viel kann ich aber versichern, daß dieser brave und christliche Cavalier *) ..... als er sah,

*) Ich lasse hier vom Original eine lückenvolle Stelle weg, die ich jedoch hier hersetzen will: .... bien qu'il fut un peu blamé, de s'etre fait traduire du Latin de .... en François la guerre de .... trouve encore imprimé......

welchen Vorsprung die neue Religion vor der unsrigen gewann, und welche Herrschaft sie an sich zu reißen ausgieng, zusammt den Insolenzen, die sich die Hugenotten in ihren Predigten erlaubten, mit denen sie überall nur zu sehr um sich griffen, und verschiedene sehr gehässige Schritte von ihnen, die er am Hof seines jungen Herrn: denn so nannte er ihn, bemerkte, selbst zu Fontainebleau an einem Bußtage, wo es gar anders zugieng, als er sonst an dem Hof seiner andern Könige und Herrn, und zu Paris gesehen hatte, daß sage ich, als er dieß alles so mit ansehen mußte, es ihn höchlich verdroß, und er sich deswegen wieder mit den Herrn von Guise, den einzigen, die nicht auf die andre Seite hiengen, verband;

so

so daß er, der Herr von Guise und der Herr Marschall von Saint André ein Bündniß, das Triumvirat genannt, schlossen, um sich dem Umsturz der Katholischen Religion, um die es sonst geschehen war, zu widersetzen.

Es giebt keine schönere Brüderschaft oder Verbündung, als die, so man Gott und seiner Kirche zu lieb schließt; woraus erfolgt, was man nachher gesehen hat.

Der Herr Connetable fing zuerst an, die hugenottischen Geistlichen von ihren Kanzeln zu Paris herabzujagen. Er gieng selbst nach Popincourt ihrem bestimmten Versammlungsort, wo er vor seinen Augen die Kanzel des Herrn Predigers und alle Kirchenstühle verbrennen ließ; sie nannten ihn deswegen den Kapitain Bankbrenner, was ihn aber gar nicht bekümmerte: denn er hatte wohl andere schönere Titel aufzuweisen und rühmlichere Ehrenzeichen, als dieser Spottnahme war.

Er haßte sie sehr und zu Anfang des Kriegs ließ er ihrer viele aufknüpfen, wie bey der Einnahme von Blois. Denn ich habe es selbst gesehen und sagte allemahl zu ihnen: da ihr auf euern Köpfen geht und wir auf unsern Füßen, so müßt ihr da durch.

Die Hugenotten waren aber auch auf ihn sehr erbittert, und deswegen stürzten sie bey der Schlacht von Dreux alle auf ihn und auf sein Treffen, wie ein wüthendes Hagelwetter auf ein Kornfeld; so daß er die ganze Wuth des Gefechts auszuhalten hatte, wie ich selbst sah und wie der Herr von Guise auch nachher der Königinn Mutter erzählte, als er von dieser Schlacht mit ihr sprach, wobey er sich dieser nähmlichen Worte bediente und ihn überaus lobte. Der

wackre

wackre Greis that aber auch hier, was ein braver Feldherr nur thun kann. Er sah sein Treffen ganz durchbrechen, wurde zur Erde gestürzt, zerschellte sich einen Arm und ein Bein und wurde sehr verwundet; endlich wurde er, nachdem er sich tapfer gewehrt hatte, gefangen genommen.

Ich erinnre mich, daß er am Abend vor der Schlacht starke Schmerzen von seiner Kolik und vom Blasenstein auszustehen hatte, und zu Mezieres im Quartier lag, welches Schloß nachher an den Herrn de la Tour, einen Bruder des Herrn von Perron [16]) kam. Er hatte damahls die ganze Nacht und den ganzen Abend heftige Schmerzen, so daß man, da er immer in der Sänfte getragen werden mußte, nicht glaubte, ihn am folgenden Tag zu Pferd zu erblicken. Allein am andern Morgen früh da er wußte, daß der Feind sich zur Schlacht rüstete, steht er muthig auf, steigt zu Pferd und kommt geritten, so wie man ausrückte; so daß jeder sich sehr verwunderte, wer ihn kurz zuvor noch so krank gesehen hatte. Indessen waren doch alle sehr erfreut, da sie diesen großmüthigen Greis so viel Muth beweisen und dem ganzen Heer ein so schönes Beyspiel eines pflichtmässigen Verhaltens geben sahen.

Ich erinnre mich von dieser Gelegenheit her noch — denn ich sah und hörte dieß alles selbst — daß der Herr von Guise ihm entgegen ritt, ihm einen guten Morgen wünschte, und sich nach seinem Befinden erkundigte, worauf ihm der Connetable ganz gewappnet, das Haupt ausgenommen, antwortete: „Wohl, mein Herr; sehn Sie da die wahre Arzney, die mich kurirt hat, die Schlacht, die sich darbietet und zur Ehre Gottes und unsers Königs geliefert werden soll." In der That

schöne Worte, eines tapfern Feldherrn würdig, die auch durch die That bestärkt wurden.

Einige Monate darauf wurde der Herr von Guise ermordet, die Friedensunterhandlungen nahmen ihren Anfang und wurden betrieben. Da darf man denn glauben, daß er seinem Neffen und der Frau Prinzessinn, seiner Nichte, seinem Neffen dem Herrn d'Andelot (denn der Herr Admiral war nicht dabey) und andern, welche die Unterhandlung zu führen hatten, gar ernstlich anlag. Da er sie äußerst unbillig in ihren Forderungen sah, so redete er ihnen so sehr zu, daß sie sich endlich billig finden ließen. Er fuhr sie sehr an, wie er denn überhaupt einer der größten Anschnarcher war, und gar sehr zu poltern und anzufahren pflegte.

Hievon will ich als Beyspiel ein kleines Geschichtchen erzählen. Als einst bey der Belagerung von Rouen die Königinn nach dem Fort Sanct Katharina gieng, und ihre Hoffräuleins bey sich hatte, begegnete der Herr Connetable, nachdem er ein Wort mit ihr gesprochen und Abschied von ihr genommen hatte, dem Fräulein von Limeul, einer der schönsten und geistreichsten Damen am Hof, welche ebenfalls gern plauderte und witzig war. Er ritt zu ihr hin, begrüßte sie um mit ihr zu kosen, nannte sie seine Gebieterinn und hätte sich gar zu gern mit ihr eingelassen. Denn der wackre Mann war kein Feind von einem Paar schönen Augen oder von der Liebe, es sey in Worten oder Werken; denn er hatte in seiner Jugendzeit gar wacker mitgemacht, wovon ich aber hier nicht reden will.

Fräulein von Limeul, welche just diesen Tag nicht gut bey Laune war, machte nicht viel Umstände mit ihm; denn sie trug die Nase sehr hoch, wenn sie wollte. Sie war

war also ganz kurz und ließ den Herrn Connetable gar sehr absahren, so daß er endlich zu ihr sagte: Nu, Nu, meine Gebieterinn, ich will mich trollen; denn Sie sind sehr kurz angebunden, wie ich sehe. Sie antwortete ihm: dieß geschieht Ihnen gar recht, daß Sie endlich einmahl auf eine Person stoßen, welche Sie anschnarcht, da Sie selbst die löbliche Gewohnheit haben, ebenfalls alle Welt anzuschnarchen.

Gut, gut, sagte er, leben Sie wohl meine Gebieterinn, ich will ja gehen; denn Sie haben mir mein Theil tüchtig abgegeben.

In der That war er ein großer Anschnarcher. Ihm ließ dieß indessen noch gut; denn er hatte so viel gesehen, gethan und beachtet, daß, wenn er Fehler machen sah, oder man vor ihm sich verlief, er es aus guten Gründen gar sehr zu rügen wußte. Ha, wie striegelte er euch die Herrn Kapitains groß und klein, wenn sie etwas im Dienst versahen, und noch naseweis seyn und recht haben wollten. Warlich er gab ihnen derbe Brocken zu verschlucken; und nicht nur ihnen, sondern auch allen Arten von Ständen, wie den Herrn Präsidenten, Räthen und andern Justizbeamten, wenn sie einmahl so einen Schnitzer gemacht hatten. Der geringste Titel, womit er sie beehrte, war Esel, Kälber, Narren; und, sie wollten immer so superklug seyn, und seyen doch nur eitel Dummköpfe. Wenn daher einer nicht sehr sattelfest war, so zitterte er gewiß vor ihm, wie Espenlaub und waren oft so verduzt, daß sie nicht wußten, was sie antworten sollten. So ließ er sie denn mit ihren Ehrentiteln abziehen.

Ich habe mir ein Geschichtchen erzählen lassen, daß einmahl ein Präsident, dem man seine Herkunft

überlaut anroch, zu ihm kam, um mit ihm in Amtssachen zu reden. Weil es sehr heiß war, hatte der Connetable seine Mütze abgenommen, und war barhäuptig. Indem jener zu ihm trat, sagte er zu ihm: „Nun so lassen Sie hören, Herr Präsident, was Sie mir sagen wollen und bedecken Sie sich;“ und dieß wiederholte er einigemahl.

Der Präsident in der Meynung, daß er sich seinetwegen nicht bedecke, gab zur Antwort: „In der That ich werde mich nicht bedecken, wenn der Herr Connetable es nicht zuerst thun.“

„Sie sind ein Narr, Herr Präsident, sagte der Connetable: was zum Teufel glauben Sie denn, daß ich mich Ihrentwegen nicht bedecke? Ich thue das meiner Commodität wegen, guter Freund, und weil ich vor Hitze fast verbrenne. Sie thun ja meiner Seele da, als säßen Sie auf ihrem Präsidentenstuhl, bedecken Sie sich, wenn Sie wollen; und reden Sie.“

Der Herr Präsident war so verblüft, daß er nur halb sagte, was er hatte sagen wollen und auch dieß nur stammelnd. „Sagt ichs nicht, Herr Präsident? sagte der Herr Connetable abermahls, Sie sind ein Narr. Gehen Sie und lernen Sie Ihre Lection erst und dann kommen Sie morgen wieder her.“

Diese großen Herrn Senatoren machen bisweilen wohl auch ihre Schnitzer so gut als die kleinen, wie die, die ich jetzt anführen will.

Als nach dem kürzlich mit dem König geschlossenen Frieden das Parlament, das sich geflüchtet und nach Castelnaudary begeben hatte, um da die Gerechtigkeit zu verwalten, wieder nach Toulouse zurück mußte, begegnete der Herr Herzog, der an eben diesem

Tag

Tag von ungefehr oder absichtlich auf diesem Weg auf die Jagd geritten war, diesen sämmtlichen Herrn bey ihrem Einzug. Da er sie so daher kommen sah, spornte er sein Roß, um sie einzuholen.

Nachdem er sie erreicht hatte, gesellte er sich zu dem ersten Herrn Präsidenten und begleitete ihn im Gespräch eine kurze Strecke Wegs, ohne darauf zu achten, auf welcher Seite er gienge, oder vielleicht that er es auch absichtlich. Der damalige erste Präsident sagte hierauf zu ihm: „Gnädiger Herr, nehmen Sie Ihren Rang ein." Der Herr Herzog von Joyeuse, der, wie er auch durch die That bewies, ein sehr einsichtsvoller Herr war, gab ihm sehr verständig zur Antwort: „Herr Präsident, ich habe keinen Rang, wenn ich auf dem Feld bin."

Er unterhielt sich hierauf noch eine Zeitlang über andre Gegenstände mit ihm, und nachdem er noch eine Strecke mit ihm geritten war, schied er von ihm und sagte weiter nichts zu ihm, als: „Adjeu, Herr Präsident; ermangeln Sie nicht gehörigen Orts Ihren Rang einzunehmen und zu wahren." Damit gab er seinem Pferd die Sporn und folgte seiner Jagd und ließ den Herrn Präsidenten mit seinem Gefolge stehen.

Ich habe diesen Fürwitz des Herrn Präsidenten von einigen sehr tadeln hören, daß er so eifrig war, sich um den Rang des Herrn Herzogs von Joyeuse zu bekümmern. Es hätte sich eher an einem öffentlichen Ort bey einer feyerlichen Gelegenheit oder Ceremonie, wenn sichs so traf, geschickt. Er hatte es aber auch mit einem sehr einsichtsvollen Mann zu thun, der ihm seine Antwort darnach gab und an

an einem andern Ort dem Herrn ersten Präsidenten wohl nicht Gelegenheit dazu gegeben haben würde, ihn an seinen Rang zu erinnern; denn er wußte gar zu gut, was ihm zukam, was aber dießmahl gedachter Herr Präsident nicht sonderlich verstand. Denn gar oft habe ich gesehen, wie unsre Könige und unsre große Prinzen, wenn sie über Feld gingen und uns zu sich riefen, gar keine Umstände machten, mit uns zu reden, zur rechten oder zur linken Hand, je nachdem die Breite oder die Enge des Wegs es gab, oder die Eile oder ihre Bequemlichkeit es gestatteten mit uns zu reden; wir machten dann eben so wenig Umstände, Bemerkungen oder irgend eine vorlaute Anmerkung dabey und alles warl gut und hatte weiter nichts zu sagen.

Es ist daher sehr gut alles zu wissen und noch etwas mehr, als bloße Schulwissenschaften und Rechtsgelahrtheit. Man sagt daher auch, daß sich nicht alle Weisheit der Welt unter eine viereckigte Mütze bringen lasse, wie dieß der Papst Eugenius zeigte, als er einen großen und unvergleichlichen Mann aus Griechenland, den Erzbischoff Besarion, als Legaten abschickte, um den Frieden zwischen dem König Ludwig dem Eilften und dem Herzog von Burgund zu vermitteln.

Um noch einmahl auf unsern Herrn Connetable zu kommen; wenn solche Herrn vom Bürgerstand, als Bürgermeister, Schöffen oder andre Abgeordnete von Städten, kamen, um mit ihm zu sprechen und sich einiger Fehler wegen zu entschuldigen und ihre Gründe anzuführen, so mußten diese sehr triftig und wohl gewürfelt seyn, wenn er sie nicht heruntermachen und gar weidlich ausschimpfen sollte.

Die

Die Herrn von Bourdeaux wissen ein Lied davon zu singen, aus Gelegenheit ihrer Salzsteuer. Als sie nach ihrer enormen Beleidigung hörten, daß er gegen sie anrückte, gingen sie ihm auf zwo Tagreisen weit entgegen und brachten ihm die Stadtschlüssel. „Marsch, marsch mit euern Schlüsseln, sagte er, ich frage den Teufel darnach, ich bringe ganz andre mit (seine Kanonen meinte er) die mir schon ein ander Loch aufmachen werden, als die eurigen. Alle will ich euch aufknüpfen lassen. Ich will euch lehren, euch gegen euern König zu empören und seinen Befehlshaber und Statthalter tod zu schlagen."

Er hielt auch ehrlich Wort und verhängte eine exemplarische Strafe über sie, jedoch noch lange nicht so streng, als ihr Verbrechen es verdient hätte: denn es war von solcher Beschaffenheit, daß es nicht durch einen Strom von Blut, sagte man damahls, hätte abgebüßt werden können; denn dieß will was sagen, einen Königsstatthalter ermorden, ihn einzupökeln, und ihm die Beerdigung zu verweigern.

Dieser Mord, und das Aufknüpfen des Königsstatthalters in Dauphiné, la Motte-Gondrin, unter dem Herrn von Guise bey den ersten Unruhen, waren zwey sehr schwere und barbarische Verbrechen. Daher wurden auch sehr viele an dem Herrn Connetable irre, bey dieser Bestrafung, von der man dachte, daß er sie noch mehr hätte schärfen, noch blutiger machen sollen, besonders, da er sonst ein sehr strenger Gerechtigkeits-Verwalter war.

Wenn er daher hier auch nicht alle zur Strafe zog, so darf man doch sicher glauben, daß er ihnen wenigstens durch Reden und Drohungen gar weidlich Furcht einjagte. Denn wenn er wollte, konnte

 er

er mit harten schrecklichen Drohworten um sich werfen, daß alles zitterte und bebte.

Ich erinnre mich, daß Herr Strozzy, als der König auf der Reise zur Zusammenkunft in Bayonne zu Bourdeaux war, eines Tags zu ihm kam, um ihn mit seinen Offiziers speisen zu sehen; ich war bey ihm. So bald er ihn erblickte, sagte er zu ihm: „Strozzy, Ihre Leute hatten gestern Musterung (es war die Leibwache des Königs) es sieht sich ihnen gut zu. Sie werden heute Geld erhalten, ich habe es befohlen.“

Der Herr von Strozzy sagte zu ihm: „Mein Herr Connetable, meine Leute hätten eine Bitte an Sie. Das Holz ist hier sehr theuer und sie können es bey dieser strengen Kälte gar nicht mehr erschwingen. Sie lassen Sie daher bitten, ihnen ein Fahrzeug zu überlassen, das auf dem Strand liegt; es heißt das Fahrzeug von Montreal und taugt nichts mehr, sie möchten es daher gern in Stücken schlagen, um sich damit zu wärmen.

Gut, sagte der Herr Connetable, sie sollens haben; sie sollen sogleich hin und ihre Troßjungen mitnehmen und es in hundert tausend Stücken schmeissen und sich baß damit wärmen.

Zufälligerweise waren einige Geschworne von der Stadt und Räthe vom Parlament, die ihn speisen sahen, anwesend. Diese wollten ihm vorstellen, daß dieß nicht wohl anginge und großer Schaden sey, wenn dieß schöne Fahrzeug von drey hundert Tonnen, das noch See halten könnte, zerschlagen werden sollte.

„Und wer, zum Teufel, seyd denn ihr, fuhr er sie an, ihr Herrn Dummköpfe, daß ihr mir sagen wollt,

wollt, was ich zu thun habe und mir mit Gegenvorstellungen kommt? Ihr seyd tüchtige Kälber, daß ihr so frech seyd, euch drein zu mischen. Ich thäte am besten, ich schickte den Augenblick hin und ließe statt des alten Wracks eure Häuser zu Brennholz zusammenhämmern."

Wer ganz verblüft da stand und das Maul aufsperrte, das waren meine Herrn Geschwornen und Räthe, welche alle vor Scham bis über die Ohren roth wurden. Das Fahrzeug wurde in einem Nachmittag klein gemacht, so daß man Soldaten und Troßjungen noch nie so emsig über eine Arbeit her sah, als hier.

Ich könnte, wenn ich wollte noch eine Menge solcher Geschichten erzählen, wo er die Leute anfuhr, was er jedoch nie anders als mit Grund und ganz zu rechter Zeit that. Er erlaubte sich dieß gar nicht gegen Personen von der Geistlichkeit; denn diese ehrte er sehr, wiewohl er ihnen bisweilen ziemlich rauhe Vorstellungen machte, wenn er Fehler von ihnen wußte. Eben so hielt er es gegen den Adel, dem er übrigens sehr gebietrisch befahl.

Wollte Gott er wäre noch im Leben und wir hätten noch einen solchen eben so würdigen Censor wie er war, um alle Stände unsers Frankreichs zu censiren, das ganz rein verdorben ist; und wollte Gott es wäre noch ein Kanzler l'Hospital unter uns, von dem ich wohl sagen mag, daß er der größte, der gelehrteste, der würdigste und der umfassenste Kanzler war, der je in Frankreich gesehen worden ist.

Digression

den

Kanzler von l'Hospital

betreffend.

Dieß war ein anderer Cato Censorius, dieser Kanzler, der die verderbte Welt gar sehr censiren und zu corrigiren wußte.

Er hatte auch ganz das Ansehen dazu mit seinem großen Silberbart, seinem blassen Gesicht, seinem gravitätischen Benehmen und Aussehen. Wenn man ihn sah, hätte man sagen mögen, er sey das leibhafte Ebenbild von Sanct Hieronymus: auch sagten dieß mehrere am Hof.

Alle Stände fürchteten ihn, besonders aber die Herrn von der Justiz, deren Chef er war; wenn er sie über ihren Lebenswandel, über Amtssachen, über ihre Fähigkeiten, über ihre Wissenschaften examinirte, fürchteten ihn alle, wie die Schüler ihren Schulmeister, besonders die, welche in Stellen und Gehalt rücken wollten. Man glaube nur, er arbeitete sie weidlich zusammen, wenn sie nicht würdig und fähig waren.

Ich erinnre mich, daß ich einst zu Moulins den Herrn Strozzy (denn er liebte ihn sehr) gebeten hatte, mit

mit ihm in einigen meiner Angelegenheiten zu reden, daß er mir solche beschleunigen möchte. Er behielt uns beym Mittagsessen, wo wir sehr gut speisten, bloß Gesottenes (denn dieß war sein gewöhnliches zu Mittag). Wir waren bloß unser vier bey Tisch auf seinem Zimmer, und es fielen vor dem Essen lauter angenehme Gespräche, vortreffliche Reden und herrliche Sentenzen, die aus dem Mund dieses großen Mannes kamen; mit unter auch hier und da einige Scherze zum Lachen.

Nach Tische sagte man ihm, es sey ein neuer Präsident und ein neuer Rath außen, welche von ihm in die Posten, die sie erhalten hatten, aufgenommen zu werden wünschten. Sogleich ließ er sie vor sich kommen, ohne sich von seinem Stuhl zu verrücken. Die andern zitterten wie das Blatt im Winde.

Er ließ ein großes Corpus Juris auf den Tisch bringen, schlug es selbst auf und zeigte ihnen einem nach dem andern ein Gesez, das sie auslegen sollten, indem er ihnen verschiedene Fragen, Zweifel und Einwürfe darüber vorlegte. Sie antworteten ihm so ungeschickt und mit so großer Bestürzung, daß sie nichts als stotterten und nicht wußten, was sie sagen sollten, so daß er endlich genöthigt war, ihnen einen derben Verweis zu geben und ihnen dann zu sagen: sie seyen ganz entsetzliche Esel, und ungeachtet sie schon nahe an die fünfzig seyen, sollten sie immerhin noch einmahl in die Schule gehen und wieder von vorn anfangen.

Wir beyde, der Herr von Strozzy und ich, waren nahe beym Feuer und sahen, was sie für gräßliche Gesichter schnitten, verzerrter als ein armer Teufel, den man nach den Galgen führt. Wir lachten uns recht herzlich satt darüber in den Kamin.

So

So schickte der Herr Kanzler sie wieder zurück, ohne ihren Eyd anzunehmen und sagte ihnen, er würde dem König ihre Unwissenheit vorstellen und ihn bitten, andre an ihre Stelle zu ernennen.

So bald sie aus der Thüre waren, wendete sich der Heer Kanzler gegen uns und sagte: Nun das sind doch ein paar tüchtige Esel. Der König hat schwere Verantwortung, wenn er solche Leute bey seiner Gerechtigkeitspflege anstellt.

Der Herr von Strozzy und ich sagten zu ihm: Vielleicht, Herr Kanzler, haben Sie ihnen zu harte Nüsse aufzuknacken gegeben und mehr verlangt, als von ihnen zu erwarten und zu fodern ist. Da fieng er aber an herzlich zu lachen und sagte: „Ihr Wort in Ehren, meine Herrn, es sind nichts als ganz triviale Dinge, die sie wissen müssen."

So übel waren also die Ignoranten bey diesem großen Kanzler daran; eben so kamen bey ihm diejenigen weg, welche schlechte Streiche machten. Ich erinnre mich hievon folgender Geschichte.

Auf eben der Reise nach Bayonne und in eben der Stadt Bourdeaux war der Marquis von Trans vorgeladen, persönlich vor dem geheimen Rath zu erscheinen, wo er auch wirklich erschien, auf die Versicherung des Herrn von Fyzes, der nachher unter dem Nahmen eines Herrn von Sauve geheimer Sekretair wurde. Dieser hatte hier von der Königinn Mutter das Versprechen erhalten, daß ihm ausser der Furcht kein Leid wiederfahren sollte, wogegen er, wenn er contumazirt worden wäre, große Gefahr lief.

Als er vor dem Herrn Kanzler war und dieser ihm seine Jugendstreiche, seine Thorheiten, seinen Leicht-

Leichtsinn und seine gefährlichen und muthwilligen Streiche vorhalten wollte, die er gewöhnlich beging, und von denen er ihm einige besonders herzählte, so fängt dieser an zu lachen. „Wie! sagte der Kanzler, Sie lachen noch, statt traurig zu werden und Reue über ihre Thorheiten in Ihrem Gesicht zu zeigen? Hüten Sie sich, dieß will ich Ihnen gesagt haben, daß ich Ihnen mit Ihrem Gelächter und mit Ihren Pickelheringsstreichen nicht den Kopf vor die Füße legen lasse, so bald ich Ihnen das Todesurtheil darüber ausgefertigt habe. Danken Sie es nur immerhin der Königinn und dem Herrn von Fyzes; denn sonst sollte dieß gleich auf der Stelle geschehen; und noch weiß ich nicht recht, ob ich mich nicht noch jetzt dazu entschliessen werde."

Wer staunte und zitterte, das war mein Herr Marquis. Das Lachen verging ihm gar mächtig, wie wir hernach erfuhren: und ich glaube, sein Handel würde sehr schlimm abgelaufen seyn, wenn der Herr von Fyzes nicht sein bestes gethan hätte, der, weil er einst bey dem Herrn Siegelbewahrer Bertrandi gestanden hatte, sich der seinigen, annahm, wie zum Beyspiel der Frau Marquise von Trans, die dessen Tochter war. Deswegen verwendete er sich auch bey der Königinn für gedachten Marquis.

Es war mit diesem großen Richter und strengen Senator gar nicht zu scherzen. Indessen war er doch bisweilen gelind, wo er Grund dazu vor sich sah. Ich erinnre mich zum Beispiel, daß einmahl ein Kanzley-Sekretair, Mornat, welcher bey dem Herrn von Lansac im Dienst gestanden hatte, anfing falsche Siegel nachzumachen: so daß, wer etwas zu siegeln hatte, wenn die Sache noch so schwierig war,

und

und der Herr Kanzler das Siegeln verweigerte, sich damit an den Sekretair wendete, und mittelst einer guten Summe Geldes die Ausfertigung darüber erhielt. Der Mensch trieb dieß Gewerbe so gut, daß er nebst einem seiner Gesellen in ganz kurzer Zeit zehn bis zwölf tausend Thaler damit gewann. Dieser letzte, der nicht fein genug war, wurde erwischt und sogleich aufgeknüpft, dem Mornat ging es nahe daran vorbey, er rettete sich aber doch noch nach Teutschland und entkam glücklich und wurde von der Zeit an nichts wieder von ihm gesehen.

Ein Cavalier, den ich kenne, ein wackrer Mann, hatte eine Ausfertigung, welche erst von dem Herrn Kanzler besiegelt werden mußte. Da ihm dieß abgeschlagen wurde und er zweymahl mit seinem Gesuch durchgefallen war, kam er unvermuthet damit an Mornat, der sie ihm für hundert harte Thaler sogleich mit seinen Siegeln besiegelte; die Sache war übrigens nicht von besondrer Wichtigkeit.

Nach sechs Monaten mußte eben dieser Cavalier eine zweyte Jussion vom Herrn Kanzler haben. Als nun dieser die erste sah, erinnerte er sich und bemerkte, daß er diese nie besiegelt hatte. Er befragte daher ganz im Vertrauen den Cavalier, wer ihm denn diese Schrift hätte ausfertigen lassen?

Dieser antwortete, Mornat habe sie ihm so für hundert Thaler eingehändigt. Der Herr Kanzler sagte darauf: „dieß war also der zweyte Reichskanzler, von dem Sie Ihre Ausfertigung haben. Ich will Ihnen weiter keine Ungelegenheit erregen und Sie nicht darüber in Anspruch nehmen, aber, daß weiter nicht davon gesprochen wird!“ —

Der

Der andre wollte repliciren: „Herr Kanzler, was kann denn ich dafür, da jener sagte, er sey von der Kanzley und mir versprach mich abzufertigen? Ich wendete mich an den ersten Besten, der mir die Ausfertigung meiner Sache versprach."

„Reden wir nicht weiter davon," versetzte der Kanzler; denn wenn ich wollte, so könnten Sie große Ungelegenheit davon haben. Lassen Sie sich aber nicht wieder so finden." So verwies er diesem Cavalier auf eine gelinde Art seine Unvorsichtigkeit und dieß Beyspiel beweist, daß dieser große Censor nicht so ganz streng war, daß er sich nicht auch bisweilen gemäßigt hätte.

Er war aber auch so vollkommen in den Humanioren, daß er gar wohl Humanität vorwalten zu lassen wußte, wo es nöthig war und wo er einsah, daß die Personen es verdienten. Es milderten also diese sanftern Wissenschaften seine Strenge in der Gerechtigkeit um gar vieles.

Er war ein großer und sehr beredter Redner, ein großer Historiker und vorzüglich ein ganz göttlicher lateinischer Dichter, wovon mehrere seiner Werke unverkennbare Beweise sind.

Wollte Gott, er lebte noch, er und jener große Herr Connetable, um uns zu Censoren zu dienen, wie wir sie nöthig haben. Sie waren traun ganz andre Leute, als ein Cato, jener römische Censor, der überall zu tadeln fand alles censurirte und reformiren wollte, wovon aber der Grund bey ihm mehr in einer gewissen eigensinnigen und mürrischen Laune, in einer rauhen und harten Tadelsucht lag, als in einem bescheidenen und einsichtsvollen Bestreben eine wahre Besserung zu bewirken. Dieß leztere

war

war der Fall bey dem Herrn Connetable und dem Herrn Kanzler zu ihrer Zeit, welche von Natur und durch Erfahrung so weise waren, nicht strenge, außer zu rechter Zeit und am rechten Ort, billig wenn es seyn mußte, nicht verdrüßlich und mürrisch noch Feinde von angenehmen Unterhaltungen zu seyn. Sie nahmen Raison an, waren nicht störrisch noch phantastisch, wie jener Cato, der bey seinen so rauhen Sitten und barbarischen Redensarten nicht für uns Franzosen so getaugt hätte, wie jene beyden großen Männer für uns taugten, die durch eine Reihe von Jahren und lange Erfahrungen gebildet worden, und nicht wie einige heutige Neulinge waren, die sie nachahmen wollen und doch erst von eilf Uhr bis Mittag dabey sind.

Der Herr Kanzler wurde dannoch von mehrern gehaßt und dieß zwar bloß deswegen, weil er politisch und gemäßigt und nicht hitzig und leidenschaftlich war.

Ich erinnre mich, daß als der Herr Kardinal von Lothringen vom Tridentinischen Concilium nach Fontainebleau zurückkam, er dem König und der Königinn gar sehr darum anlag, es in Frankreich publiciren zu lassen, worüber denn im Staatsrath in Gegenwart Ihrer Majestäten viel debattirt wurde. Der Herr Kanzler sprach sehr stark und entschlossen dagegen und widersetzte sich dem Antrag aus allen Kräften, indem er anführte, „es sey durchaus gegen die Gerechtsame und Freyheiten der Gallikanischen Kirche, die man nicht im mindesten verkümmern lassen dürfe, sondern vielmehr bis auf den letzten Blutstropfen aller Franzosen behaupten und verfechten müsse. Die vorigen Könige hätten ohnehin gar zu unachtsam ein Vorzugsrecht verlohren gehen lassen, das sie nie-

niemahls hätten fahren lassen sollen, nähmlich das Recht die Päpste zu wählen und einzusetzen, das sie sich nach Gerechtigkeit und Billigkeit erworben hatten, da sie die Päpste wieder in ihren Sitz eingesetzt hatten, woran ohne sie nie zu denken gewesen wäre. Und daran wäre kein Mensch Schuld, als solche zuredende Rathgeber, wie die, welche jetzt so angelegentlich auf die Publication dieses Conciliums antrügen.

Er führte hierauf an: da man so eben erst von einem Krieg herkomme, den Frieden theuer genug erkauft und den Krieg mit großem Aufwand von Frankreich nicht nur an Geld, sondern vorzüglich an Blut so vieler braven und tapfern Franzosen und selbst seines Herrn Bruders geführt habe, so sey es ganz und gar nicht rathsam, daß der König sich dieses saubern Conciliums wegen abermahls einen neuen Krieg auf den Hals ziehe; man müsse sich daher schlechterdings nicht damit einlassen; wenn die, welche jetzt so angelegentlich dazu riethen, eben so gut mit ins Feuer müßten wie die andern, so würden sie eine ganz andre Sprache führen und weit eher auf Erhaltung des Friedens, als auf Veranlassung neuer Händel bedacht seyn.

Der Herr Kardinal nahm das Wort, und erwiederte ganz entrüstet: „nicht er sey es, der den Krieg wolle, oder ihn je unterzeichnet habe, wie der Herr Kanzler, der das seine Jänner-Edikt unterzeichnet und gesiegelt und publicirt habe, das an allem Unheil und denen darüber in Frankreich ausgebrochenen Kriegen Schuld sey.

Kurz beyde kamen darüber vor Ihren Majestäten hart aneinander; es gieng bis zu Schimpfreden und

Vorwürfen, so daß endlich Ihre Majestäten sich genöthigt sahen, sich darein zu legen, und ihnen Stillschweigen zu gebieten. Dies war aber: wie man in den Wald schreyt, schallts wieder heraus. Ich war damahls bey Hof zu Fontainebleau, und wir erfuhren es sogleich brühwarm.

Kurz, der Herr Kanzler drang durch; sein Rath wurde gut befunden und angenommen. Von der Zeit an standen sie nie gut miteinander. Es wurde ihm auch gar fein nachgetragen und heimgegeben, als man ihm die Siegel abnahm, die er sehr gern und frey abgab. Er sagte dabey: er tauge ohnehin nicht mehr für die Welthändel, die zu sehr im Argen lägen, und begab sich hierauf ganz ruhig nach seinem Gut bey Etampes. Uebrigens hatte er sich schlecht auf seinem Posten bereichert, den er zwölf bis dreyzehn Jahre bekleidet hatte, ohne je Tiranneien oder Erpressungen auszuüben, wie wohl andre sonst gethan haben.

Er befand sich just zu Haus, als das Pariser Blutbad erfolgte. Als er davon hörte, sagte er: „Ein gar schlimmer Rath! Ich weiß nicht, wer ihn gegeben hat, allein ich fürchte, ich fürchte, Frankreich wird es schwer büßen müssen!" — Als seine Freunde ihm sagten, er möchte sich vorsehen, gab er zur Antwort: „nichts, nichts, es geschehe was Gott verfügt, wenn meine Stunde gekommen ist."

Am folgenden Tag sagte man ihm: man sehe eine Menge Pferde auf dem Weg, welche gerade daher zögen; ob er nicht wollte, daß man Feuer auf sie geben und ihnen das Thor verschließen sollte? „Nein, nein, sagte er, wenn die kleine Pforte nicht groß genug ist, um sie herein zu lassen, so macht ihnen die große auf." —

Es

Es ist ausser Zweifel, daß dieß bestellte Leute waren, um ihm einen üblen Possen zu spielen. Allein seine Diener machten, ungeachtet seines Befehls die Thore fest zu und einige standen darauf; es kamen noch einige Pferde, wovon man dem Herrn Kanzler Nachricht gab, der, ohne eine Miene zu verändern, noch eine andre Sprache zu führen, als zuvor, gleiche Standhaftigkeit bewies, dem Tod unter die Augen zu treten. Es fand sich aber endlich, daß diese leztern die Nachricht brachten, sein Tod sey nicht beschlossen, sondern ihm das Leben geschenkt.

Er antwortete trocken: er glaube nicht, je verdient zu haben, weder daß man ihm das Leben schenke, noch daß man seinen Tod beschleunige.

So erzählte dieß ein rechtschaffner Mann, einer von den Freunden des Kanzlers, dem Herrn von Strozzy und mir bey der Belagerung von la Rochelle; denn wir beyde befanden uns nicht bey jenem Blutbad. Ich hätte auch nicht dabey seyn mögen und wenn ich zehntausend Thaler dabey zu verdienen gewußt hätte, so wie mehrere meiner Kameraden.

Wir waren zu Brouage um uns zur See einzuschiffen und eine Reise zu machen, als ohngefähr nach einem Jahr und drüber, glaube ich, dieser große Kanzler starb, sehr hintangesezt, und doch der würdigste, der jemahls diesen Posten bekleidete.

Ich habe zu der Zeit eine Vergleichung zwischen ihm und Thomas Morus anstellen hören, einem Kanzler von England, ebenfalls dem größten, der je in jenem Lande war, ausser daß der eine sehr katholisch war, der andre aber für einen Hugenotten gehalten wurde, ungeachtet er in die Messe ging. Man pflegte aber bey Hof zu sagen: Gott bewahre uns vor der Messe des Herrn von Hospital.

Was man übrigens auch davon halten mag, so war er doch auf alle Fälle in jeder Rücksicht ein großer Mann und ein Mann von vorzüglicher Rechtschaffenheit und Ehre.

Ich muß doch hier von ihm einen Aufsatz beybringen, den ich mit großer Mühe von einem meiner Freunde erhielt, und woraus man einen Theil seines wirklich schönen Lebens, die nicht gemeine Form seines Testaments und seine Fassung zum Tode ersehen kann.

„Michael von l'Hospital, Kanzler von Frankreich, machte in seinem acht und sechszigsten Jahr sein Testament folgender Weise:"

Testament
des
Herrn von l'Hospital,
Kanzlers von Frankreich.

Ich war jederzeit ungewiß über mein Alter, weil meine Freunde sagten, sie hätten meinen Vater verschieden davon sprechen hören; bald sagte er, ich sey gebohren, ehe der Krieg gegen die Genueser ausbrach, bald behauptete er, ich sey gebohren als dieser Krieg durch den hochseeligen König Ludwig XII. beygelegt wurde.

Mein Vater befand sich dabey, indem er bey dem Herzog von Bourbon als Leibarzt stand, der sich seiner

seiner bald mehr wie eines Raths, als wie seines Arztes bediente, und keine noch so wichtige Angelegenheit abmachte, die er nicht erst meinem Vater mitgetheilt und dessen Rath darüber vernommen hatte. Als geraume Zeit hernach Karl von Bourbon durch den Neid aus Frankreich vertrieben aller seiner Güter beraubt wurde, und sich zu dem Kaiser Karl von Oestreich begeben hatte, folgte ihm mein Vater nach, und verließ deswegen ihm zu lieb, alle seine Kinder, Söhne und Töchter, indem er sie wegen ihrer zarten Jugend und der gefährlichen Folgen dieses Schritts nicht mit sich nehmen konnte.

Ich war damahls zu Toulouse, achtzehn Jahre alt, und wurde gerichtlich eingezogen, weil man Verdacht gegen mich faßte. Ich ward in die öffentlichen Gefängnisse gesperrt, bis man mich endlich auf ausdrücklichen Befehl des Königs wieder los ließ, weil man keine Schuld an mir gefunden hatte.

Bald darauf erfolgte jene nachtheilige und berühmte Schlacht bey Pavia, wo König Franz besiegt und kurz darauf gefangen nach Spanien abgeführt wurde. Um diese Zeit fing Bourbon an, bey den Spaniern, wegen seiner Kraft und Majestät verhaßt zu werden, und gerieth selbst bey Kaiser Karl in Verdacht, weil unsre Gesandte oft mit ihm zusammen kamen, und absichtlich mit ihm conferirten. Dieß brachte ihn zu dem Entschluß, lieber wieder nach Italien zurück zu gehen, da er seine Hoffnung auf die Hand der Schwester des Kaisers verschwunden sah.

Bey seiner Rückkunft nach Italien fand er alles verändert; denn König Franz, der sich unterdessen mit den dortigen Fürsten verbündet hatte, belagerte

Mayland. Um diese Zeit kam ich zu meinem Vater, um ihn zu besuchen. Da er sah, daß die Belagerung sich gar zu sehr in die Länge zu ziehet, und nicht wollte, daß ich meine Zeit müssig verlieren möchte, so gab er einigen Fuhrleuten den Auftrag, mich mit nach Haus zu nehmen. Mit diesen kam ich als Maulthiertreiber verkleidet aus der Stadt, ging nicht ohne große Lebensgefahr unterhalb der Stadt Asano, wo eine Besatzung lag, über den Fluß Adda. Nachdem ich diesen passirt hatte, kam ich nach Martinengo im Venetianischen Gebiet und von da nach Padua, wo von Alters her das Studium der Rechtswissenschaft florirte.

Nachdem ich mich hier sechs Jahre aufgehalten hatte, berief mein Vater mich nach Bologna und dann nach Rom, wohin der Kaiser Karl gegangen war, um sich die römische Krone aufsetzen zu lassen; denn seit dem Tod des Herzogs von Bourbon war mein Vater im Gefolge des Kaisers.

Von Bologna kam er nach Rom und von da nach Marseille, wo der Papst Clemens und der König Franz eine Zusammenkunft mit einander hatten; hier wurde auch die Vermählung Katharinens von Medicis aus der Familie des Papsts Clemens, brüderlicher Seite, mit Heinrich, dem Sohn des Königs Franz, vollzogen.

Bey meinem damahligen Aufenthalt zu Rom erhielt ich die Ehre, daß man mir die Stelle eines Richters übertrug, von denen, welche zu Rom Auditor Rotä heißen. Als ich diese auf Zureden meines Vaters wieder niederlegte, weil ihm der Kardinal Gramont die Versicherung ertheilt hatte, daß ich im Land zu größern Stellen befördert werden sollte, so

kam

kam ich dadurch um meine Aussichten auf beyden Seiten. Denn meine Stelle als Auditor wurde einem andern gegeben, und auf der andern Seite blieb ich sitzen, weil der Kardinal von Gramont starb, der mich durch die Hoffnung einer Beförderung veranlaßt hatte, zurück zu gehen.

Ich fing an, das Parlament zu Paris zu besuchen, wo ich nach drey Jahren Marie Morin heyrathete, die Tochter des Kriminal-Lieutenant Morin, die mir zur Mitgabe eine Rathsstelle im Parlament mitbrachte. Nachdem ich diese ohngefähr neun Jahre bekleidet hatte, wurde ich von König Heinrich als Gesandter nach Bologna geschickt, wohin alle Bischöffe zu einer allgemeinen Kirchenversammlung zusammenberufen waren, um die Religion zu reformiren.

Nachdem ich mich hier sechszehn ganzer Monathe aufgehalten hatte, fand ich statt der Versorgung, zu der man mir Hoffnung gemacht hatte, nichts als Erbitterung und Zäukereyen unter den Prinzen und großen Herrn, die um die Person des Königs waren; denn, wie man zu sagen pflegt, die Tugend findet auf ihrem Pfad viel Hinterlist und Hindernisse.

Unterdessen nahm die Schwester des Königs Heinrich, Margaretha, eine vortreffliche Prinzessin, sich meiner an, und begnügte sich nicht, mich aus der Gefahr gerettet zu haben, sondern stellte mich auch mit unumschränkter Gewalt in ihrem Hause an, und verschaffte mir durch ihre Güte und Gnade großen Einfluß bey dem Fürsten.

Bald darauf wurde ich als Chef und Oberaufseher der Finanzen des Königs bey seiner Rechnungskammer angestellt und in dem geheimen Rath nach dem Tod des Königs Heinrich erwählt. Hernach wurde

 ich

ich dazu ausersehen, die Schwester des Königs Margaretha meine Gebieterinn nach dem Hause ihres Gemahls Philibert zu begleiten. Hier hatte ich Gelegenheit, meine Pflicht in ihrem ganzen Umfang zu erfüllen, indem ich bey der Person meiner Durchlauchtigsten Gebieterinn war, während sie schwer krank darnieder lag.

Unter der Zeit langte eiligst ein Curier vom König Franz bey mir an, der mich als Kanzler nach Haus berief also auf den ersten und höchsten Ehrenposten, zu welchem obrigkeitliche Personen bey uns gelangen können, und der durch das Absterben des vortrefflichen Herrn Franz Olivier erledigt worden war.

Ich langte bey Hof an, sehr bestürzt und in großer Bewegung über die kriegerischen Aussichten gleich nach dem Tumult von Amboise, der nicht so wohl an sich als wegen der bald darauf erfolgten Unruhen der Partheygeister gefährlich war. Von der Zeit an hatte ich es mit jenen gleich mächtigen und verwegnen Personen zu thun, welche lieber überall mit Gewalt durchgreifen, als Vernunft und Billigkeit hören wollten [17]). Ein einleuchtendes Beyspiel davon kann die Königinn Mutter geben, die damahls in einen solchen Zustand versunken war, daß sie sich beynahe die ganze Reichsverwaltung entrissen sah. Sie beklagte sich oft deshalb gegen mich, ich konnte ihr aber kein andres Mittel angeben, als das Ansehen Seiner Majestät, mittelst dessen sie, wenn sie sich seiner geschickt bedienen wollte, leicht die Ehrsucht und die Anmassungen ihrer Gegner schwächen und in die gehörigen Schranken zurückweisen könnte.

Nun begab sichs, daß nach dem Tod seines ältern Bruders, des Königs Franz, der König Karl auf dem Thron folgte. Die Partey derer, die zur Zeit des

des Königs Franz am meisten gegolten und vermocht hatten, sank, und die Macht der Königinn Mutter stieg ungemein. Dem ungeachtet war der Neid noch immer geschäftig. Denn, von falschem Irrwahn hingerissen, zog der König von Navarra alle Herrschergewalt an sich, und legte sich den Titel eines Vormunds des jungen Königs nach den Grundgesetzen Galliens, eigenmächtig bey.

Die Königinn Mutter im Gegentheil setzte sich dagegen, und berief sich dabey auf eben die Gesetze und Gewohnheiten, zog auch noch dazu die Beyspiele von denjenigen Fällen für sich an, die man sonst in dergleichen Umständen für beweisend und entscheidend hatte gelten lassen.

Da dieser Streit vor die versammelten Stände des Reichs kam, so wurden diese durch Billigkeit — denn was kann wohl billiger seyn, als die Obsorge und Vormundschaft eines Unmündigen seiner leiblichen Mutter übertragen? — durch Billigkeit, sage ich, oder durch unser unablässiges dringendes Anhalten bewogen, und gaben der Königinn Mutter die Obsorge und Bevormundung des Königs und seiner Güter, setzten ihr aber zugleich als Gehülfen und Rath den König von Navarra bey.

Wir wähnten, durch dieß Mittel die Herzen der Prinzen wieder vereinigt und durchs ganze Reich soviel möglich Fried und Ruhe hergestellt zu haben. Allein die Faction und Ligue, welche zur Zeit des Königs Franz den Zügel der Geschäfte in Händen gehabt hatte, fand es unerträglich, daß diese izt von andern geleitet und geführt werden sollten. Sie wiegelten daher den König von Navarra und die andern Herrn am Hof auf, — die sich beschwerten, daß ihre Macht und

Ansehn durch das Ansehn einer bloßen einzigen Mutter verkümmert würden, — um unter dem Vorwand der Religion die Waffen zu ergreifen.

Hier ist nun nicht der Ort dazu, unsre Absicht, zu sagen, wie diese Dinge gewendet und gedrehet wurden und welchen Ausgang sie gewannen. Ich kann bloß versichern, daß ohnerachtet vier oder fünfmahl zu den Waffen gegriffen wurde, ich dennoch jederzeit zum Frieden rieth und Frieden predigte; indem ich des Dafürhaltens war, daß nichts so gefährlich für ein Land sey, als ein bürgerlicher Krieg und nichts vertheilhafter, als ein Frieden, unter welcher Bedingung er auch geschlossen werden möchte.

Seit dieser Zeit fingen alle diejenigen an beynahe laut meiner zu spotten, die auf nichts anders ausgingen, als auf neue Veränderungen im Gang der öffentlichen Angelegenheiten, und die ganz laut und dreist sagten, dieser Krieg könnte ohne Schwierigkeit ganz gut hinausgeführt werden.

Deswegen brachten sie den ganzen Adel, die Prinzen, Magistratspersonen und Richter gegen mich auf, berathschlagten über Krieg und Frieden ganz in geheim weil es nicht öffentlich geschehen durfte, ohne Meynung und Rath des Kanzlers darüber zu vernehmen. Sonst hätten sie es auch aus eignen Kräften ausführen müssen, ohne jemand andern darüber um Rath zu fragen, oder sie mußten die Meynung der Parlamenter darüber erwarten, wolche oft in vorkommenden Fällen Richter sind und entscheiden.

So haben wir beynahe den König und das Reich zu Grund gerichtet, indem alles sich zum Verderben des Vaterlandes wendete; und damit noch nicht zufrieden, die Kräfte des Landes zu Kampf und Aufruhr

ruhr gegen einander aufgereizt zu haben, ließen sie auch noch von außen her bis in das Herz des Reichs Fremdlinge, von ihnen herbeygerufen, eindringen, die aus verschiedenen Theilen Spaniens, Italiens und Teutschlands herzuströmten.

Ach wir haben gesehen, was ich beynahe nicht ohne Schluchzen und Thränen zu sagen vermag, daß die fremden Soldaten mit uns, unsern Collegien, und unsern Gütern ihren Spott und Frevel treiben, wenn diejenigen, die sie zuerst daran verhindern sollten, selbst die Urheber und Rädelsführer davon waren, und jedes Unheil und jede Schändlichkeit gut fanden, die in Frankreich verübt wurden.

Was mich betrift, so sah ich wohl vor Augen, daß mein Bestreben dem König und der Königinn nicht zum Wohlgefallen gereichte, da der König so im Gedränge war, daß er gar keine Macht mehr besaß, ja daß er nicht einmahl mehr zu sagen wagte, was er davon dachte: und eben weil ich dieß sah, so überlegte ich mir, daß es weit anständiger und nützlicher für mich wäre, der Noth des gemeinen Wesens und den neuen Beherrschern desselben freywillig zu weichen, als mit solchen Personen mich in einen ungleichen Kampf einlassen, neben denen ich unmöglich länger bestehen konnte.

Ich räumte also der Macht des Stärkern das Feld, und entfernte mich mit meiner Gattinn, meinen Kindern und meiner Familie aufs Land. Ich bat den König und die Königinn bey meiner Abreise nur um das einzige: da sie beschlossen hätten, den Frieden zu brechen, und diejenigen mit der Schärfe des Kriegs zu verfolgen, mit denen sie kurz zuvor den Frieden verhandelt hätten, und da sie mich eben deswegen vom

Hof

Hof entfernten, weil sie gehört hätten, daß ich gegen ihr Unternehmen und damit unzufrieden sey; so bäte ich sie doch, daß sie, wenn sie auch meinen Rath nicht anzunehmen geruhen wollten, doch wenigstens einige Zeit darauf, wenn sie den Wunsch ihres Herzens befriedigt und ihren Durst nach dem Blut ihrer Unterthanen gesättigt hätten, die erste Gelegenheit, die sich zum Frieden darböte, mit beyden Armen ergreifen möchten, ehe die Sache noch zu einem unheilbaren Verderben ausschlüge; denn, was auch hinter diesem Krieg stecke, so könne er doch nicht anders, als für den König und das Königreich höchst verderblich seyn.

Nachdem ich diese Vorstellung vor meiner Abreise vom Hof vergeblich gemacht hatte, gieng ich mit der äußersten Traurigkeit weg, indem es mir schmerzlich zu Herzen gieng, daß der junge König und seine Brüder mir in einem solchen Alter und zu einer solchen Zeit entrissen worden waren, da sie unsrer Leitung und unsers Beystandes am höchsten bedurft hätten. Wenn ich ihnen weder mit meinem Rath noch mit meiner Hülfe beystehen konnte, so sehr und so lange ich es auch wünschte; so rufe ich Gott und alle Engel und Menschen zu Zeugen an, daß dieß nicht meine Schuld ist, und daß nie etwas meinem Herzen so theuer war, als das Wohl und Heil des Königs und meines Vaterlands. Was mich vorzüglich schmerzte, war dies, daß die, die mich vertrieben hatten, sich hinter den Deckmantel der Religion versteckten, während ihnen selbst Erbarmen und Religion fremd waren, und während ich versichern kann, daß nichts sie mächtiger zu diesem Schritt antrieb, als der Gedanke, daß es ihnen, so lang ich meine Stelle bekleidete, unmöglich seyn würde, die Edicte des Königs zu übertreten,

ten, und sein und seiner Unterthanen Vermögen zu plündern.

Uebrigens sind es beynahe fünf Jahre, daß ich hier das Leben des Laërtes lebe, ohne der Meinigen zu gedenken, so wenig als sie meiner gedenken. Ich möchte nicht gern das Andenken der Leiden auffrischen, die ich in dieser Stelle bey Hof sowohl öffentlich als im Stillen erduldete. Doch darf ich auch nicht verschweigen, daß mir von Seiten des Königs und der Königinn nichts Uebels wiederfuhr, und wenn mir auch etwas dergleichen wiederfahren ist, so ist es sicher wider ihren Willen geschehen.

Gegenwärtig da ich mich außer einer ganzen Menge andrer seit sechs Monathen erduldeter Krankheiten von der unheilbaren Krankheit, Alter genannt, hart mitgenommen sehe, habe ich erwogen, daß es Zeit sey, meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, wie dies unter den Menschen so üblich ist, und Einrichtungen zu machen, welche ich von meinen Erben unverletzlich gehalten wissen wünschte, und von denen ich hoffe, daß sie solche aus rechtem guten freyen Willen ins Werk setzen sollen, mehr durch Freundschaft zu mir, als durch irgend einen Zwang des Gesetzes vermocht. Denn diese Einrichtungen weichen in nichts von den Rechten und Vorschriften der Natur ab, sind auch ihrem Nutzen und Vortheil keineswegs zuwider.

Erstlich will und ordne ich, daß all mein Gut und Erbe denjenigen zukomme, denen es vermöge der Gesetze und Gewohnheiten des Landes gehört, und mache hierinn keinem eine Satzung noch Verordnung zu seinem Nachtheil.

Ferner will ich, daß meine geliebte Frau und Ehegattinn Maria Morin das alles zum gemeinschaft-

lichen

lichen Nutzen mit sonderer Treue verwalte, und versehe mich zu ihr mit aller Zuversicht, daß sie das Vermögen nicht in Abnahme gerathen lassen, sondern vielmehr pflichtlich erhalten, und zum Nutzen der Kinder vermehren wird; weswegen ich hiermit verbiete, ihr einige Rechnung oder Rechenschaft über ihre Tutel und Curatel abzufordern, sondern will, daß alles ganz ihres Gefallens gehe und geschehe.

Ich verordne ferner, daß alles, was sie vorgenommen haben wird, von den Erben und Erbnehmen nicht nur für richtig, sondern auch für gut gehalten werden solle.

Gleicherweise will ich, daß meine Enkel, von meiner Tochter gebohren, welche von der Familie der Hurauts sind, neben ihrem Geschlechtsnahmen noch einen führen sollen, dergestallt, daß der Erstgebohrne sich Karl Huraut L'Hospital nenne, welcher beygefügte Nahme dazu dienen wird, die sehr zahlreiche Familien der Hurauts von einander zu unterscheiden; so wie solche Zunahmen überhaupt ehedem in Rom gebräuchlich wären, und man auch in Frankreich ähnliche Beyspiele davon findet.

So ist auch meine Absicht hiebey, daß meines Nahmens Gedächtniß bey dieser Familie erhalten werde, in welche ich die schönsten Stellen des gemeinen Wesens selbst das Amt eines Kanzlers mit gebracht habe; dieß soll sie, wie ich hoffe, anfeuern in die Fußstapfen ihres Großvaters zu treten, um sich dereinst zu dergleichen Ehrenstufen zu erheben.

Ich nenne und setze Magdalenen von L'Hospital zur Universalerbinn meines sämmtlichen Vermögens, und verlasse und legire kraft dieses meines letzten Willens, meinen ganzen schriftlichen und Bücher-Nachlaß mei-

meinem Enkel Michael Huraut l'Hospital, der mir mehr Anlage und Neigung zu den Wissenschaften zu haben scheint, als die andern kleinen.

Dabey will ich jedoch, daß meine Ehegattinn und Tochter mein ganzes Bücherwesen unter ihre Aufsicht und Verwahrung nehmen, auf daß niemand etwas davon entfremde, und sollen es gedachtem Michael übergeben, wenn er die Jahre erreicht haben wird; unter der Bedingung, daß meine Bibliothek zum Gebrauch derer von seiner Familie zusammt seinen Domestiquen und andrer, die im Hause aus- und eingehen, offen stehen soll.

Dagegen will ich, daß man jedem meiner Enkel fünf hundert Pfund zur Ausgleichung für ihren rechtlichen Antheil daran gebe, damit keiner sich beschweren könne, ein andrer hätte etwas vor ihm voraus bekommen und er habe um so viel nachstehen müssen.

Was die Verzeichnisse und Aufsätze von den Gold- und Silber- und Kupfer-Alterthümern und Münzen betrifft, wie auch was sonst noch dergleichen in meinem Hause befindlich ist; so sollen solche demjenigen zukommen, den meine Gattinn und Tochter dazu ernennen werden, was ich, so wie auch sonst in allen Stücken, ganz ihrem Gutdünken anheimstelle.

Ich würde mich nie erdreustet haben, die Königinn Mutter mit meinen Privatangelegenheiten zu behelligen, da mir allzu gut bewußt ist, wie sehr sie ohne dem schon mit der Sorge für so viele Staatsangelegenheiten belästigt ist, wenn sie sich nicht aus eignem gnädigen Willen erboten und mir öffentlich erklärt hätte: daß sie für mich und die meinigen so wohl zu meinen Lebzeiten als nach meinem Hinscheiden sorgen wolle; indem sie mich laut und vernehmlich versicherte,

sicherte, daß wenn sie vor mir stürbe, sie gegen alle Menschenpflicht verstoßen würde, wenn sie dem König und ihren andern Kindern nicht die Treue, Einsicht, Betriebsamkeit und den mühevollen Fleiß rühmte, die ich für ihre Angelegenheiten in ihrem noch zarten Alter bewiesen hätte, die ich auch selbst zu den stürmischsten Zeiten, bey großen und kleinen Angelegenheiten des Königs und des Reichs verwendete, was gedachte königliche Kinder wegen ihres zarten Alters noch nicht so einsehen konnten: da aber Ihre Majestät so liberal und gnädig gegen mich waren, so ist es auch billig, daß ich ihrer Liberalität und Wohlthätigkeit genieße, so weit die Vernunft es will und erlaubt.

Es genügt mir und den meinigen, daß sie uns gnädig sey, und sie und der König erzeigen uns schon große Gnade dadurch, wenn sie nicht zugeben, daß man uns einige Ungerechtigkeit zufüge, und uns schlecht und recht zu leben erlauben: wollen sie zu dieser Gnade noch etwas drüber hinzufügen, so werden wir es alles für eine besondere Wohlthat und als unverhofftes Gut erkennen.

Es kann ihnen traun nicht zur Unehre oder Tadel gereichen, ihren unterthänigen Diener mit irgend einer anständigen Belohnung begnadigt zu haben.

An Sie wende ich mich jetzt, gnädigste Frau Herzoginn Margaretha von Savoyen und bitte Sie, die Sie jederzeit mir Güter und Ehrenstellen zugewendet und mir und den meinigen in Förderung meines Glücks niemahlen entstanden sind. Ich bitte Sie also flehentlich, daß Sie die Liebe und Gnade, die Sie zu mir und den Meinigen im Leben trugen, auch nach meinem Tod gegen meine Frau und Kinder fortsetzen möch-

möchten; doch allemahl so, daß Sie sich eben so gut Ihrer Macht und Ihres Ansehens ganz nach Ihrem gnädigen Wohlgefallen bedienen, so daß Sie die Verwaltung meines Vermögens meiner Frau überlassen und einigen von meinen Domestiquen, wie es Ihnen gefallen wird.

Ich will, daß alle meine Medaillen von Kupfer, Marmorbilder und auch alle meine alten Gold-Silber- und andre Münzen unzertrennt bey meinem Hause verbleiben, der Discretion meiner Frau überlassen, so wie auch vier schöne Vasen von teutscher Arbeit und jene schöne Münze, die ich von meiner Frau Gebieterinn empfing.

Ich will, daß man zwanzig Thaler Einkommen Gottes Gabe meiner Schwester Franziska im Kloster gebe, so lange sie lebt.

Mein Schwiegersohn wird darauf sehen und Sorge tragen, daß meine Briefe über das bürgerliche Recht, die ich in meiner Jugend methodisch in Artikeln ordnete, nicht zerrissen noch verbrannt, sondern dem fähigsten meiner Enkelsöhne gegeben werden, der sie nach dem Vorbild seines Großvaters nach Gelegenheit vollenden kann.

Was mein Leichenbegängniß und Begräbniß betrifft, Dinge, welche bey Christen nicht in großer Achtung stehen; so überlasse ich es meiner Frau und meinen Hausgenossen es damit zu halten, wie sie wollen.

Ferner will ich, daß meine Diener und andre ganz nach dem Gutdenken meiner Frau belohnt werden sollen, als welche über alle mein Vermögen zu schalten und zu walten hat, und dafür angesehen werden soll.

Endlich empfehle ich euch allen, euch unter einander zu ehren und zu lieben.

„Ich habe dieß alles eigenhändig unterzeichnet, als ich mein Ende im Herrn herannahen fühlte, am dritten März, 1573."

Dieß ist der Aufsatz dieses großen Mannes, den er ganz eigenhändig schrieb. Wollte Gott, wir könnten noch andre von ihm sehen, die uns vorenthalten werden und um die es gar sehr Schade ist.

Auch nach seinem Tode konnten ihm seine Feinde den Preis nicht nehmen, daß er der größte Mann seines Standes war, der je war und seyn wird, wie ich dieß selbst von ihnen gehört habe, ohnerachtet sie ihn immer dabey verleumdeten, daß er im Herzen ein Hugenot gewesen sey.

Fortsetzung
von dem
Connetable von Montmorency.

Ich kehre jetzt wieder auf meine Hauptstraße zurück, von der ich einen längern Abstecher gemacht habe, als ich erst gedacht hatte.

Ich komme also noch einmahl auf diesen großen Connetable, der, wenn er den ersten bürgerlichen Krieg zur Ehre Gottes unternahm, mit gleich frommen Gesinnungen auch in den zweyten zog, sowohl zum Preis und Ruhm Gottes und seiner Kirche, als aus Unwillen über

über den Ueberfall bey Maux und den Schimpf, der dabey dem König angethan wurde; worüber er so entrüstet war, daß er schwur, die Hugenotten und seine Neffen und alle müßten zu Grund gerichtet werden, oder er auf dem Platz bleiben. Deswegen lieferte er ihnen die Schlacht bey Saint Denis, wozu er die Gelegenheit sehr einsichtsvoll ersah, nach seiner gewöhnlichen Vorsicht und Weisheit im Krieg. Doch dieß ist in unsern Geschichtbüchern zu lesen.

Ich will nur das einzige anführen, daß dieser große Feldherr sich bey dieser Gelegenheit nicht nur als ein einsichtsvoller General, sondern auch als ein sehr tapferer Kriegsmann bewies. Und man erwäge einmahl in welchem Alter! Er stand in seinem vier und achtzigsten Jahr, und dennoch kämpfte er, da er als derjenige, den man vorzüglich bemerkte, wütend angefallen wurde, mit außerordentlicher Tapferkeit und wehrte sich wie ein braver Mann. Er stach einen Adelichen, da wo der Harnisch zu Ende ist, mit dem Degen durch den Leib, daß er nieder stürzte. Während er dieß that, kam ein andrer her, der ihn selbst mit einem Pistol durch den Leib schoß; der Schuß drang leicht ein, da der Küraß nicht Probefest war, und dieß der Leichtigkeit wegen, weil man den alten Greis nicht mit einem schweren beladen durfte.

Er verlohr indessen den Muth nicht, warf sich augenblicklich gegen den, der ihn verwundet hatte, herum, und stieß ihn mit seinem Degengefäß ins Gesicht, so daß ihm zween Zähne davon in Hals fuhren und er lange Zeit nur Brühen kauen konnte.

Ueberdieß war er noch hartnäckig aufs Gefecht erpicht, so daß er noch an drey oder vier Orten verwundet wurde. Endlich aber schwanden nach und nach

seine Kräfte und er sank erschöpft nieder. Als er wieder zu sich selbst gekommen war und man ihn aufgehoben hatte, erkundigte er sich sogleich, ob es noch hoch am Tag sey und sagte, man müsse sich nicht damit aufhalten, sondern den Sieg hitzig verfolgen; denn er war unser.

Welch ein Herz und welcher Geist in diesem braven Greis! Er wendete sich hierauf gegen den Herrn von Sansay, einen wackern Cavalier, den er sehr liebte und sagte zu ihm: „Mein Vetter von Sansay, (denn so nannte er ihn allezeit) ich bin ein Mann des Todes; ich achte es aber für ein großes Glück, eines solchen Todes zu sterben. Ich hätte auf keinem schönern Kirchhof, als dieser ist, sterben und begraben werden können. Sagt meinem König und der Königinn, ich hätte das glücklichste Ende und den schönsten Tod in meinen Wunden gefunden, den ich so oft für ihre Väter und Ahnen gesucht hätte."

Hierauf fing er an, seine gewöhnlichen Gebete zu verrichten, indem es ganz sein Wille und Gedanke war, auf diesem Schlachtfeld zu sterben. Allein die welche um ihn waren, versicherten ihn, wie dieß gewöhnlich geschieht: daß es nichts zu bedeuten habe, und daß er unter Gottes Beystand gar wohl wieder genesen könne; es sey höchst nöthig, daß er sich von da weg und nach Paris bringen lasse, was er sehr ungern zugab, indem er immer sagte — der wackre Mann! — er wolle auf dem Schlachtfeld sterben, wie das von jeher sein Wunsch gewesen sey. Endlich wurde er aber so lange gebeten, ermahnt und gedrängt, bis er endlich zugab, daß man ihn wegbrachte.

„Nun so sey es denn, sagte er, aber nicht, als ob ich hoffte davon zu kommen. Denn ich bin ein

todter

todter Mann; sondern um den König und die Königinn noch einmahl zu sehen, Abschied von ihnen zu nehmen und ihnen durch meine Wunden und meinen Tod die Versicherung der Treue zu überbringen, die ich jederzeit für ihren Dienst gehegt habe." Dieß wußte er ihnen mit großer Standhaftigkeit zu sagen, ohnerachtet ihm dabey die Thränen in den Augen standen; auch sagte er ihnen dieselben Worte, die er dem Herrn von Sansay an sie aufgetragen hatte, und noch eine Menge anderer.

Ihre Majestäten hörten ihn mit häufigen Thränen an, so wie auch alle, die im Zimmer waren und nicht satt werden konnten, den großen Muth dieses Herrn zu loben und zu bewundern. Er verschied hierauf unter heftigen Schmerzen, aber mit einem unsterblichen Ruhm. Denn man schlage mir einmahl alle Geschichtbücher der Welt nach und nie wird man eine solche Tapferkeit, ein solches Alter und einen solchen Tod zusammen in einer Person vereint finden.

Wir glaubten bey der Armee, und so war es auch wirklich, Stuart, ein schottischer Cavalier aus einem sehr guten und großem Hause, sey derjenige, der ihm diesen Pistolenschuß beygebracht habe; denn dieser gab sich damit ab, Kugeln von solcher Zusammensetzung zu machen, daß kein Küraß so fest und probehaltig war, den sie nicht durchschlugen. Man hieß diese Kugeln, Stuarten; und er machte gewöhnlich unter seinen hugenottischen Freunden Geschenke damit.

Es bedurfte aber keiner solchen, um durch den Küraß des Herrn Connetable zu dringen; denn er waffnete sich, wie gesagt, sehr leicht wegen seines Alters und der Schwäche seines hinfälligen Körpers.

Dieser Stuart wurde nachher bey der Schlacht bey Jarnac lebendig gefangen und vor Monsieur unsern General gebracht. Der Herr Marquis von Villars, welcher gegenwärtig war, konnte sich nicht enthalten, so bald er ihn erblickte auf ihn los zu gehen: „Ha, Schurke! Du bists, der meinen Bruder den Connetable so schändlich ermordete. Du sollst mir sterben!"

Er wendete sich hierauf an Monsieur und sagte zu ihm: „Gnädigster Herr, ich bitte Sie, ich flehe Sie, geben Sie mir ihn, um der Dienste willen, die ich Ihnen je leistete, damit ich ihn augenblicklich hier vor Ihren Augen niederstoßen lasse." Monsieur schlug es ihm ab; da aber der Marquis mit Bitten gar nicht nach ließ und lang und ungestüm in ihn drang, sagte Monsieur endlich, mit abgewandtem Gesicht: „Nun gut, so sey es." —

„Ach, gnädigster Herr, schrie Stuart, Sie sind ein so edler großmüthiger Prinz, daß Sie unmöglich Ihre Augen noch Ihre schöne Seele mit einem so schändlichen Anblick beflecken wollen können." Man führte ihn aber etwas abwärts von Monsieur, jedoch nicht so weit, daß er es nicht noch wohl hören konnte, entwaffnete ihn und stach ihn mit kaltem Blut nieder.

So opferte ihn der Bruder den Manen des Bruders zum Zeichen seiner brüderlichen Liebe, in der Hoffnung, seine abgeschiedne Seele dadurch ruhiger und glücklicher zu machen. Wie einst Achilles mit Hektor, seinem Vertrauten, Patroklus, zu lieb, that in der Meinung, daß dieß ihm etwas helfen oder doch zu seiner Zufriedenheit beytragen könnte. Man sagte, daß dieser Stuart einige Jahre zuvor den Präsidenten

Minard

Minard Abends, als er von dem Parlament nach seiner Wohnung gieng, ebenfalls getödet habe, es sey nun wegen einiger Prozesse, in denen er ihm nicht nach Wunsch gesprochen hatte, oder um der Religion willen.

Dieß war so ein Cavalier, der ganz für dergleichen Streiche gemacht war: denn er war sehr eifrig reformirt und dabey sehr brav und tapfer, von gutem Anstand und Aussehen und sehr entschlossen. Er hatte sich auch in diesen Credit gesetzt und furchtbar gemacht, besonders bey dem Herrn Kardinal von Lothringen, woher das kleine Pasquill entstanden ist:

Garde-toi, cardinal, que tu ne sois traité à la Minarde, d'une Stuarde. *)

*) Sieh dich für, Kardinal, daß dirs nicht gehe wie Minard, durch eine Stuarte.

Einige waren damahls der Meynung, gedachter Stuart hätte damahls um dieser Sache wegen nicht auf solche Weise ums Leben gebracht werden sollen; denn wenn man sich im Handgemenge eines hitzigen Gefechts befindet, so überlegt man nicht erst lange, wo man hinschlägt, sondern haut zu ins Kreutz und in die Quere, es mag nun einen König, einen Prinzen oder einen Großen treffen. Jeder ist nun einmahl darum da, um tod zu schlagen, sich seiner Haut zu wehren und Ruhm zu erwerben.

Auf der andern Seite aber muß man doch auch der Freundschaft eines Bruders etwas zu gut halten und dem Blute, daß sich nicht verleugnen läßt und um Rache schreyt, es sey auf welche Art es wolle. Nur sollten solche Schritte höchstens in der ersten Hitze und nicht mit kaltem Blut gethan werden.

Es gab damahls viel darüber zu reden und fehlte nicht an Leuten, welche sagten: da er im Krieg gefangen genommen worden sey, so hätte er auch als Kriegsgefangener behandelt werden müssen; oder hätte er gar nicht gefangen genommen werden sollen.

Dem ohnerachtet hatten er und Chastelier gleiches Schicksal hierinn, was freylich der Baron d'Ingrande und Prune zur Wiedervergeltung mit ihrem Leben büßen mußten. Denn da sie in feindliche Gefangenschaft geriethen, so wiederfuhr ihnen, da man feindlicher Seits die Ermordung jener beyden vernahm, gleiches Schicksal, nach dem Kriegsrecht, welches nicht gestattet einem Feind mehr hingehen zu lassen, als man selbst thut, wenn man sich nicht etwas aus Bravade heraus nimmt; was man nachher oft zu bereuen hat. Dies haben Kriegsleute wohl zu überlegen und die Folgen zu bedenken, die daraus entstehen können.

Um nun noch einmahl auf unsern großen Connetable zu kommen, so haben wir gesehen, was für ein schönes Ende er nahm und welche schöne Gedanken er dabey äußerte, daß er endlich einmahl gefunden hätte, was er so lange gesucht habe. Daran sprach er wahr und hatte es oft und viel bewiesen. Denn außer einer Menge Gefechte und Scharmützel, deren Aufzählung und Darstellung viele Zeit und Mühe erfordern würde, hat er sich in seinem Leben in sieben großen Schlachten befunden, welche der Spanier im eigentlichen Sinn Jornadas oder Batallas nennt, worinn er auf vorzüglichen Posten commandirte und in welchen er entweder gefangen oder verwundet wurde, bis er bey der letzten endlich gar blieb, nachdem er in jeder sich ganz vorzüglichen Ruhm erworben hatte.

Die

Die erste war die Schlacht bey Ravenna, wo er wegen seiner großen Jugend noch nicht commandirte, sondern sich bloß seines Vergnügens wegen bey der Armee aufhielt und bey der Hauptfahne diente, unter der sich oft der freywillige Adel befindet und so viel oder noch mehr leistet, als die, welche obligat sind.

Die zweyte ist die Schlacht bey Marignan gegen die Schweizer, wo er (ich glaube, dieß so gehört zu haben, wo ich nicht irre) in der Qualität eines Lieutenants bey der Compagnie der Gensdarmen des Bastard von Savoyen, eines Bruders der Frau Regentinn, Oheims des Königs und nachherigen Schwiegervaters desselben diente. Ein sehr anständiger Posten für sein Alter um diese Zeit. Wenigstens, wenn er nicht daselbst commandirte, so commandirte er doch bald nachher, und commandirte er auch nicht, so hatte er doch irgend einen andern ehrenvollen Posten; denn so habe ich es gehört, wiewohl ich mich nicht mehr so ganz deutlich darauf besinne.

Die dritte Schlacht war die bey la Bicoque, wo er als Oberster bey den Schweitzern stand. Er war an der Spitze, hatte, wie sichs gehört, eine Pike in der Faust, war vom Kopf bis zum Fuß gerüstet und geharnischt, und kämpfte so tapfer und unermüdet, daß er stark dabey verwundet wurde, und unter den Todten auf dem Schlachtfeld liegen blieb.

Bey der vierten, welches die Schlacht bey Pavia war, war er durch den Tod seines Schwagers, des Herr Marschalls von Castillon, Marschall von Frankreich. Als er hier Abends von der Nachtwache auf Kundschaft ausgegangen war und am andern Morgen früh das Getöse der Schlacht vernahm, die durch Kanonen-

nonenschüsse von beyden Seiten verkündet wurde, kehrte er sogleich um, marschierte zurück und dieß in solcher Eile, daß er in dem Augenblick anlangte, als eben das große Schauspiel seinen Anfang nahm. Unverweilt stürzte er sich hier so tief ins Gedränge, daß er, nachdem er wacker um sich geworfen hatte, endlich ebenfalls gefangen genommen wurde, wie die andern.

Bey der Schlacht bey Saint-Quentin, welches die fünfte war, gerieth er ebenfalls in Gefangenschaft. Diese Schlacht wurde ihm von dem Prinzen von Piemont und dem Grafen von Egmont geliefert, nachdem er sich unter den Augen des Feindes verproviantirt hatte. Er mußte sich zurück ziehen, weil er ohngefähr fünf hundert Büchsenschützen, die er nicht im Stich lassen wollte, aus einem Paß herauszog, dessen sich der Graf Egmont bediente. Er hatte durch Verproviantirung des Platzes einen sehr schönen Coup und einen sehr schönen Rückzug gemacht; denn bisweilen haben große Feldherrn die Maxime, daß es nützlich sey, einen kleinen Posten verlohren gehen zu lassen, um eine ganze Armee zu retten.

Der Herr Connetable verlohr darüber, daß er auf seinem Rückzug überfallen wurde, die Besonnenheit nicht, denn er hatte wohl schon andre Fälle erlebt, sondern faßte wacker Fuß und wählte sein Schlachtfeld sehr einsichtsvoll. Er bot hierauf dem Feind die Spitze, schlug sich tapfer mit ihm herum und nachdem er sich wie ein Mann gehalten hatte, wurde er endlich gefangen genommen.

Man sagte sich damahls in Frankreich, er beschwere sich über einige, die ihn nicht gar zu gut unterstützt hätten, worüber sich eine große Dame am Hof damahls sehr artig folgendermaßen ausdrückte: „Man

„Man bedenke, daß er, wenn er sich von Leuten, die ihn allezeit umgaben nur im mindesten gedrängt und incommodirt sah, die Gewohnheit hatte, zu rufen: Vorgesehn, Platz da! Retirirt euch!“ [18])

Wirklich hatte er es auch in der Gewohnheit, so zu rufen, es sey nun daß er wirklich Ursache dazu hatte, oder daß es ihm nun einmahl so geläuf war, dergestalt, daß ein jeder fürchtete: er möchte eben das zu ihm sagen. Oder vielleicht sagte ers auch just damahls und man entfernte sich so weit von ihm und wagte sich so wenig ihm nahe zu kommen und um ihn zu seyn, daß er ganz im Stich gelassen und allein gefangen genommen wurde. Auf alle Fälle hatte er die größte Ehre davon, denn er hätte sich gar gut davon machen können, wenn er gewollt hätte.

Seine sechste Schlacht war die Schlacht bey Dreux, wo er, wie ich schon gesagt habe, verwundet und gefangen wurde.

Das letzte Treffen endlich lieferte er wie ebenfalls erzählt ist, bey Saint-Denis, wo er einen so ehrenvollen Tod fand.

Dieß sind die sieben Schlachten, worin er sich befand. Bey den drey letztern commandirte er als Connetable und General.

Die erste schöne Probe, die er ablegte, die erste Gelegenheit, wo er die schöne Hoffnung erregte, einst einen großen Feldherrn zu zeigen, war in der Lombardey unter dem Herrn von Lautrec. Dieser hatte Cassano sechs Wochen lang belagert. Als er Nachricht erhielt, daß von der andern Seite her starke Proviant-Zufuhren geschähen, schickte er den Herrn von Montmorency und den Ecuyer Boucard ab, um dort zu streifen, den Furagirern das Handwerk zu legen,

und

und die Mühlen abzubrechen, wenn sie dazu kommen könnten.

Boucard, welchem der Herr von Montmorency die Plänkler gegeben hatte, stieß sieben bis acht Meilen vom Lager des Herrn von Lautrec auf die Feinde, und fiel sie nachdrücklich an, denn er war brav und tapfer. Hier war es aber zu seinem Nachtheil; denn die Feinde hielten seinen Stoß aus, durchbrachen ihn und warfen ihn auf den Herrn von Montmorency zurück. Als dieser sie von ferne her in Unordnung auf der großen Straße von Mayland daher fliehen sah, warf er weislich seine Büchsenschützen auf beyde Flügel, indem die Straße breit und geräumig ist, ließ dann seine Leute rechts und links schwenken, um die Flüchtlinge durchzulassen, indem er befürchtete, sie mögten sonst seine Schlachtordnung einreissen, was auch ohne diese Vorsicht unfehlbar geschehen wäre; sobald sie durchwaren, ließ er sogleich wieder schließen, so daß die Feinde, die in gebrochnen Gliedern nachsetzten, vermittelst der Büchsenschützen überflügelt und geschlagen wurden und man den Lieutenant, den Fähndrich und den Fahnenjunker zu Gefangenen machte, nebst einer guten Anzahl von Gensdarmen des Dom Raymond von Cardonna, welcher als Vice-König zu Neapel geblieben war; eben derselbe, der bey Ravenna geschlagen wurde!

Dieß war immer ein schöner Zug von einem jungen Offizier, der hier anfing zu zeigen, daß er einst mit der Zeit ein grosser Feldherr werden würde, wie wir auch seither gesehen haben. Man darf sich daher nicht wundern, wenn jener große Kaiser Karl V. selbst ihn für einen solchen hielt.

Ich habe sagen hören, daß als er die Einnahme von Metz, Toul und Verdun, besonders aber die von

Metz

Metz erfuhr, er ihn lobte und ganz außerordentlich bewunderte, daß eine solche, so große und so volkreiche Reichsstadt ohne Schwertstreich weggenommen wurde, einzig durch eine solche Kriegslist und Verschlagenheit, die ich hier nicht beschreiben will, da sie in den Geschichtbüchern aufgezeichnet ist.

Man nannte ihn daher auch von der Zeit an den alten, weisen und feinen Nestor der Franzosen, wie der andre beym Homer der Nestor der Griechen war. Indessen war doch zwischen beyden ein sehr großer Unterschied, wenn man anders annimmt, daß es einen alten gegeben habe. Denn der Griechische war ein alter Kauz, der nicht aus seinem Zelte oder aus seiner Küche kam, sondern wie eine unbewegliche Bildsäule da saß, und nach Art eines finstern Präsidenten sein Gutachten und seine Rathschläge gleich Orakelsprüchen ertheilte.

Unser französischer Nestor hingegen ertheilte die seinigen im Krieg, auf seinem Sattel oder zu Fuß, ganz gerüstet und geharnischt, den Degen in der Faust, rührte sich selbst mit und sorgte für unversehene Kriegsereignisse nach dem eignen Anblick und nicht nach dem Hörensagen.

Was Staatsangelegenheiten betrift, so ist da ganz außer Zweifel, daß er darin mehr Einsichten besaß, als irgend einer in der ganzen Christenheit; denn er hatte unter dem König Franz beynahe dreyßig Jahre in diesem Fach gearbeitet, indem er sich diese Zeit über größtentheils in dem Fall befand, daß der König ihn damit belud.

Nachher unter der Regierung des Königs Heinrich, der sie ganz seiner Sorge überlassen hatte, ohnerachtet der Herzog von Guise und sein Bruder der Kardinal ihm dabey in etwas unter die Arme griffen,

woll-

wollte er doch alles selbst wissen und umfassen. Er präsidirte gewöhnlich bey den Staats-Raths-versammlungen und den Geschäften des Königs, wenn er nicht durch Krankheit oder andere wichtigere Geschäfte abgehalten wurde. Denn durch Lustbarkeiten ließ er sich nicht abhalten und versagte sich solche mehr, als seiner Neigung angemessen war, indem er ein großer Liebhaber von der Jagd, besonders von der Vögeljagd, war.

Alle geheimen Sekretairs ermangelten nicht, ihm täglich Rechenschaft von ihren Stellen zu geben, worunter sehr große Personen waren, wie die Herrn von Aubespine, von Bourdin, du Thier, sonst Beauregard und Marchaumont; seinen eigenen, Dardois, ein Biscayer, ungerechnet, der ein sehr geschickter Mann war und seinen Herrn so ganz in seiner Gewalt hatte, wie seit langer Zeit nicht gesehen worden ist.

Sehr oft ließ er sie unter seiner Aufsicht schreiben. Es war oft der Fall, daß er auf einmahl ihrer dreyen dictirte, und dazu er selbst, der wackre Mann, noch eigenhändig etwas dabey schrieb, was ein großer Beweis von einem scharfen Verstand und einem glücklichen Gedächtniß ist.

Er verstand sich sehr gut auf die Finanzen, denen er zu seiner Zeit sehr gut vorstand, um damit die großen Kosten zu bestreiten, die durch die Kriege und andre Gelegenheiten für den König nothwendig wurden, ohne dem Volk zur Last zu fallen, dem es damahls lauter Süßigkeit war, statt daß es nachher zu Gift wurde. Auch muß man ihm dabey zum Ruhm nachsagen, daß er bey dem großen Gouvernement, das er hatte, und bey dem großen Ansehen, in dem er in allen Fächern stand, sich nicht so sehr bereichert hat,

als

als man wohl denken sollte und als manche gethan haben, die nach ihm gekommen sind und sich so voll gepfropft haben, daß es sie, glaube ich, schwer auf der Seele drücken wird, von allen den harten Bedrückungen, die sie das arme Volk leiden ließen, Rechenschaft zu geben.

Denn, wenn der Herr Connetable auch reich starb, so ist doch sicher nicht zu leugnen, daß er von seinen Herrn, den Königen, Geschenke und Wohlthaten erhielt, die er aber auch wohl verdient und im Schweiß seines Angesichts erworben hat, durch die vielen guten Dienste, die er ihnen leistete und dadurch ihr und des Landes Wohl sehr beförderte, wäre es auch nur durch die Stadt Mez, welche von solcher Wichtigkeit ist, daß wenn die Herrn Fürsten Teutschlands eine Peruanische Goldmine hätten, wie ein König von Spanien, sie gerne viele Millionen Goldes dafür geben würden, und daß der König von Spanien selbst, wenn es feil wäre, das Geld daran wenden würde, da ihm der Platz sehr gut zu statten käme, ungeachtet er für ihn nicht von solcher Wichtigkeit ist, als für die Teutschen. Den Erwerb dieses so wichtigen Platzes hat man niemand anders zu danken, als dem Herrn Connetable, und zwar ihm ganz allein. Denn hätte er ihn nicht durch Weisheit und List einbekommen, so würde er nie erobert worden seyn; er wäre bey dem mindesten Widerstand von Seiten der Besatzung, nie in französische Hände gekommen. Dieß hat man also ihm zu danken, so wie sonst noch eine Menge andrer beträchtlicher Dienste. Es ist allgemein bekannt, daß ohne sein einsichtsvolles Benehmen im Lager bey Avignon der Kaiser ganz Provence aufgerieben haben würde. Hätten wir nicht Piemont zurückgegeben, um den Frieden damit zu erkaufen, so

wäre

wäre es noch unser, und die erste Eroberung davon hat man dem Herrn Connetable zu verdanken, durch die Erstürmung des Passes von Sousas, von welcher alles abhing.

So viele andre schöne Eroberungen und Erwerbungen und Züge hat dieser gute Greis unter seinen Königen und Herrn zu Stand gebracht, welche alle sattsam bekannt sind, ohne daß ich sie anzuführen nöthig habe. Wer noch mehr davon wissen will, kann solche sehr gut abgemahlt und dargestellt finden in einer Gallerie seines Hotel de Montmorency zu Paris.

Ich sage also und schließe, daß wenn die Könige ihm Geschenke und Wohlthaten zufließen ließen, er solche sehr gut verdient hat; so gut als ein Domestike, der seinem Herrn gut aufwartet, von diesem ausser seinen gewöhnlichen Gehalt noch sonst ein Geschenk erhält. So müssen denn auch der Billigkeit nach dergleichen Günstlinge der Könige durchgängig beschenkt und belohnt werden. Denn der Saame hiebey ist gut angewendet und trägt vielfältige Früchte; nicht aber bey denen, die sich nicht rühmen können, ihrem König auch nur den allergeringsten Dienst geleistet und ihm auch nur einen Zoll breit Landes, weder in Frankreich noch auswärts, erobert zu haben und doch von ihm so viel zogen, daß sie von armseligen dürren Wichten groß und dick und fett worden sind, so sehr, daß sie nicht wissen, was sie mit alle dem Vermögen anfangen sollen, weil sie nicht im Stand sind, es in den großen Stellen, deren sie unwürdig waren, anzuwenden; so wie wir deren einige unter der Regierung der letztern Könige, Karls des Neunten und Heinrichs des Dritten, gesehen haben.

In-

Indessen kömmt der Reichthum des Herrn Connetable nicht so ganz allein von der Freygebigkeit seiner königlichen Gebieter her, daß er nicht selbst auch schon ein ansehnliches Vermögen von seinem Herrn Vater von Montmorency geerbt haben sollte, welcher selbst schon groß und hoch gestiegen war, unter der Regierung des Königs Karl des Achten und Ludwigs des Zwölften, wie sich das an den schönen und merkwürdigen Landgütern zeigt, die ihm anfielen, wie Montmorency, Escouan, Chantilly, l'Isle-Adam, und eine Menge anderer; ausserdem daß einige Personen ihm noch ganz aus eignem Antrieb Geschenke machten, ihr Vermögen ihm zu Lieb sich entzogen, um Ehrenstellen und Würden zu erhalten, wie z. B. der Herr von Chasteaubriant, der ihm sein schönes Haus, Chasteaubriant schenkte, um den Orden zu bekommen, und andre mehr. Da dieß die Königinn nichts kostete, so konnten sie ihm hierin ja wohl zu Gefallen seyn. So vergrößerte sich dieser Herr nach und nach, und nicht plötzlich auf Kosten des Volks oder durch dessen Aussaugung, sondern so, daß er dabey arbeitete, um zu verdienen, was er erhielt.

Hierbey erinnre ich mich, einst von ihm gehört zu haben, daß sein Vater ihm bey seinem ersten Ausflug zur Armee, um das Kriegshandwerk zu lernen, nicht mehr, als fünfhundert Franken mitgab nebst guten Waffen und Pferden, und dieß in der Absicht, damit er sich behelfen lernen möchte und nicht alle Bequemlichkeiten andrer Söhne aus guten Häusern hätte, sondern wirthschaften und aus der Noth eine Tugend machen lernte. Er sagte dabey von Kindern aus guten Häusern, welche die Aeltern verderben, indem sie, wenn sie solche auf eine Reise schicken, alle ihre Sorge darauf verwenden, ihnen eine große Equipage

und alle mögliche Bequemlichkeiten mitzugeben, auf daß ja nichts daran fehle. Sie wissen hernach nicht, was es um die Welt ist und wie man leben muß; denn niemand kann je dieß recht wissen, sagte er, wer nicht sich zu behelfen gelernt hat.

Diese Lehre von diesem großen Feldherrn ist sehr gut für eine Menge junger Leute, die wir gesehen haben und noch sehen, welche um alles nicht von Haus wegreisen würden, wenn sie nicht alle mögliche Bequemlichkeiten mit schleppen könnten; so daß sie lieber zu Haus bleiben und darauf warten und zögern, solche erst zusammen zu bringen, als daß sie abreisten; und unterdessen darüber eine schöne Gelegenheit zu schönen Thaten versäumen, die so bald nicht wiederkömmt. Und doch wäre es besser, sagte der Herr Connetable, mit einer Büchse oder Pike hinaus zu gehen, als seine Pflicht vernachläßigen und so ängstlich auf seine Bequemlichkeiten bedacht zu seyn; wie ich mehrere junge Leute und zwar aus guten Häusern gesehen habe, welche nicht so viele Umstände machten, sondern gemeine Soldaten wurden, um die Welt zu sehen.

Dieser große Feldherr wußte sehr gründlich und gut zu unterhalten, wenn er bisweilen darauf kam, wie er oft und sehr gut that, sowohl an der Tafel, als nachher. Er sagte immer irgend etwas Lustiges und lachte gern. Hatte auch, so gut als andere, gern Narren, welche Spaß machten, bis auf den kleinen Narren Thony, den er vorzüglich liebte und sehr oft bey sich essen ließ, wobey er auf einem Stuhl und Schemel vor und bey ihm essen mußte, da er ihn wie einen kleinen König behandelte. Wenn die Pagen und Lakaien ihm nur das Geringste zuwider thaten, so schrie er überlaut und ließ sie oft prügeln. Dabey war

war dieser kleine Narr oft so boshaft, sich ohne Grund zu beklagen und den Bedienten Strafe zu zu ziehen, worüber er nachher recht herzlich lachte; denn man kann wohl sagen, daß nie ein so artiger, angenehmer und drollichter kleiner Narr gefunden worden seyn muß.

Er hatte erst dem Hochseligen Herrn Herzog von Orleans zugehört, der ihn von seiner Mutter in der Pikardie bey Coussy verlangte, die ihm solchen ungern überließ, weil sie ihn der Kirche und dem geistlichen Stand gewidmet habe, damit er Priester werden und für seine beyden andern Brüder beten möchte, welche beyde schon Narren waren. Einer hieß Gazau, und der andre, dessen Nahmen mir itzt nicht einfällt, gehörte dem Herrn Kardinal von Ferrara. Man bedenke hierbey nur die Unschuld dieser armen Mutter; denn der kleine Thony war noch ärgerer Narr als die andern.

Anfänglich war er ein bischen unwissend, einfältig und albern, er wurde aber durch die Schurken- Pagen- und Bedientenstreiche, Galanterien und Spitzbübereyen bey Hof, und durch die Unterweisungen seiner Lehrmeister, la Farce und Guy, in kurzem so wohl unterrichtet, dressirt, abgefeimt, distillirt und quintessentiirt, daß er ein ganz vortrefflicher Narr wurde.

Nach dem Tode des Herrn Herzogs von Orleans kam dieser Thony in den Dienst des Königs Heinrich, der ihn ausserordentlich liebte. Der Herr Connetable liebte ihn dem König zu lieb, weil dieser ihn liebte und er so ungemein viel Lust gewährte; er liebte aber auch den Herrn Connetable und nannte ihn seinen Vater, jedoch nicht allezeit; denn der Herr Connetable sagte: so sehr er dumm und Narr sey, so wisse er sich doch nach Zeit und Umständen, nach der ver-

derbten Weise des Hofs zu richten, so gut, als ein anderer Gescheider.

Wenn er jemand bey Hof in Gunst sah, so suchte er ihn und machte viel aus ihm; fiel er in Ungnade, so verließ er ihn plötzlich und ohne Umstände. Und dieß, sagte der Herr Connetable, habe er an sich selbst erfahren, als er nach dem Tod des Königs Heinrich in Ungnade fiel, daß er der feinste höfische Narr sey, den er je gesehen habe. Der wackere Mann sagte dieß mit lachendem Mund und zum Spaß. Kurz dieser Herr war überall groß, so wohl in ernsthaften als scherzhaften Dingen.

Man kann mirs übel auslegen, daß ich diese Digression vom kleinen Thony gemacht habe; indessen, man muß von Narren so gut sprechen, als von Weisen. Zudem, was ist es auch wohl für ein großes Versehen, da ja dieser große Mann selbst Vergnügen daran fand, von ihm zu sprechen, ihn zu sehen und über ihn zu lachen.

Was ließe sich nicht noch weiter von diesem großen Feldherrn sagen. Er war ein Mann von Gewissen und von Rechtschaffenheit. Er war stark in der Rechtspflege, besaß so gute Kenntniß von der Justiz, als irgend ein Parlaments-Präsident in Frankreich und hätte ihnen allen Lection darin geben können; denn er wußte sie sehr gut zu verwalten und auszutheilen.

Er war sehr politisch, sowohl im Frieden als im Krieg, haßte sehr die Räuber und Plünderer und ließ sie tüchtig abstrafen und aufknüpfen. Was hätte er erst heut zu Tage unter unsern Kriegsleuten angefangen? Sein Generalprofos hätte täglich alle Hände voll zu thun bekommen mit Aufknüpfen. Ich glaube, er

würde

würde oft an Stricken Mangel gehabt haben, um zu thun, was seines Amts war, wie ich sonst wohl gesehen habe; sonst würde er ihn selbst bestraft oder zum Teufel gejagt haben. Er ließ aber auch seine Soldaten gut bezahlen.

Er machte sehr vortreffliche militärische Verordnungen, besonders für die Gensdarmerie; wir sehen deren noch jetzt welche, und befolgten sie sehr gut vor den Unruhen dieser letztern Kriege der Ligue.

Zwey Jahre vor seinem Tode machte er eine, die sehr schön war, aber wenig befolgt wurde. Er sagte nähmlich, daß die meisten Kriegskommissarien und Gegenschreiber große Diebe seyen und die Musterungen für Geld hingehen ließen, wie mans verlange, so, daß alsdann der König, wenn er seine Compagnien brauche, solche so klein, schlecht gerüstet, unansehnlich und in so übler Verfassung fände, daß er nicht für einen Groschen Dienst oder Nutzen davon ziehen könne. Daher traf er die Einrichtung, daß in den Provinzen und Ländern, wo die Musterungen wären, von dem König durch offene Briefe einer oder zween Cavaliers von den angesehensten des Landes erwählt werden sollten, welche im Kriegswesen wohl erfahren, den Musterungen selbst beywohnten und sie in ihrem Beyseyn halten ließen, also selbst die Kommissarien dabey machten und sie controlirten, erinnerten, was sie dabey zu erinnern nöthig fänden, und alsdann ihren Bericht darüber an den König oder den Herrn Connetable einschickten; so daß also bey dieser Einrichtung der Musterungen, wobey sie nicht durch die Hände von Vettern und Gevattern liefen, wie man zu sagen pflegt, die Compagnien schön, vollzählig und ganz dienstfähig werden müßten. Dieß ge-

geschah ein bis zweymahl, und dann hatte es ein Ende. Die Verfügung war gut, wenn sie nur von Dauer gewesen wäre.

Er wollte noch andre machen, besonders ein gutes General-Reglement, allein er starb zu bald. Man darf sich nicht wundern, wenn der König ihn bey so vielen vortrefflichen Eigenschaften einzig liebte, wie er that.

So bald der König sein Vater gestorben war, schickte er nach ihm, um sich seiner zu bedienen; denn zuvor, da er nur noch Dauphin war, liebte er ihn schon sehr. Auch war ihm der Herr Connetable vorzüglich zugethan, so daß der König eifersüchtig darüber wurde, was sehr viel zu seiner Entfernung vom Hof beytrug.

Man sagt, der König habe auf seinem Todbette noch seinen Sohn gebeten, ihn nicht zurück zu berufen und sich seiner nicht zu bedienen; und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der Sohn ihm hierin sehr gern gehorcht haben würde, wenn der Herr Connetable ein Mann von geringer Bedeutung gewesen wäre, von dem er keine großen Dienste zu erwarten gehabt hätte; da er aber ein so großer Feldherr war, so war es in der That dem König zu verzeihen, wenn er ihn wieder zu sich nahm. Er befand sich auch sehr gut dabey, indem er ihm sehr wesentliche Dienste leistete.

Die von Arras in Artois waren von jeher große Schwätzer, und nannte man sie Haugineurs; sie brachten Dinge vor, die man Rebus d'Arras nennt. Als nun der Herr Connetable nach Hof zurückgekehrt war, stellten sie einen Esel vor, der hinten aufgezäumt war, und einer sagte dabey: „wer hat mir denn mein Thier so verkehrt aufgezäumt?“ der andre, der nach ihm

ihm kam und den Esel anfaßte, sagte: „Hary, Hary“ [19]). Der dummste albernste Spaß, der je erhört worden ist, der ihnen aber einige Zeit darauf bey den dort herum vorgenommenen Feuerexecutionen theuer zu stehen kam.

Der König nannte ihn jederzeit seinen Gevatter, weil er dem gegenwärtigen Herrn Connetable in der Taufe seinen Nahmen beylegte, den der jetzige König ebenfalls so nannte. Ein Beyspiel wie man große Männer wie im Kleinen nachzuahmen sucht.

Kurz, dieser Connetable war so groß und hoch berühmt, daß nicht nur der Kaiser, sondern auch alle andern Könige, Fürsten, Potentaten und Republiken in der ganzen Christenheit ihn so hoch achteten, daß sie nie einen Gesandten an den König abschickten, ohne ihm zugleich aufzutragen, auch dem Herrn Connetable in ihrem Nahmen den Besuch zu machen. Er wußte sie aber auch sehr ehrenvoll und anständig zu empfangen, auch schrieben sie nie an den König, ohne zugleich ein Schreiben an den Herrn Connetable beyzulegen.

Ja, nicht nur die großen christlichen Fürsten thaten dieß, sondern so gar Ungläubige, wie der Großherr, Sultan Solimann, der Stolz der Welt, der ihn für würdig hielt, seine Freundschaft zu suchen, ihm öfters zu schreiben, ja ihm so gar oft Präsente zu schicken, wie z. B. türkische Pferde, Hunde und besonders Vögel, vorzüglich Tunesische Falken, Geyerfalken und Stoßvögel: denn beyde waren große Liebhaber von der Vogeljagd, wie mir denn der Herr Baron de la Garde erzählte, daß der Großherr einige Monate des Jahrs sich bloß deswegen zu Adrianopel auf-

aufzuhalten pflege, um dieß Vergnügen zu genießen, weil dieser Ort vorzüglich gut dazu ist.

Barbarossa König von Algier bewarb sich ebenfalls sehr um seine Freundschaft und sogar Dragut und andre Korsaren, die ihn fürchteten und ihm aus der Barbarey immer irgend etwas Artiges zuschickten, besonders an Vögeln, wie ich deren oft ankommen sah; denn sie fürchteten ihn, weil er ein großer Feldherr und sehr zu fürchten war, wenn man einen Fehler machte und ausschweifte, besonders wenn sie es wagten, die Küsten von Frankreich unsicher zu machen.

Er wollte sich ihrer wohl bedienen und mochte sie gern leiden zum Dienst seines Königs, nicht aber um das Gestade zu plündern; denn im Grund und seiner Neigung nach war er ihnen eigentlich nicht gut, weil sie so unmenschlich mit den Christen verfuhren. Er war selbst ein wahrer Christ und liebte seine christlichen Mitbrüder.

Die Königinn Mutter beklagte ihn sehr und war sehr traurig über seinen Verlust; denn auch sie liebte ihn.

Nie aß er Freytags zu Nacht, sondern fastete. Wenn er bey Hof war, ermangelte er nicht, alle Abende der Königinn beym Soupee aufzuwarten, welche ihm sogleich einen Stuhl geben ließ, ihr Gespräch mit andern abbrach und sich bloß mit ihm unterhielt, bald laut, bald leise. Es sah sich sehr gut zu, wenn sie sich mit einander unterhielten und war angenehm zu zu hören; denn sie brachten auch oft Schnurren vor zum Lachen, worauf sie sich sehr gut verstanden, und lachten dann sie und der ganze anwesende Hof mit ihnen.

Die-

Er hatte eine sehr schöne Nachkommenschaft von seiner Frau Gemahlinn, die eine der weisesten und tugendhaftesten Damen ihrer Zeit war. So viele neue Kleidermoden aufkamen, so veränderte sie doch nie ihre altfranzösische Tracht, bestehend in einer Robe mit langen Ermeln, die ihr ein sehr stattliches Ansehen gab. Sie zeigte, daß sie aus einem guten Hause war, nähmlich eine Tochter des Herrn Renatus, eines natürlichen Sohns aus dem Hause Savoyen, königlich französischen Oberhofmarschalls, Bruders der Frau Regentinn und Oheims unsers Königs, folglich eines Cavaliers von Ehre und Verdienst, und eines sehr guten Dieners der Krone Frankreich.

Es war groß Glück und Ehre für den Herrn Connetable, diese Dame, eine so nahe Verwandte der Frau Regentinn und des Königs, zur Gemahlinn zu bekommen. Auch habe ich einen Brief aufgefunden in unserm Archiv von dem Herrn Montmorency, dem Vater, an den Herrn Seneschal von Poitou, Messire André de Vivonne meinen Großvater, der damahls zu Blois bey den königlichen Prinzen als Einer ihrer Hofmeister angestellt war.

„Mein Herr Kammerad,

„Ich wollte Sie hiemit benachrichtigen, daß gestern in dieser Stadt die Vermählung meines Sohns Montmorency mit der Tochter des Herrn Oberhofmarschalls vollzogen wurde, so wie sie bekanntlich festgesetzt war. Alles wurde mit Pracht vollzogen, besonders aber zu großer Ehre und Zufriedenheit für mich und meinen Sohn. Der König hat mir zweymahl versichert, wie er es bedaure, daß er nicht auch Sie habe zur Hochzeit bitten lassen, um uns beyde

Graubärte auf dem Ball dabey tanzen zu sehen. Ich glaube, daß Sie vergnügten Antheil an dem Glück meines Sohnes nehmen werden, wie ich ein Gleiches Ihren Kindern wünsche."

Hierauf schließt er den Brief, nach Sitte und Gewohnheit, mit seiner Empfehlung, und unterzeichnet:

Ihr

Bester und Getreuester und zu allen
Diensten bereitwilligster
Kammerad
Montmorency.

Aus dieser glücklichen Ehe sind entsprossen, die Herrn von Montmorency, d'Amville, Meru, Montberon und Toré, auch fünf Töchter, wovon vier an vier Cavaliers und Herrn von den reichsten in Guyenne, wenigstens die dort ihre Güter hatten, vermählt wurden, wie die von la Trimouille, Turenne, Vantadour und Candale; die fünfte wurde Braut in dem höchsten Hause, in dem Hause Gottes, nähmlich, Madam von Montmorency, Nonne zu St. Peter in Reims und nachher Aebtissinn; meinem Urtheil nach die schönste, ohne daß ich den andern zu nahe reden will.

Der

Der
Herr Marschall von Montmorency.

Der älteste Sohn des Herrn Connetable, der Herr Marschall von Montmorency, war ein sehr braver und tapfrer Herr. Er zeigte dieß in Therouanne, wohin er sich, um die Belagerung zu erwarten, ganz aus eignem Antrieb warf, eine schöne französische Jugend mit sich hineinführte, und sich bey allen Gelegenheiten, bey Treffen und Stürmen, tapfer zeigte, so daß er nach dem Tod des Herrn von Esse, Generalverwesers des Königs, einstimmig an dessen Stelle erwählt wurde, weil man ihn bereits derselben würdig erfunden hatte. Sie fanden auch nicht Ursache, dieß zu bereuen; denn er erfüllte die Pflichten seines Postens würdig und tapfer, und hielt sich noch zehn bis zwölf Tage, worauf er sich endlich ergeben und der Uebermacht weichen mußte, wie ich anderwärts davon rede.

Eine Menge Adelicher geriethen hierbey in Kriegsgefangenschaft, worunter der Herr von Montmorency der Vornehmste war, welcher, und zwar von Rechtswegen, dem Herrn Prinzen von Piemont als General-Lieutenant des Kaisers zufiel, der ihn sehr gut behandelte, weil er die Ehre hatte mit ihm, wegen der Bastardschaft, verwandt zu seyn. Dem ungeachtet hielt er ihn lange in Gefangenschaft, worin er jedoch seine Zeit nicht verlor; denn so wie das Unglück immer zu etwas

etwas gut ist, so fing er hier, aus Mangel an anderm Zeitvertreib und Beschäftigung, an, in Büchern zu studiren und zu lesen, die er ehmahls, wie ich oft habe sagen hören, weit verschmäht hatte, nach Art und Weise der ehmahligen Herrn und Cavaliers. Er gefiel sich dießmahl so gut bey dieser Lectüre, daß er nichts lieber that und auch großen Nutzen daraus zog; denn ausserdem, daß er schon an sich ein Mann von Geist und gründlicher Einsicht war, bildete er sich noch mehr durch diese Lectüre aus, wovon er die Früchte sein ganzes Leben hindurch zu genießen hatte und daher für einen so guten Kopf, als je ein Herr in Frankreich gehalten wurde.

Bey seiner Zurückkunft von dieser Gefangenschaft wurde er sterblich verliebt in Fräulein von Pienne, eine der Hoffräuleins der Königinn, so schön und so vollkommen, als irgend eine in ganz Frankreich und auch von sehr gutem Hause. Da nun der Herr Connetable für ihn die Vermählung mit der Frau Herzoginn von Castres [20]) ausgemittelt und gesucht hatte und ihm dieß nebst dem Tag der Vermählung ankündigte, gab der Herr von Montmorency ihm zur Antwort: „er könne sich hierauf gar nicht einlassen, indem er bereits dem Fräulein von Pienne sein Wort gegeben habe." Wer darüber ganz erstaunte, das war der gute Mann, der sich mehr seinen Thränen und einer großen Niedergeschlagenheit als einer bittern Entrüstung gegen seinen Sohn überließ, jedoch nicht ohne gute und billige Gegenvorstellungen. Da er aber sah, daß sein Sohn auf seiner Meynung und bey seiner Versicherung verharrte, verfiel er darauf, ihn eine Luftveränderung vornehmen zu lassen, und nach Italien zu schicken, um zu sehen, ob die Veränderung des Aufenthalts und der Luft

nicht

nicht auch zugleich eine Willensänderung bey ihm bewirken möchte, indem er nicht der Meynung des Horaz war:

Coelum non Animum mutant qui trans Mare currunt. —

Als er zu Rom war, gab ihm die Belagerung von Ostia, einem Platz, der für den Dienst des Papstes und des Königs seines Herrn wichtig war, Veranlassung, dahin zu gehen, wo er sich große Ehre erwarb. Hierauf kam er nach Frankreich zurück, wo er, seiner ersten Liebe uneingedenk, sich mit der Frau Herzoginn von Castres, zu großer Freude seines Vaters, vermählte, wodurch zugleich das Edikt des Königs veranlaßt wurde, das noch gegen Kinder beobachtet wird, welche ohne Einwilligung der Aeltern die Ehe versprechen. Der Herr von Montmorency ließ sich diese Vermählung gefallen, um dem Willen seines Vaters zu gehorchen, den er sehr ehrte, so wie ihm auch auf der andern Seite eine so gute und hohe Partie angenehm war.

Auch bey mehrern andern guten Gelegenheiten befand er sich, wo er jederzeit seine Tapferkeit sehr bewies, wie z. B. bey dem teutschen Zug, bey der Belagerung von Mez, bey der Einnahme von Calais und noch sonst bey unzähligen andern Gelegenheiten: besonders bey der Schlacht bey Saint-Denys, wo ihm der Ruhm gebührt, daß er den Schweitzern, welche schon einigermaßen wankten, wieder Muth und Festigkeit gab, auch einige Flüchtlinge zum Stehen brachte, und dann so zu rechter Zeit angriff, daß er einer der vornehmsten Urheber und Helden war, durch deren Zuthun die Schlacht gewonnen wurde, indem er einige der muthigsten Truppen des Herrn Prinzen von

von Condé zum Weichen brachte und ein großes Schrecken unter die wenige Infanterie des Herrn Prinzen verbreitete, die sich, jedoch in einiger Unordnung, fechtend zurückzog, und weil sie dem Herrn Prinzen und Admiral hatte folgen können, auf dem Marsch noch immer mit unserer katholischen Infanterie zu scharmuziren hatte. Denn diese kam bey dieser Schlacht nicht anders daran, als bloß auf diese Art. Der Herr von Andelot hatte den größten Theil ihres Fußvolks zur Unternehmung gegen Pontoise weggenommen, so daß dem Herrn Prinzen dessen nur sehr wenig übrig blieb, welches jedoch sehr gut angeführt wurde durch den Obersten Valesreniere, einen wackern Soldaten und guten Officier, der sich unter den französischen und spanischen Truppen gebildet hatte. Ich werde noch anderwärts auf ihn zu sprechen kommen.

Ausserdem, daß der Herr von Montmorency tapfer war, war er auch ein geschickter und einsichtsvoller Officier und sehr politisch, daher ihn denn auch der König, wenn er eine Reise durch sein Reich antrat, als Gouverneur von Isle de France und Paris zurück ließ. Hier zeigte er dann seine Weisheit in seinem einsichtsvollen Benehmen: denn da er dieß Volk von Paris, das erst frisch aus dem bürgerlichen Krieg her kam, noch sehr feindselig gegen die Hugenotten gesinnt, unruhig, aufrührisch, wankelmüthig und noch kochend von Bluddurst fand, indem es seinen stark pochenden Puls noch nicht in eine ruhigere Bewegung zu setzen vermochte, so war er mit gutem Erfolg bemüht, es bald durch Gelindigkeit, bald durch Temporisiren, bald durch Strenge, bald durch Justiz, so schön und gut zu lenken, daß er es endlich in die Schranken seines alten Gehorsams gegen die königlichen Edikte zurückführte. Er machte es so biegsam und ge-

geschmeidig, wie einen rehledernen Handschuh von Vendome, so daß der König äusserst wohl damit zufrieden war.

Auch war dieser Dienst nicht so gering, daß er nicht heilsame Folgen für das ganze Reich gehabt hätte; denn mehrere Städte warfen ihre Augen auf das Beyspiel von Paris, das er in solcher Furcht und Bothmäßigkeit erhielt, daß er unter der Nase der Pariser und in ihren Straßen jene Bravade gegen den Herrn Kardinal von Lothringen ausführte, welcher bewaffnet in die Stadt einziehen wollte, ungeachtet ers ihm hatte untersagen lassen. Diesen griff er vor ihren Augen an, da sie doch zuvor so laut geschrien hatten: es lebe Guise! und alle diesen Nahmen so hoch in Ehren hielten. Wer sonst nur in mindesten deren Bedienten zu nahe getreten wäre, hätte besorgen müssen, die Pariser würden alle unters Gewehr treten, und einen Aufruhr und Blutbad ohne alle Rücksicht noch Schonung beginnen; und doch widerfuhr hier dem Haupt dieses Hauses ein solcher Schimpf, ohne daß einer von den Inwohnern der Hauptstadt es gewagt hätte, nur zu muchzen. Dieß war ein großes Glück für den Herrn Marschall, noch größer aber war der Respekt und die Furcht, die man ihm dadurch bewies. Nach diesem Beyspiel sollten sich denn freylich mehrere andre Gouverneurs in unsern Städten und Provinzen bilden und richten.

Ich kam so eben aus Spanien zurück und befand mich bey dem Hof zu Arles in Provence, als die Nachricht von diesem Vorfall einlief. Der König, die Königinn und der Connetable waren darüber sehr in Bewegung und traurig; nachdem man aber die

Grün-

Gründe beyder Theile gehört hatte, war man darauf bedacht, die Sache so gut als möglich beyzulegen.

Man sprach verschiedentlich davon nach den verschiedenen Gründen und Leidenschaften beyder Gegner und nach den Vorgeben ihrer Anhänger. Die des Herrn Kardinals sagten: „schon lange her habe König Franz der Zweyte ihm seine eigne Wache gegeben und Bewilligung und volle Freiheit ertheilt, solche zu halten und mit sich zu führen am Hof und überall und zwar seit dem Aufstand von Amboise, wo ich die Sache einleiten sah und wobey er seinen Kammerjunker, la Chosse, als Capitain anstellte." Der König Karl bestättigte ihm diese Vergünstigung, und habe ich solche lange Zeit am Hof beobachten sehen; jedoch nicht, daß solche Wache bewaffnet aufmarschirt wäre, wenn der König marschirte, wie zur Zeit des Königs Franz, unter dem er damals allen Einfluß hatte, auch nicht daß sie das Gewehr in die Wohnung des Königs mitgenommen hätten, wo sie bloß des Seitengewehr behielten.

Die von des Herrn Marschalls Parthie sagten: „dieß alles sey wohl wahr, allein, wenn der König es so wolle und dulde, und ihn davon dispensire, komme es dennoch ihm nicht zu, ihn ebenfalls davon zu dispensiren; denn was der Souverain thut, kann der Unterthan nicht ebenfalls thun. Wenn der König von dem Gesetz dispensiren könne, wovon er selbst der Urheber ist, so folge daraus nicht, daß auch der Gouverneur oder eine andere obrigkeitliche Person hiezu befugt sey, indem es eine unumstößliche Regel sey, daß es bloß demjenigen, der die Gesetze einführt, zukomme, sie aufzuheben, oder Privilegien dagegen zu ertheilen: und jeder, welcher selbst dem Ansehen des Gesezes unter-

unterworfen ist, ist als Diener desselben nicht befugt, irgend etwas dem zu widerlaufendes zu verfügen oder zu gestatten." Denn man muß hierbey wissen, daß der König alles Feuergewehr verboten und ein Edikt deswegen erlassen hatte, das ich selbst sehr streng habe beobachten sehen. Als wir nehmlich von Maltha zurück kamen, mußten wir alle Schafte unserer schönen Büchsen verstecken und abnehmen, und sie einpacken, damit man sie nicht sah.

Die Freunde des Herrn Kardinals sagten: „der Herr Marschall habe sie angefallen ohne vorgängige Warnung und ohne dem Herrn Kardinal zuvor sagen zu lassen, daß er nicht bewaffnet nach Paris kommen dürfe, und daß der Marschall in Rücksicht auf das königliche Edikt, das er in seinem ihm anvertrauten Gouvernement streng befolgt wissen wolle, dies nicht zugeben dürfe."

Die Vertheidiger des Herrn Marschalls sagten: „es bedürfe keiner vorgängigen Warnung, bey denen, welche dem König und seinen Gesetzen Gehorsam schuldig seyen. Die Publication der Gesetze sey hinreichend, um jeden seine Pflicht zu lehren. Ueberdieß habe der Marschall ihm auch laut und oft genug zugerufen: wenn er sich unterfinge, bewaffnet in sein Gouvernement zu kommen, so würde er ihn angreifen; auch habe er sogar den König selbst zu Chalons, Bar, Mascon und Lyon benachrichtigt, daß, wenn der Herr Kardinal mit seiner Wache bewaffnet in sein Gouvernement trette, so werde er sich sogleich daran machen, sie zu entwaffnen. Da nun der König hierauf nicht geantwortet habe, so habe er durch dieß Stillschweigen sattsam zu erkennen gegeben, daß er es genehmige."

Auch wußte man die geheimen Unterhandlungen des Herrn Kardinals mit dem Herrn Prinzen von Condé, um diesen von der reformirten Religion abzuziehen und eine neue besondre Parthey zu stiften, indem er ihm, da er ganz kürzlich Wittwer worden war, seine Nichte, Fräulein von Guise, zur Gemahlinn geben wollte [21]), oder auch seine andre Nichte, die Königinn von Schottland; ein Antrag, gegen den der Prinz sich sehr geneigt bezeigte. Es würde ein sehr wichtiges Eräugniß und große Ehre für diese vortreffliche Königinn gewesen seyn, um sie von all dem Elend, den Unfällen, Qualen und Mißhandlungen zu erlösen, die sie nachher zu erdulden hatte.

Auch sagte man, die Sache würde wirklich zu Stand gekommen seyn, wenn die Unternehmung lebhaft genug betrieben worden wäre. So aber gieng sie zu lau und schläfrig, oder vielmehr das Schicksal wollte es nicht. Auch die Prediger (reformirten Geistlichen) machten den Prinzen davon abwendig und besiegten hierin den Kardinal. Endlich war ihm überhaupt vielleicht die nahe Schönheit des Fräuleins von Longueville einer der schönsten Prinzessinnen ihrer Zeit lieber, als so lange auf die andre noch entferntere zu warten.

So sprach man damahls bey Hof davon. Indessen glaubte oder befürchtete man in Ansehung dieser Unterhandlungen wegen der Königinn von Schottland etwas und der Herr Marschall seiner Seits war in Unruhe in Ansehung seines Gouvernements und sagte, er könne den Herrn Kardinal hinlänglich als einen großen Unruhe-Stifter, wie einige seiner Collegen sagten, besonders der Herr Kardinal Vitelli, den ich ehmahls als einen guten Franzosen und Pensionnair

des

des Königs Heinrichs des Zweyten kannte. Dieser war es, der ihm zu Rom öffentlich vorwarf, er werde mehr Arbeit unter einander werfen und aufbringen, als alle Kardinäle des heiligen Stuhls wieder zusammen zu flicken im Stand seyn würden.

Aus diesem Grund hatte der Herr Marschall sich wohl vorzusehen, und auf sein Gouvernement, besonders auf die Stadt Paris ein wachsames Auge zu haben, welche damahls sehr auf Seiten der Guisen war; so wie mehrere Städte, nähmlich die unruhigen und aufrührischen, nur darauf lauerten, was die Ankunft des Kardinals zu Paris für Bewegungen verursachen würde. Daher sie sich denn auch gar mächtig wunderten und in Furcht geriethen, als sie hörten, was dort vorgefallen war.

Die Freunde des Herrn Kardinals sagten: „um den großen Schimpf zu vermeiden, den er ihm zu Paris zugefügt habe, hätte er ihm lieber die Thore verschließen sollen; was immer nicht so schimpflich für ihn gewesen wäre, als jene andre Behandlung, indem auf diese Art alles damit abgethan gewesen wäre, daß er alsdann, wenn er nichts als ein Gesicht von Holz fand, wieder umkehrte und seine Straße zog."

Die Vertheidiger des Herrn Marschalls sagten: „vor einem Unbotmäßigen die Thore verschließen, wäre die Sache eines feigherzigen Gouverneurs, der weder Macht, noch Klugheit noch Muth habe, um in einem solchen Fall die Unbotmäßigkeit der Rebellen dem Ansehen des Gesetzes zu unterwerfen; allein einsichtsvolle, tapfere und rechtschaffene Gouverneurs, die es verstehen, wo, wann und bey welcher Gelegenheit man sich von Rechts wegen des Ansehens gegen die Uebertreter des Gesetzes bedienen müsse, züchtigen und unterwerfen sie

an eben dem Ort, wo sie sich rühmen, die meiste Gewalt zu haben, um dadurch ihr Ansehen auf ewig zu Grund zu richten, wie er hier auf öffentlicher Straße von Saint-Denis that."

Ueberdieß, wenn man das Thor vor ihm verschlossen hätte, mußte man gewärtig seyn, daß der Herr Kardinal, statt sich über den Schimpf zu beklagen, übermüthig genug gewesen seyn würde, sich zu berühmen: „Ha, wie sehr war der gute Mann in Furcht, ich möchte in seine Stadt kommen und das Ansehen, das er dort besitzt, zu Boden werfen! was zuverlässig auch geschehen seyn würde; denn wäre ich hineingekommen, so hätte ich ihn um seinen ganzen Credit gebracht und ihm tüchtig warm gemacht. Er hütete sich aber wohl, der feine Mann, mich hinein zu lassen. Ein andermahl werde ich wohl ohne ihn hinein zu kommen wissen. Bis dahin werde ichs ihm gedenken." Und so noch eine Menge anderer Prahlereyen, die er dabey hätte machen können. Darum that also der Herr Marschall sehr wohl daran, sich so zu benehmen, wie er that.

Der Herr von Ruffet Gouverneur von Angouleme verschloß auf solche Art das Thor vor dem Herrn Herzog von Montpensier, der sich der Stadt bemächtigen wollte, um sie dem Bruder des Königs oder einem andern von ihm Bevollmächtigten zur Besitznehmung in die Hände zu spielen, weil der König sie ihm, vermöge eines getroffenen Accords, gegeben hatte. Gedachter Herr von Montpensier mußte vor dem Thore bleiben, das er verschlossen fand und wo man ihm von der Mauer herab sagen ließ: „der Herr von Ruffet sey nicht da," ohnerachtet dieser die Antwort selbst einem andern aufgetragen hatte. Und so war denn

denn der Herr Herzog genöthigt nach Poitiers zurückzugehen, woher er gekommen war, und wo er nun der Königinn alles erzählte, und ziemlich böse und aufgebracht darüber schien.

Ich war damals im Zimmer, als er es der Königinn erzählte, die ihn versicherte, der König würde ihm Genugthuung deswegen verschaffen. Nachdem er ein wenig nachgedacht hatte, sagte er: „Madam, ich werde mir schon Genugthuung deswegen zu verschaffen wissen, ohne daß der König oder Sie sich deswegen zu bemühen brauchen. Er glaubt mir einen Schimpf damit angethan zu haben, daß er mir das Thor verschließen und mit mir von der Mauer herabreden ließ, und zwar durch eine alte Frau, ohne selbst das Herz zu haben, sich sehen zu lassen; indem er als Memme und Hasenherz sich verborgen hielt und sagen ließ, er sey nicht da. So machens Leute seines gleichen. Denn wär er brav und edelmüthig gewesen, so hätte er mit den Seinigen aufsitzen sollen und mit tapferm und muthigen Anstand mit mir reden und mir gerade heraus und mit dürren Worten, bescheiden, oder trotzig, sagen müssen: ich würde nicht hineinkommen. Denn so müssen brave und tapfre Männer bey dergleichen Gelegenheiten verfahren und als Löwen reden, nicht Füchsen gleich in ihre Löcher versteckt. Wo er aber auch stecken mag, ich werde ihn schon kriegen."

Man fand, daß der Herr Herzog von Montpensier hierin sehr richtig urtheilte; auch sagten mehrere bey Hof mit ihm: „es schicke sich besser für einen wackern Cavalier und braven Offizier, sich Cavaliersmäßig als so feige zu betragen, wiewohl übrigens gedachter Ruffet sonst bey vielen in dem Credit stand, ein Mann von Herz zu seyn."

Nach Verlauf einiger Zeit bat ihn der König, alles zu vergessen. Es fand sich aber eine Menge Schwierigkeiten von seiner Seite, die ich hier mit Stillschweigen übergehe. Als indessen nachher die Königinn Mutter ihre Tochter zu deren Gemahl dem König von Navarra nach Guyenne führte, wollte der Herzog von Montpensier diesen Herrn von Ruffet nie sehen, noch nach Coignac kommen, so lange er daselbst wäre, wo er Lieutenant de Roy im Lande war, sondern drohte: wenn er sich vor ihm erblicken ließe, wolle er ihm den Dolch in die Brust stoßen. Die Königinn war also genöthigt, um unangenehme Auftritte zu vermeiden, gedachtem Herrn von Ruffet zu befehlen, daß er sich entfernen sollte.

So sprach der Herr von Montpensier, und so wollte denn auch der Herr Marschall von Montmorency vor dem Herrn Cardinal die Thore nicht verschließen; indem er es für die Sache eines furchtsamen und feigherzigen Gouverneurs hielt, sich nicht in Furcht und Achtung setzen zu wissen, ohne das Thor zu verschließen.

Den Herrn Prinzen verdroß diese Beschimpfung gar sehr, weswegen er denn auch einen Adelichen an den Herrn Marschall abschickte, um von der Sache mit ihm zu sprechen. Der Herr von Montpensier that ein Gleiches, der sich die Sache sehr annahm, indem der Herr Kardinal ihm beygebracht hatte, die Sache betreffe alle Prinzen von Frankreich und so gut den Herrn von Montpensier als ihn selbst, weswegen er ihm dem auch die Abschrift eines von ihm aufgesetzten Briefes beylegte, die er ihn zu unterzeichnen und dem Herrn Marschall zuzuschicken bat.

Dieser Brief war etwas stolz und ziemlich trotzig abgefaßt. Denn es ist außer Zweifel, daß er aus sehr

sehr guten Materialien verfertigt und mit guter sehr schwarzer Dinte geschrieben war, da er von einem sehr geschicktem und höchlich aufgebrachtem Schreibe-Meister herkam. Der Herr Herzog von Montpensier hatte sich auch wirklich dazu bereden lassen: allein der Herr Marschall antwortete sehr geziemend darauf und versicherte, „daß ihm wohl bekannt sey, welcher Unterschied zwischen Prinzen vom Geblüt und Auswärtigen gemacht werden müsse; was den Herrn Herzog betreffe, so würde er ihn jederzeit erkennen und in allen Stücken respektiren; was aber auswärtige Prinzen betreffe; so würde er solche erkennen, wo es ihm beliebte, indem sie in Frankreich nicht mehr seyen, als er selbst."

Dieß wurde durch die Vorsicht und Weisheit der Königinn einigermaßen wieder beygelegt, jedoch nicht so ganz, daß nicht immer noch einige Empfindlichkeit im Herzen zurückgeblieben wäre, und gedachter Herr Kardinal dem Herrn Marschall unter der Hand alles mögliche Unangenehme zubereitete, wo er nur konnte. Dieß gieng so weit, daß er nebst einer sehr unruhigen Dame bey Hof, die ich jedoch hier nicht nennen will, vorzüglich die Gefangensetzung des Herrn Marschalls betrieb. Diese Dame selbst hat mirs erzählt, daß sie ihr Möglichstes that, es dahin zu bringen. Sie war eine sehr große dem Hause Guise sehr anhängende Dame, und dagegen sehr feindlich gegen das Haus Montmorency gesinnt, weil man ihr beygebracht hat, es habe vorzüglich die Waffen-Ergreifung beym Fastnachts-Auflauf verursacht, und den Bruder des Königs nebst dem König von Navarra beredet, den Aufstand zu unternehmen, welchen der Graf von Coconnas und La Mole unternahmen. Da ich damahls bey Hof war und um alles sehr genau weiß, so werde

de ich unten, wo ich auf den Bruder des Königs zu sprechen komme, noch ausführlicher davon reden.

Unversehens wurden also eines Morgens der Herr Marschall von Montmorency und der Marschall von Cossé zu Bois de Vincennes gefänglich eingezogen, und hierauf an einem schönen Morgen durch die französische und Schweitzer-Garde mit klingendem Spiel nach Paris in die Bastille gebracht, wo sie beynahe anderthalb Jahre sitzen mußten und nicht weg kamen, bis Monsieur das erstemahl den Hof im Unwillen verließ, zu den Waffen griff, und zur ersten Bedingung des Friedens ihre Loslassung verlangte, da sie denn ohne weitern Prozeß frey gegeben wurden.

Man sagte bey Hof, ohne seine Gemahlinn die Frau von Montmorency, welche der König sein Bruder vorzüglich liebte, würde man dem Herrn Marschall sogleich den Prozeß gemacht haben. Denn es sollen einige Beweise gegen ihn vorhanden gewesen seyn und der Herr Marschall von Cossé, der bisweilen gerne scherzte, sagte: „ich weiß nicht, was der Herr von Montmorency gethan haben mag; was aber mich betrift, so weiß ich wohl, daß ich nichts gethan habe, weswegen man mich mit ihm gefangen setzen könnte, außer allenfalls um ihm Gesellschaft zu leisten, wenn man ihn abthun wird, so wie man bisweilen armen Teufeln thut, die man aufknüpft, bloß um ihren Kammeraden Gesellschaft zu leisten, wenn gleich sie selbst nichts gethan haben."

Es mag seyn, daß man ihm durchaus zu Leib wollte. Denn ich wüßte nichts anders von ihm zu sagen, als daß ich ihn stets als einen Mann von großer Rechtschaffenheit, Ehre und Tapferkeit gefunden habe, der ein

ein sehr getreuer Diener des Königs war, und ihm sehr gute Dienste leistete.

Aufgebrachte Leute wollten ihm Uebels, weil er ein sehr kluger und politischer Herr und kein Freund von Verwirrung und Aufruhr war.

Der Herr*
Marschall d' Amville.

Zu eben der Zeit oder eigentlich noch etwas eher hatte der König Karl, um gegen das Haus Montmorency das Aeußerste zu unternehmen, den Herrn von Mongiron und den Herrn von Villeroy nach Dauphine und Languedoc abgeschickt mit dem Auftrag, den Herrn Marschall d'Amville tod oder lebendig zu liefern. Denn der Herr von Meru hatte sich bereits mit den Hugenotten und der Herr von Toré nach Teutschland geflüchtet, was freylich den Verdacht erregte, daß sie alle mit in die Händel des La Mole und Coconnas verwickelt seyen.

Der Herr Marschall von d'Amville bekam Wind von der Sache. Er nahm sich also in Acht, so daß ich manche Leute bey Hof gar sehr darüber verwundert sah, als die Nachricht daselbst ankam, daß sie ihn verfehlt hätten; denn die Unternehmer hatten die Sache äußerst leicht gemacht; auch sprach man sehr verschiedentlich davon

 bey

ben Hof, was ich wohl hersetzen würde, wenn es nicht zu weitläuftig wäre.

Der König blieb indessen jederzeit fest bey seiner Meynung und Vorsatz, sogleich nach seiner Wiederherstellung eine gute starke Armee gegen Languedoc ins Feld zu stellen und dem Marschall d'Amville so offen und so hitzig zu Leib zu gehen, daß er ihn entweder tod oder lebendig in seine Gewalt bekommen oder ganz verjagen würde. Allein der Tod übereilte ihn und vereitelte sein Vorhaben, welches jedoch sein Bruder der König Heinrich bey seiner Zurückkunft aus Pohlen wieder aufnahm und gegen Avignon zog, um ihn mit Krieg zu überziehen, ohnerachtet verschiedene ihm riethen, bey seiner Thronbesteigung jedermann zu vergeben und Frieden zu machen. Dieser heilsame Rath wurde ihm aber, wie man sagt, von der Königinn Mutter und dem Herrn Kanzler von Biragues, dem nachherigen Kardinal, wieder ausgeredet, welcher dem Herrn Marschall schon lange her nicht gut war, seit er sich so stark für Scipio Micarvat gegen den Herrn Ludwig von Biragues seinen Bruder, in dem Streit, den sie mit einander hatten, interessirt hatte, was er ihm auf gut lombardisch immer nachtrug und auch jetzt so gedachte, daß er sehr zum Krieg gegen ihn in Languedoc rieth.

In diesem Krieg lief indessen alles sehr übel ab; denn der Herr Marschall griff wie ein Verzweifelter zu jedem Mittel, das er erreichen konnte und so ein guter Katholike er sonst war, bediente er sich dennoch des Beystands der Hugenotten, der ihm auch so gut zu statten kam, daß der König sich endlich, nachdem Aiguesmortes unter seinen Augen weggenommen war, genöthigt sah, in sein Reich zu ziehen, um sich salben und

und krönen zu lassen, und zwar auf den Sonntag vor Fastnacht, eben den Tag, da er auch in Pohlen gekrönt worden war, daher er ihn sehr heilig und in Ehren hielt.

Bey dieser Gelegenheit hatte der Herr Marschall seine Klugheit und seine Tapferkeit im Krieg, die er jederzeit bewiesen hatte, zu zeigen. Auch that er es wacker; denn er sah sich dabey so wohl vor, so wohl damahls, als hernach, daß, statt ihn zu Grund zu richten, wie man im Sinn gehabt hatte, sein Ansehen, sein Vermögen, und seine Größe nur noch mehr dadurch erhöht wurden und noch itzt fortdauern.

Dies war noch nicht alles. Er wurde auch noch vergiftet, so daß wenn man ihm nicht schleunig zu Hülfe gekommen wäre, und wirksame Gegenmittel angewendet hätte, es um ihn geschehen war; daher lief denn auch wirklich bey Hof die Nachricht ein, daß er an diesem Gift gestorben sey.

Ich befand mich damahls just im Zimmer des Königs, als ihm diese Nachricht gebracht wurde. Er hütete noch das Bett von einem Fieber her, das er seit zehn bis zwölf Tagen gehabt hatte, weswegen er Nachmittags nach unser sechs bis sieben, die er vorzüglich liebte, geschickt hatte, um mit ihm zu plaudern und ihm die Zeit zu vertreiben.

Er gerieth weiter nicht in besondre Bewegung darüber, und bezeigte sich weder erfreut noch traurig; er schickte nur den Eilboten an die Königinn, und wir blieben nach wie vor bey ihm.

Das Gouvernement von Languedoc wurde sogleich dem Herrn von Nevers übertragen, worüber mehrere sich sehr freuten: denn er war ein sehr großmüthiger und sehr gütiger Herr. Nachher lief die

Nach-

Nachricht ein, der Herr Marschall sey noch nicht tod, sondern fange an, sich allmählig wieder zu erholen, womit es jedoch ziemlich langsam gieng.

Verschiedene sagten, wenn er an diesem Gift gestorben wäre, so würde der Herr von Montmorency hingerichtet worden seyn, ungeachtet ich oben sagte, seine Frau Gemahlinn habe ihn gerettet. Allein man fürchtete, der Herr Marschall möchte, wenn er seinen Bruder todt sähe, aus Furcht vor einem gleichen Schicksal, wenn er in Gefangenschaft gerieth, sich wie ein Verzweifelter wehren, wobey ihm seine Verbindung mit den Hugenotten, ja selbst mit dem König von Spanien die dienlichsten wirksamsten Mittel an die Hand gegeben hätten, deren er sich unstreitig auch bedient haben würde.

Gott hatte es anders beschlossen. Nachdem Monsieur der Bruder des Königs mit Benutzung des Beystandes der Hugenotten und folglich auch des Herrn Marschalls d'Amville die Waffen ergriffen hatte, so wurden bey dem darauf folgenden Frieden beyde mit eingeschlossen. Als aber nachher, nachdem der Friede wieder gebrochen war, Monsieur die Hugenotten verlassen hatte, waren sie sehr übel auf ihn zu sprechen, der König hingegen sehr gut, der es ihm ungemein Dank wußte; daher er auch die Frau Marschallin seine Gemahlinn, eine sehr schöne und vortreffliche Dame aus dem Hause Bouillon, die ihr Herr Gemahl an ihn abschickte, um ihm jede Pflicht, Unterwürfigkeit und Gehorsam wieder zu geloben und zu erbieten, sehr gut aufnahm und diese Dame sehr zufrieden wieder entließ.

Ich sah sie bey dem ersten Reichstag zu Blois wieder abreisen, wobey sie mir im Zimmer der Königinn

ginn sagte: „sie gehe sehr vergnügt und zufrieden mit dem König weg, so sehr, als sonst noch nie. Sie bringe ihrem Gemahl eine Antwort mit, mit welcher er zufrieden seyn könne.“

Dieß alles währte jedoch nicht lange: denn einige Zeit darauf wurde er wieder in den Krieg verwickelt und schlug sich zum zweytenmahl zu den Hugenotten, welche ihm aber nicht trauen wollten, weil er schon einmahl abtrünnig von ihnen worden sey. Allein der König von Navarra, der ihr Protector war, gieng diese Conföderation ein, und setzte sie auf einen festen Fuß, indem er wohl sah, daß es ein großer, guter und sehr mächtiger Feldherr sey, welcher beträchtliche Mittel besaß, ihre Sache zu bauen und zu befestigen.

So war er also jetzt so enge verbunden mit diesem König, daß er ihn nie anders, als seinen Vater nannte, ihn liebte und ehrte, so daß sie sich bis auf diese Stunde in dieser engen Verbindung erhielten, ohne sich je wieder zu trennen und ihr Schicksal treulich mit einander theilten. Daher machte er ihm denn auch wegen solcher treu geleisteten Pflichten, Beystands, Freundschaft und gemeinschaftlicher Sache zu seinem Connetable und statt des Vaters zu seinem Gevatter; für dieß Haus Montmorency eine große Ehre, daß sechs und zwanzig oder sieben und zwanzig Jahre nach einander Vater und Sohn mit dieser großen Würde beehrt waren.

Es ist wahr, man kann sagen, wie ich auch wirklich von verschiedenen gehört habe, daß der Vater getreuer war, als der Sohn, indem jener nie die Waffen gegen den Staat führte, wohl aber der Sohn. Auch führte der Vater zum Wahlspruch als Umschrift um seine Connetable-Degen das Wort: "Απλανος (d. h. er verfehlt nicht!)

Es

Es ist aber auch in der That ein großer Unterschied dazwischen, bloß in Ungnade gefallen und vom Hof verwiesen zu seyn, und ruhig auf seinen Gütern leben; auf der andern Seite hingegen an Ehre, Gut und Leben verfolgt seyn, drey Punkte, welche wohl die getreusten und gehorsamsten zur Verzweiflung zu bringen vermöchten. Ueberdieß ist mir auch recht gut bekannt, wie sehr der Herr Marschall sich wehrte und hütete, so weit zu kommen und wie oft er seine Könige angieng und sich vor ihnen demüthigte, worüber ich bey Hof eine Menge Gänge thun sah. Allein es war nun einmahl sein Unglück so, oder sein Schicksal; denn er stand ebenfalls auf der Liste der Geächteten zur Bartholomäus Nacht, wenn er sich just zu Paris befunden hätte.

Kurz er brachte sich bisher als ein wackrer Mann und sehr kluger Feldherr vortrefflich durch, und steht gegenwärtig beym König, dem er so wie seinem Vaterlande überhaupt sehr gut und sehr getreu dient, und noch besser dienen würde, wenn man seinem Rath folgen und eine gute Verfassung im Kriegswesen einführen wollte, die er ehmahls von seinem Herrn Vater so gut beobachten sah. Er hatte von diesem mehrere schöne und gute Lehren gelernt, die er besser als irgend ein französischer Feldherr in den Gang bringen konnte. Denn wir haben keinen, der sich besser darauf verstünde oder in der ganzen Christenheit gegenwärtig länger gedient und mehr Erfahrungen gesammelt hätte, als er; so bald er nur fähig war, Waffen zu tragen, trug er sie auch sogleich und bekam wichtige Posten, um sie mit Ruhm und Nachdruck zu führen.

Unter andern war er Oberster von der Piemontesischen Cavallerie, die er tapfer zum Sieg anführte; denn

denn außerdem, daß er schon für seine Person brav und tapfer war, hatte er auch noch gute Offiziers unter seinem Corps, besonders eine schöne muntre Jugend von französischen Cavaliers. Dies war damahls so Sitte, daß sie, sobald sie anfiengen, die Waffen zu führen, sich dem Herrn von Nemours, oder dem Herrn d'Amville, den beyden damahligen Paragons in der Cavallerie, präsentirten.

Wollte ich mich darauf einlassen, so könnte ich wohl die guten und braven Offiziers hernennen, welche nachher unter den Händen dieser beyden vortrefflichen Feldherrn hervorgiengen; dieß würde mich jedoch zu weit führen.

Unter andern schönen und ausgezeichneten Gefechten, welche der Herr von d'Amville lieferte, ist auch die Niederlage der Spanier bey Pont d'Astura in Piemont, wo ihrer fünfhundert auf dem Platz blieben, jedoch nicht ohne ihr Leben theuer verkauft zu haben. Denn diese Leute hielten sehr hoch im Preis damit, und hätten ihm beynahe seinen Schwager, den Herrn von Vantadour, einen braven und tapfern Herrn, getödet, der auf den Tod verwundet war.

Er lieferte ebenfalls ein sehr schönes Scharmützel vor Foussant, wo er seinen Lieutenant, den Paul Baptista Fregusso verlohr, so wie auch seinen Fähnrich, den jungen Rambouillet, einen tapfern jungen Mann, welcher so weit ins Thor hinein drang, daß er darüber getödtet wurde. Auch noch eine Menge anderer wurden dabey theils getödtet, theils verwundet. Denn es gieng dabey sehr warm zu.

Gedachter Herr Paul Baptist war Lieutenant des Herrn von Nemours gewesen; weil aber der Herr Connetable damahls in besonders gutem Credit stand, und alles

alles ihm zulief, so verließ er ihn, und wurde Lieutenant unter dem Herrn von Amville, der ihn gewonnen hatte. Er war für einen von den vorzüglichen leichten Reitern seiner Zeit berühmt, weil er lange darunter gedient hatte: denn er war bereits sehr bey Jahren. Beym Rückzug nun von diesem Scharmützel unterhielt er sich mit dem Herrn von Amville und mit dem Herrn Vizdom und erzählte ihnen, „er habe in seinem Leben schon manchem schönen und hitzigen Scharmützel beygewohnt, aber doch noch keinem so hitzigen und häcklichen wie heute, und da er aus diesem davon gekommen sey, so würde ers wohl aus andern ebenfalls, auch sey er in seinem ganzen Leben noch nie verwundet worden." Kaum hatte er dieß gesagt, so kam ein Kanonen-Schuß aus der Stadt, der ihm den Kopf wegnahm.

Dieß war das Schicksal dieses guten Greises, der von allen in Piemont, besonders von seinem Obersten, dem Herrn von Amville, sehr bedauert wurde, welcher jederzeit gern Italiener so wie auch Albaneser unter seine leichte Reiterey nahm: denn in seinem Gouvernement und als man ihn bekriegte, hatte er jederzeit Mittel gefunden, deren welche zu bekommen, die er dann sehr gut besoldete und bezahlte, weswegen sie ihm gute Dienste leisteten, und behülflich waren sich zu behaupten.

Da meine Absicht gegenwärtig nicht ist, alle schöne Kriegsthaten unserer Feldherrn zu erzählen, so will ich mich nicht weiter über die des Herrn von Amville verbreiten, und nur dies noch von ihm sagen, daß wenn er ein guter Kriegsmann war, er nicht minder groß als Ritter in allen ritterlichen Uebungen gewesen sey.

Er

Er war ein sehr guter und geschickter Reiter; auch übte er sich hierin vorzüglich und hatte gewöhnlich eine große Menge sehr guter und schöner Pferde in seinem Stall, welche die ganze Schule durch zu machen wußten, so gut als er selbst sie zu zureiten verstand. Es war nicht möglich einen bessern Reiter zu sehen als ihn, es mochte nun auf einem Bataillen-Pferd, oder auf einem bloßen Spazierreiter seyn.

Gewöhnlich that er bey Ringelrennen mit seinem König oder mit andern die schönsten Ritte von der Welt; er hatte aber das Unglück selten den Ring zu treffen wegen seines Gesichts, das nicht sicher genug war; dem ohnerachtet waren seine Ritte immer so viel werth, als die Ritte deren, welche trafen.

Wenn er hierin unglücklich war, so war er um so glücklicher bey seinen Kämpfen zu Pferd auf den Hieb; denn der mußte fest sitzen, der auf einen Streich von ihm nicht wanken wollte, so gut und geschickt und richtig wußte er ihn anzubringen.

Bey der Zusammenkunft zu Bayonne konnte der Marschall Retz wohl ein Liedchen davon singen: denn bey einem Pallet zu Pferd, worin mit dem Degen gefochten wurde, rennte er mit dem Herrn von Amville zusammen, wurde aus dem Sattel gehoben und fiel Angesichts der Königinnen und der ganzen Versammlung von Zuschauern vom Pferd; wobey plötzlich das Gerücht entstand, es sey der Herr von Guise, der damahls ein junges Blut von noch nicht funfzehn Jahren, doch schon sehr geschickt war, und bereits ein sehr wackrer Kämpfer wurde, so gut als andre, die weit älter waren, als er. Seine Mutter, die Frau von Guise, die sich mit den Königinnen auf dem

Schau-Gerüste befand, gerieth darüber in den äussersten Schrecken. Voll Bestürzung wegen ihres Sohns war sie ganz außer sich, eben so selbst die Königinnen und alle Damen. Als nun der Herr Connetable das Gerücht und das Schrecken der Damen vernahm, eilte er zu ihnen hin und rief ihnen zu: „es ist nichts, es ist nichts; es ist La Perron:" denn so hieß Retz damahls noch, ehe er durch Gunst zu den Stufen empor gestiegen war, auf denen er gegenwärtig steht. Dieß beruhigte die Mutter wieder und erheiterte ihr schönes helles Gesicht, das von dem Sturm eines solchen Schreckens getrübt worden war. Nun wurde allgemein über den Vorfall auf dem Kampfplatz unter den Zuschauern gelacht.

Ungefähr zwey Jahre nach dieser Reise, als König Karl seine Fastnacht im Louvre mit einer Parthie Ringelrennen und Gefechten mit dem Degen bey Passaden zu Pferd feierte, stieß der Herr von Amville eben so wieder mit dem Herrn Longueville an, den er durch einen gleichen Stoß ebenfalls wieder vom Pferd warf. Dieß war jedoch nicht sein Fehler: denn er war ein sehr geschickter Prinz und guter Soldat. Der Sattel und der Gurt seines Pferdes waren schuld daran, indem der Sattel sich gedreht hatte.

Hierüber wäre bald eine Schlägerey entstanden. Denn als der Herr von Longueville erfuhr, daß der Herr von Amville sich dessen gewissermaßen berühmen wolle, ließ er ihn auf die Pfaffen-Wiese fordern, wo außer ihnen beyden niemand war, als der Chevalier de la Batresse, Lieutenant des Herrn von Amville, und der Capitain la Gastirie, ein tapfrer Limosiner, Lieutenant des Herrn von Longueville, alle vier sehr wackre und tapfre Männer, die sich sehr gut mit einander herumge-

umgeschlagen haben würden, wenn der Herrn von Amville seinem Gegner nicht durch eine befriedigende Erklärung Genugthuung gegeben hätte, worauf sie auseinander giengen.

Der Herr von Montberon.

Der dritte Bruder dieser beyden Herrn von Montmorency war der Herr von Montberon, der diesen Nahmen von der Baronie Montberon führte, die man für die erste in Angoumois hält. Sie hatte der Herr Connetable, der Vater, aus dem Vermögen des Herrn und Barons von Montberon, Großvaters der gegenwärtigen Frau von Bourdeille, an sich gebracht, welcher Senior des Hauses Montberon ist, eines so erlauchten und alten Hauses, als irgend eins in Guyenne. So gehen durch üble Wirthschaft der Väter die Stammgüter für die wahren Erben verlohren!

Man konnte wohl sagen, daß der Herr Connetable diesen Nahmen und Baronie Montberon besonders hochschätzen mußte, da er bey so vielen andern schönen Gütern, die er besaß, dennoch seinen Sohn keinen andern Titel führen lassen wollte, als eben diesen.

Dieser Titel ist denn auch freylich sehr schön; der, welcher ihn führte, machte ihm aber auch Ehre und Glanz; denn es war einer der wackersten vollkommensten Herrn in Frankreich, der große Hoffnungen von sich erregte, wenn er am Leben geblieben wäre.

Er war ein so schöner Cavalier, daß er für den schönsten unter seinen Brüdern gehalten wurde, wie auch ich selbst der Meynung bin, da ich sie alle kenne und mit ihnen umgegangen bin. Er war brav und tapfer und wurde als ein ganz junger Mensch in der Schlacht von Saint-Quentin zugleich mit seinem Herrn Vater gefangen genommen, an dessen Seite er wacker kämpfte und ihn unterstützte.

Philipp der Kühne erwarb sich diesen Zunahmen dadurch, daß er, so jung er auch war, seinen Vater, den König Johann in der Schlacht bey Poitiers nicht verließ, sondern wacker an seiner Seite kämpfte und sich mit ihm gefangen nehmen ließ.

Eben so that der Herr von Montberon in dieser Schlacht gegen seinen Vater; und um seiner Tapferkeit die Krone aufzusetzen, hielt er sich in der Schlacht bey Dreux so nahe zu diesem Vater, und unterstützte ihn so gut, daß er im tapfern Kampf an dessen Seite getödet wurde.

Traun ein schönes und ehrenvolles Schicksal des Sohnes, dem Vater so auffallend seinen kindlichen und liebevollen Edelmuth noch vor seinem Ende bewiesen zu haben. Der Vater beklagte aber auch seinen Verlust gar sehr; denn er liebte ihn und erkannte ihn für einen sehr edelmüthigen jungen Mann.

Es konnte auch nicht anders seyn. Er war ein tüchtiger Schläger auch ein wenig stolz, seine Ruhmsucht und sein Stolz aber waren erträglich, indem sie einen schönen und angenehmen Anstrich hatten. Wer nun so bestimmt ist, muß freylich stets darauf bedacht seyn, diesen Ruhm immer durch irgend eine großmüthige ganz untadelhafte Handlung zu unterhalten. Denn sonst ist er verlohren, und muß sich vor aller

Welt

Welt verbergen, so wie ich denn deren mehrere gesehen habe, die, wenn ihnen so ein Unglück wiederfuhr, ihren Stolz durch irgend eine Feigherzigkeit verdunkelt zu haben, nicht für die Hunde mehr gut waren, da hingegen die, welche ihren Stolz immer durch irgend eine tapfre That zu unterstützen wußten, mehr gefürchtet und geachtet wurden; wobey immer einer erträglicher war, als der andre.

Der
Herr von Meru.

Der vierte Sohn des Herrn Connetable war der Herr von Meru, den man bey Hof jederzeit für sehr hochmüthig hielt. Man sagte aber, dieß sey ein Familienfehler; denn alle fünf Brüder waren es, weil sie einen sehr vortrefflichen Vater hatten und sie selbst so groß und vom Vater in diesem Stolz erzogen und unterhalten wurden, so, daß sie außer dem großen Herzen, das sie von Natur hatten, durch dessen Größe noch um so mehr in diesem hohen Stolz bestärkt wurden. So sprach man hiervon bey Hof.

Ohne mich weiter bey dem Lob des Herrn von Meru aufzuhalten, will ich bloß dies noch von ihm anführen, daß man ihn gegenwärtig für den würdigsten und einsichtsvollsten Mann im königlichen Staats-Rath hält. Unser König, der sich auf solche Leute versteht, hält ihn öffentlich dafür, und beehrte ihn daher vor mehreren Mitbewerbern mit der Stelle eines Admirals.

Was seine Tapferkeit betrifft, so berufe ich mich auf die Herrn Schweitzer, die ihn als ihren Obersten jederzeit hochschätzten und in diesem Posten lange behielten und sehr liebten. Dieß ist ein sehr schönes Zeugniß für ihn, wenn ein Tapfrer den andern hochschätzt und vom Tapfern angeführt werden will; denn ein tapfrer Anführer schlägt jederzeit die andern aus dem Feld.

Daher setzten denn auch diese Herrn Schweitzer solch Zutrauen in ihren Obersten, dem seine Weisheit Klugheit und Tapferkeit gar sehr zu statten kamen, als man dem Hause Montmorency in allen fünf Brüdern so sehr zu Leibe ging.

Der
Herr von Toré.

Dies traf auch den Herrn von Toré, den man eben so gut, wie die andere, gern eingefangen hätte; daher er sich denn genöthigt sah, sich nach Deutschland zu flüchten, so wohl um der eignen Gefahr willen, als um dort eine kleine Armee zu Unterstützung seines gefangenen Bruders und seiner andern Brüder, denen man übel mit spielte, zusammlen.

Er brachte funfzehnhundert Reiter zusammen durch Unterstützung seiner Mutter, der Frau Connetablinn, die ihn vorzüglich und mehr als alle seine andern Brüder liebte und ihm in Deutschland ungefähr dreytausend Thaler verschaffte, wie man

man sagte, worüber sie beynahe in Verlegenheit und Untersuchung gekommen wäre: weil sie aber Dame d'Honneur der Königinn Elisabeth, und um ihrer Tugenden willen von dem König zu diesem Posten ausersehen worden war, so trieb man es hierin gegen sie nicht weiter, sondern sahe ihr durch die Finger.

Was hätte sie aber auch bessers thun können, als alles mögliche zu versuchen, um ihren ältesten Sohn aus der Gefangenschaft und ihre andern Kinder aus der Verlegenheit zu befreyen. Und dies mit Recht, ohne auf die dem König schuldige Treue Rücksicht zu nehmen, und ohne sich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig zu machen, weil die Liebe der Mutter gegen ihre guten Kinder jeder andern Rücksicht vorgeht.

Mit seinen Reitern nun und einigen nach Sedan und anderwärts verwiesenen Franzosen, die sich zu ihm geschlagen hatten, rückte der Herr von Toré von Champagne her in Frankreich ein, wo der Herr von Guise, dieser große, obschon damahls noch sehr junge, Feldherr ihm entgegenrückte, und ihn schlug.

Ich werde hiervon anderwärts im Leben des Herrn von Guise reden. So vollständig war indessen doch die Niederlage nicht, daß der Herr von Toré sich nicht mit einigen leichten französischen Truppen gerettet hätte, worauf er zu Monsieur, dem Bruder des Königs, stieß, der damahls Waffen ergriffen hatte.

Wir waren der Meynung, daß wir ihm ohne die damahls erfolgte Verwundung des Herrn von Guise wacker nachgesetzt und ihn wohl verhindert haben würden, sich mit Monsieur zu vereinigen; denn dieser Herr von Guise war so muthig, daß er sich nie mit einem halben Sieg begnügte, sondern ihn stets ganz

und vollständig haben wollte. Ein Beweis hiervon ist die Hartnäckigkeit, mit der er eben bey dieser Gelegenheit jenen Soldaten verfolgte, der vor ihm floh und durch den größten Zufall, der je gesehen wurde, im Fliehen ihm rückwärts einen Schuß beybrachte.

Nachher diente gedachter Herr von Toré seinem Könige sehr gut und machte den Fehler wieder gut, den er dadurch begangen hatte, daß er mit bewaffneter Hand und fremder Macht in sein Reich gegen ihn eindrang; denn er war es, welcher verursachte, daß nicht ganz Isle de France für ihn verlohren gieng noch Paris sich von Senlis Meister machte. Dies that er nebst den Herrn, du Hallot, Montmorency und Doarty und mehrern andern braven französischen Cavaliers, welche alle sich in diese Stadt warfer und sehr gut in der Belagerung vertheidigten, welche der Herr von Aumale dagegen unternommen hatte, worauf die Schlacht bey Senlis erfolgte, die er verlohr, wodurch die Angelegenheiten der Ligue einen starken Stoß, und die des Königs eine starke Stütze erhielten, wovon ich anderwärts reden werde.

Man kann daher dem Herrn von Toré und den andern Cavalieren den Ruhm zuschreiben, daß sie zuerst und vorzüglich die Krankheit verursacht hatten, worein nachher die Ligue verfiel: denn hätte er Senlis nicht weggenommen, so wäre diese für den König so höchst wichtige Schlacht nicht erfolgt.

Dieß mag für izt genug seyn von den fünf Söhnen des Herrn Connetable, wobey man eine Bemerkung gemacht hat, welche sehr viele Personen dieser Zeit in Verwunderung setzte, daß er nähmlich keinen von allen der Kirche weihte. Hätte er dieß gethan, und ihr nur einen geschenkt, so würde er ihn bey der Gunst, worin er stand, sehr reich an Kirchengütern und

und groß und vielvermögend auch sein eigenes Haus noch größer und reicher gemacht haben; nach dem alten Sprichwort, daß es nur eines rothen Huts oder Krumm-Staabs bedürfe, um ein Haus groß zu machen. Allein der gute Mann that dieß nie, entweder aus einer besondern Gewissenhaftigkeit, oder aus irgend einem andern uns unbekannten Grund. Denn sonst bleibt es doch immer eine sehr große Ehre für ein Haus, sey es übrigens auch noch so groß, einen Kardinal unter sich zu zählen.

So that also dieser wackre Mann der Kirche des heiligen Herrn St. Petrus kein Gelübde, sondern alle dem Tempel des Mars, indem er der Meynung war, daß seine Kinder alle hier besser dienen würden.

Man sagt, die Frau Connetablinn, welche die Andacht selbst war, habe es anders gewünscht; er hingegen war hierin entgegengesetzter Meynung, und ihr zuwider. Diese vortreffliche Dame war, wie schon gesagt, Tochter des Oberhofmeisters Bastards von Savoyen.

Renatus, Bastard von Savoyen, Grand-Maitre von Frankreich, und seine beyden Söhne.

I. Der Vater.

Er war ein sehr einsichtsvoller Cavalier, der dem König Franz überall, wo er sich befand, sehr gut diente, wie z. B. in der Schlacht der Schweitzer bey

la Bicoque, wo es seine Schuld nicht war, daß die Schweitzer so sehr in den Herrn von Lautrec drangen, die Schlacht zu liefern. Er bat sie gab ihnen die besten Wörtchen, um sie zur Geduld zu bewegen, und versicherte, der König werde sie und ihre Kinder belohnen, und sie würden alle Ursache finden, auf ewige Zeiten mit ihm zufrieden zu seyn. Sie waren aber nicht zu bewegen, und die Schlacht mußte geliefert werden, die sie verlohren, wodurch man genöthigt wurde, mit einer langen Nase nach Frankreich abzuziehen, und das ganze Mailändische verlohren zu geben, bis König Franz wieder kam, und es eroberte, aber auch nicht lange behielt, wegen der Schlacht bey Pavia, wo so viele brave Leute und darunter auch dieser Herr Grand-Maitre, geblieben seyn.

Er war nähmlich dabey in Gefangenschaft gerathen, und als er sich daraus losgekauft hatte, und den Rückweg nach Frankreich antreten wollte, wurde er von einem Wundfieber befallen, woran er starb. Es war sehr Schade um ihn; auch wurde er sehr betrauert von der Frau Regentinn seiner Schwester, die ihn aufs äußerste liebte und beförderte, und ihn zu einem großen Posten in Frankreich erhob.

Man hielt ihn für einen sehr weisen und einsichtsvollen Feldherrn. Von einigen alten Kriegern hörte ich versichern, daß seine Leibcompagnie von hundert Mann, die er hielt, die schönste gewesen sey, die man je gesehen habe, seit dieß eingeführt war. Dies war man damahls allgemeine Meynung. Denn da jeder nach Gunst und Ehre rennt; so ließen sich alle jungen Leute aus den größten Häusern darunter einschreiben, so wie auch die ältesten erfahrensten Krieger; so daß ordent-

ordentlich jeder junge Cavalier sich glücklich pries, der als Archer dabey angestellt wurde.

Heutzutag ist dies nicht mehr so. Man begnügt sich nicht mehr mit so Wenigem. So bald der Junge anfängt Waffen erschleppen zu können, soll er auch gleich ein Commando bekommen, entweder in der leichten Reiterey, oder in der Gensdarmerie, oder unter der Infanterie, ohne daß er je gehorchen gelernt hat. Daher sieht man denn auch bey vielen so dumme Fehler; bey manchen jedoch auch nicht: denn oft machens dergleichen junge Leute so gut ja noch besser, als die Alten. Ich könnte eine Menge Beyspiele hiervon anführen.

Der Herr Grand Maitre hinterließ zween Söhne den Herrn Grafen von Tande, und den Herrn Marquis von Villars. Von dem ältern hier zuerst.

Der Graf von Tande
und sein Sohn,
Der Graf von Sommerive.

Der Herr Graf von Tande war ein braver und tapferer Herr und Offizier. Er bekleidete zu seiner Zeit mehrere schöne Posten. Er war Oberster der Schweitzer im Königreich Neapel, so wie er es ehmahls, wovon ich in meinem Kapitel von den Obersten rede, unter dem Herrn von Lautrec war, wo er sich jederzeit sehr gut hielt, und seine Leute stets in Pflicht und Gehorsam gegen ihren König erhielt. Er war lange

lange Zeit Gouverneur von Provence und stand diesem Posten mit vielem Ruhm vor, wo er es mit eigensinnigen, wunderlichen und schwer zu behandelnden, obschon übrigens sehr braven und tapfern Leuten zu thun hatte, die er so gut zu lenken wußte, daß man unter ihm nichts von Unruhen und Empörungen sah, wie nachher unter den andern Gouverneurs.

In den ersten Kriegen zwar hatten sie ihn wegen seiner reformirten Gemahlinn ein wenig wegen der reformirten Religion in Verdacht, wobey sie in ihrer Sprache sagten: „drey Dinge verderben Provence, der Wind, die Gräfinn und die Durance. Denn wenn die Winde dort einmahl anfangen, so sind sie fürchterlich, und verursachen großen Schaden im Lande, so wie auch der Fluß Durance, wenn er anschwillt und austritt, so heftig und wüthend wird, daß er große Verheerungen anrichtet.

Als sehr eifrige Catholiken wurden also die Provencalen der Religion wegen mißtrauisch gegen den Herrn Grafen, und ihm ein wenig abgeneigt, wogegen sie ihr Vertrauen auf seinen Sohn, den Herrn Grafen von Sommerive setzten, den sie außerordentlich hoch und werth hielten, weil sie in ihm einen erbitterten Feind der Hugenotten erblickten, der diesen sehr nachdrücklich und sehr grausam zusetzte, so daß sie deren eine Menge unter ihm erlegten.

Wenn der König Karl daselbst war, hörte man bey allen seinen Ausritten und Einzügen keine andre Stimme vom Volk, als: „Es lebe der König, die Messe und der Herr Graf von Sommerive, der sie uns erhält."

Hierbey muß man diesen Herrn ganz ungemein loben, daß er, ungeachtet er ein sehr starker Verfolger

der

der Hugenotten gewesen war, dennoch den Befehl nicht vollstreckte, der ihm, wie einigen andern Gouverneurs, nach der Bartholomäus Nacht zugefertigt worden war, alle Hugenotten in seinem Gouvernement eben so nieder zu machen, wie man in Paris gethan hatte. Er weigerte sich dieß zu thun und sagte: „diese That sey zu schändlich; der König habe dieß wohl thun und sich, wenn es ihm beliebte, als König davon wieder rein waschen können; allein Er würde seine Seele jederzeit damit belastet und seine Ehre befleckt fühlen.“

Der König nahm dieß sehr übel auf und war äußerst ungehalten auf ihn. Man sagt, er sey aus Kummer über diesen ohne Grund gefaßten Unwillen des Königs gestorben: andre sagen, sein Ende sey beschleunigt worden. Es war sehr Schade um ihn; denn ein sehr braver und tapfrer Herr war Er, und ein Mann von großer Rechtschaffenheit und Ehre.

Er hatte einen Halbbruder, von einer andern Mutter. Dieser brave und tapfre Cavalier war Hugenott und die beyden Brüder standen oft gegen einander im Feld, wobey sie sich jedoch mehrmahls Artigkeiten erzeigten.

Er wurde einige Zeit hernach während des Friedens ermordet, als er im Vertrauen auf den Frieden in eine Stadt von Provence kam, wo ein Niederträchtiger ihn umbrachte, den ich hundertmahl alljährlich der Königinn Mutter Pomeranzen bringen sah. Ich habe seinen Nahmen vergessen, so wie auch den der Stadt, wo dieß geschah.

Die Hugenotten von Provence setzten starkes Vertrauen auf ihn, und wenn er nicht gestorben wäre, so

so würde er große Unruhen erregt haben; denn er war brav und tapfer, und dort ein sehr angesehener Herr.

Der Marquis von Villars.

Ein anderer Bruder des Herrn Grafen von Tande war der Herr Marquis von Villars, ein vortrefflicher und einsichtsvoller Cavalier und Feldherr, der sich bey allen Gelegenheiten, wo er sich befand, überall sehr wacker hielt. Er wurde in dem Schloß Hesdin gefangen, worein er sich zu seinem Vergnügen geworfen hatte, und sich sehr tapfer hielt. Eben so wurde er auch bey der Schlacht von Saint-Quentin verwundet und gefangen. Er erhielt das Gouvernement von Guyenne, dem er sehr gut vorstand.

Er errichtete dort, besonders zu Bourdeaux, eine gewisse Brüderschaft gegen die Hugenotten, welche die Königinn, als sie nach Guyenne kam, und ihre Tochter dem König von Navarra zuführte, gar sehr tadelte, und gänzlich umstieß. Ich rede hiervon in ihrem Leben; allein der Herr Marquis von Villars war damahls schon todt und der Herr Marschall von Biron kommandirte dort. Indessen hatte sie doch von ihrer Errichtung an bis dahin gedauert.

Ich erinnre mich hierbey, daß die Königinn zu dem, welcher im Nahmen der Brüderschaft an sie abgeschickt war, sagte: „Nichts, nichts. Der König und ich wollen, daß sie abgeschafft und nicht weiter da-

von

von geredet werden soll. Wäre ihr erster Stifter, der Herr Marquis von Villars, gegenwärtig noch am Leben, so würde er sie als ein erprobter getreuer und folgsamer Diener des Königs sogleich aufheben, wie ihr sie eingerichtet habt."

So mußten also nun diese Verbrüderten, als sie die Königinn so entschlossen reden hörten, wie ich selbst mit ansah, und anhörte, da ich mich damahls ganz nahe bey ihr befand, ihre schöne Brüderschaft aufheben und vernichten.

Der
Herr von Esse.

Reden wir izt von andern Feldherrn. Der seelige Herr von Esse war ein sehr guter, einsichtsvoller, braver und tapfrer Mann. Er wurde von dem Herrn Connetable wegen seiner Tapferkeit und Vortrefflichkeit vorgezogen, und seine Herrn, die Könige, kannten ihn und wußten sich seiner sehr gut zu bedienen. Der König Franz sagte oft, „wir sind vier Edelleute aus Guyenne, die mit jedem, der nach Frankreich kömmt, und aus Frankreich geht, in den Schranken fechten und nach dem Ringel rennen mögen, ich, Sansac, d'Esse, und Chastegneraie."

Er wurde Lieutenant de Roy in Landrecy mit dem Capitain la Lande, einem alten braven versuchten Krieger. Beyde hielten die Belagerung sehr gut aus, welche der Kaiser mit großer Macht unternommen hätte, so wohl mit spanischen, als italienischen, flandri-schen,

schen, deutschen und englischen Truppen. Denn der König von England und er waren damahls wieder Freunde und starke Bundesgenossen worden.

Diese Stadt war damahls noch nicht so fest, wie sie es nachher wurde. Damahls sagte man, sie sey bloß aus Koth und Speichel zusammen gemacht: solcher Reden bediente man sich, um ihre Schwäche anzuzeigen. Die Belagerung zog sich sehr in die Länge und ohnerachtet der Stürme, Strapatzen, Nachtwachen, des Hungers und andrer Ungemächlichkeiten, die sie dabey zu erdulden hatten, thaten sie dennoch gewöhnlich sehr schöne Ausfälle auf den Feind, wobey sie nicht immer den kürzern zogen; auch nahmen sie ihm dabey ein Stück Geschütz ab, das sie in den Graben laufen ließen. Nach einer Menge schöner Thaten kam König Franz herbey und verproviantirte den Ort, Angesichts des Kaisers. Eine sehr merkwürdige That, so wohl der Verproviantirung, als des Rückzugs wegen, daher denn auch der Kaiser die Belagerung wieder aufheben mußte.

Diese beyden Feldherrn, beyde sehr wackre Kriegscameraden, wurden, als sie den Platz verließen, sehr hochgeschätzt und gepriesen. Um im Kriege groß zu werden, bedarf es nur bald wenig, bald viel, je nachdem das Glück will: denn wo dieß zu wider ist, könnte man eiserne Wagen auffressen und so viele Heldenthaten thun, als ehmahls die alten Paladins oder zwölf Pairs des Ruhms (so nennen sie die Spanier, traun eine sehr schöne und vorzügliche Auszeichnung!) und würden doch Zeit und Mühe vergebens daran wenden.

So kam also diesen beyden Vertheidigern von Landrecy das günstige Glück sehr zu statten. Sie wur-

wurden hochgeschätzt und hochgelobt im Ausland, wie in Frankreich, beyde bey Hof sehr gut aufgenommen, wie ich mir von denen habe erzählen lassen, die sich damahls dort befanden, beyde von ihrem König umarmt und sehr gut belohnt.

Der Herr von Esse wurde Kammerherr, was damahls ein sehr hoher und ehrenvoller Posten war, wohl zweymahl größer, als gegenwärtig, und beyde hatten zwölfhundert Franken Gehalt, und nur sechs Monathe den Dienst.

Der Capitain La Lande wurde Haushofmeister des Königs, damahls ebenfalls eine schöne Stelle, und ungleich schöner als gegenwärtig. Sie hatten sechshundert Franken und ebenfalls nur sechs Monathe Dienst.

Als sie von ihrem Posten Besitz nahmen, sagte man bey Hof: der Herr von Esse sey geschickter, den Feind im Hemde zu überfallen, als dem König das Hemd zu geben [22]), und eben so hielt man den Herrn von La Lande für geschickter, eine Pike als den Hofmarschalls-Stab zu führen.

Manche zogens damahls in Zweifel und stritten sich darüber, ob wohl beyde in Landrecy gleichen Rang gehabt und beyde den Titel als Lieutenants de Roy geführt hätten. Einige sagten La Land sey zuerst hingeschickt worden, und wegen eines dreytägigen Fiebers, das ihn befiel, habe man ihm den Herrn von Esse nachgeschickt, und als Gehülfen zugegeben. Wie dem auch sey, so vertrugen sie sich auf ihrem Posten sehr gut zum Dienst ihres Herrn. La Land war ein alter geübter Krieger, welcher, durch lange Erfahrung belehrt, die Infanterie sehr gut zu commandiren verstand.

Der Herr von Esse commandirte und commandirt noch eine Compagnie Chevaux-Legers, und der andre eine Compagnie Fußvolk; jens war ehrenvoller, als das andre, wenn schon die Compagnien zu Fuß damahls sehr ehrenvoll und noch nicht so gemein waren, als sie nachher wurden: ganz eben so verhielt es sich mit den Compagnien Chevaux-Legers, welche nicht, wie nachher, dem ersten besten anvertraut wurden; sondern wobey man eine Auswahl machte, und sehr auf tüchtige Personen sah. So viel ist jedoch gewiß, daß die leichte Reiterey der Infanterie vorging.

Der Herr von Esse war ein Cavalier aus sehr gutem Hause; der Capitain La Land hingegen war ein Glücks-Ritter und von Grad zu Grad durch seine Tapferkeit und seine dem König geleisteten Dienste empor gestiegen; dieß that der Herr von Esse zwar ebenfalls. Er hatte denselben Weg gemacht, er war aber doch von edlerem Stamm, als der andre, sagte man: was ein wichtiger Punkt ist, wenn man beydes hat; denn zwo Tugenden zusammen sind stärker als eine einzige. Der König Franz wußte daher auch einen besser als den andern von geringerem Herkommen zu belohnen. Jener wurde auch hernach Lieutenant unter dem Herrn von Montpensier in dessen Compagnie von funfzig Mann, und bekam nachher eine andre eigene Compagnie zu commandiren, als er nach Schottland kam, wobey der Herr von Boisseguin, ein sehr braver und tapfrer Cavalier, sein Lieutenant wurde.

Der Herr von Esse wurde zu dem seeligen Herrn Seneschal von Poictou, Andreas von Vivonne, meinem Großvater, als Page gethan, als er mit König Karl dem Achten in das Königreich Neapel zog, wohin er ihn mit sich nahm, als er noch nicht zwölf

Jahr

Jahr alt war, weil er ihn für einen gutartigen jungen Menschen erkannte, sich viel von ihm versprach, und ihn, so jung er auch war, dennoch nicht zu Haus zurücklassen wollte. Er machte auch die Reise sehr gut mit, ohne irgend einen Anstoß von Krankheit.

Nachdem er ihn einige Jahre erzogen hatte, ließ er ihn nicht mehr Page seyn, sondern schickte ihn unter die Ordonnanzen mit einer sehr schönen Equipage, wie er sie den andern nicht gegeben hatte; denn er hoffte viel von ihm, und dann that ers auch deswegen, weil der junge Mann, ungeachtet er von sehr gutem Adel war, dennoch von seinem Vater, der, bey seinen vielen andern Kindern, für sich selbst nicht genug hatte, nicht gehörig unterstützt werden konnte.

Für solche Verbindlichkeiten, so wohl in Ansehung der Erziehung, als der übrigen Wohlthaten, bewies sich dieser edle Herr nie undankbar. Er war schon zweymahl Lieutenant de Roy in Landrecy und in Schottland gewesen, war auch Capitain von funfzig Mann und Ordens-Ritter, als er meine Großmutter, die Frau Seneschallin, die ihn hatte erziehen helfen, besuchte, und ihr so große Ehrfurcht bewies, daß er vor der Tafel nie zugleich mit ihr die Hände waschen wollte, und dabey sagte: „keine Ehrenstelle, zu der er empor gestiegen sey, werde ihn die Ehrerbietung aus den Augen setzen lassen, die er ihr schuldig sey, da er von ihr als Page und Diener in ihrem Hause erzogen worden sey." Wohl aber wusch er sich mit ihren Töchtern, den Damen von Bourdeille und von Dampierre, die er, wie er sagte, wohl hundertmahl gewiegt und geschaukelt und seine Lection mit ihnen gelernt hatte. So gewissenhaft war dieser vortreffliche und höfliche

Herr. Auf der andern Seite hingegen trug er kein Bedenken und fand keinen Anstand, sich um meine Tante Madam de Dampierre zu bewerben, wenn sie ihm hätte Gehör geben wollen, als sie eine junge Wittwe von meinem seeligen Oncle dem Herrn von Dampierre und sehr reich war. Dieser war als Lieutenant de Roy in dem Krieg zwischen dem König von England und dem König Franz vor Ardres geblieben.

Gleiche Bedenklichkeit äußerte der Prinz von Wallis, welcher, am Abend nach der Schlacht bey Poitiers, nicht mit dem König Johann zu Nacht essen wollte, und sich doch kein Gewissen daraus machte, ihn gefangen zu halten. Ein Gleiches that der Herr Herzog von Bourbon, der am Abend nach der Schlacht bey Pavia den König in aller Unterthänigkeit bediente, ihm die Serviette reichte und ihn dabey dennoch ebenfalls gefangen hielt.

Als König Heinrich zur Krone gelangte, schickte er als Beschützer der Unglücklichen den Herrn von Esse als seinen Lieutenant General nach Schottland, den beyden Königinnen Mutter und Tochter zu Hülfe. Dies war eine sehr große Ehre für ihn; denn er commandirte dabey Herrn, welche weit reicher und aus weit angesehnern Häusern waren, als er; wie z. B. den Herrn von Strozzy, und den Prior von Capua, zween Brüder und Vetter der Königinn, den Herrn d'Andelot, den Herrn von La Rochefoucaut, d'Estanges, Baudiné, Pienne, Bourdeille, Montpezat, Negrepellice, den Grafen von Reingrafe [23]) und eine Menge andrer.

Daher sagte er denn auch oft zu ihnen: „Ich weiß wohl, meine Herrn, daß keiner unter Ihnen ist, der

der nicht größer wäre, als ich, und der nicht, wenn ich von hier weg bin, es sey nun am Hof, oder sonst in Frankreich, mir vorginge und mehr heißen wollte, als mein Kammerad. Weil es indessen dem König gefallen hat, mich mit dieser Selle zu beehren, so muß ich ihr auch vorstehen und den Großen wie den Kleinen commandiren. Gehen wir von hier weg, und ich habe dann diese Größe wieder abgelegt, so werden wir beyde wieder gleich und Kammeraden seyn."

So hörte ich es von meinem Bruder, dem Herrn von Bourdeille erzählen, welcher ebenfalls mit dabey war. Dieser sagte hierbey: er habe eine so gute Art zu commandiren gehabt, daß jeder ihm mit Lust gehorcht und ihn so sehr in Ehren gehalten habe, daß nie Verdrüßlichkeiten entstanden und alles gut gegangen sey: denn beym Commandiren familiarisirte er sich sehr. Er hatte keinen andern Schwur als: Avons ouy, was eigentlich nicht einmahl ein Schwur heißen kann, sondern eine bloße angewöhnte Redens-Art, die er statt Schwurs zu führen pflegte. Wenn er in den Krieg gieng und einige von den Blänklern ihm rapportirten: „die Feinde rücken gegen uns an," so antwortete er, ohne dadurch außer Fassung zu gerathen, bloß ganz trocken: „Und wir gegen sie." —

In Schottland lieferte er sehr schöne Treffen und verrichtete sehr schöne Kriegsthaten; er sagte dabey oft: „Ach, meine Herrn, dies ist Nichts, was wir hier thun, wenn der König unser braves Verhalten nicht selbst sieht: denn es ist allemahl mehr werth, im Beyseyn des Königs und unter seinen Augen mit dem Feind eine Lanze zierlich zu brechen, als eine ganze Schlacht gewinnen, oder eine Stadt erstürmen, wenn ers nicht sieht und nicht dabey ist, besonders in

einer Entfernung von fünfhundert französischen Meilen: denn in diesem Fall ist weder Ruhm noch Dank so groß."

Indessen ist doch so viel gewiß, daß der König ihn bey seiner Zurückkunft von dieser Expedition sehr ehrte, ihm zum Zeichen seiner Zufriedenheit und seines guten Verhaltens den Orden gab und ihn auch sonst noch anständig belohnte, freylich aber nicht mit so ausschweifenden Geschenken, wie nachher unter den andern Königen Mode wurden; denn damahls war man hierin noch etwas mäßiger. Auch mußte jedem bald mehr bald weniger davon zufließen, nach den Verdiensten und Diensten, weil sie viele Ungemächlichkeiten und Strapatzen, besonders starken Frost ausgestanden hatten; er nicht bloß allein, sondern noch eine Menge wackrer Leute von seiner Armee, so daß manche die Zehen darüber einbüßten.

Er holte sich hier eine starke und sehr schlimme Gelbsucht, welche so weit ging, daß ich mir habe versichern lassen, daß sein Hemde so gar gelb wie Saffran davon gefärbt wurde, wenn er schwitzte. Dieß veranlaßte ihn, den König um Urlaub zu bitten, um nach seinem Hause Epanvilliers zu gehen, die Luft zu verändern, und nach drey Jahren das erstemahl wieder seine Gattin zu sehen, welche eine sehr schöne und vortreffliche Dame aus dem Hause des Adrets Aujou und in dem Hause der Frau Herzoginn von Vendome erzogen war, einer sehr vortrefflichen Fürstinn, der ihre Zöglinge viel Ehre machten.

Als er nun auf seinem Gut war, verbesserte sich seine Krankheit nicht nur nicht, sondern wurde sogar noch schlimmer und plagte ihn ärger als zuvor, so daß er stündlich sein Ende vorhanden glaubte, und sein Leben

ben so hinschleppte. Ich habe mir sagen lassen, er habe es des Tags hundertmahl verwünscht, in so vielen Schlachten und Kriegen, wobey er sich befunden hatte, es nicht verlohren zu haben, und jetzt auf dem Bett wie der heilloseste Lumpenhund von der Welt sterben zu müssen.

Als er einst wie er öfters that mit thränenden Augen und Seufzern dergleichen Reden gegen seine Freunde führte, langte ein Eilbote von dem König bey ihm an, der ihm den Befehl brachte, sich sogleich nach Hof zu verfügen, um sich alsdann in Thérouanne, das der Kaiser mit einer Belagerung bedrohte, zu werfen und als Lieutenant de Roy darin zu commandiren. So bald er die Sache vernommen, und den Brief seines Königs gelesen hatte, sagte er sogleich zu seinen Freunden, die um ihn waren (denn da er sehr beliebt war, hatte er gewöhnlich viele Besuche). „Jetzt, meine Freunde, habe ich den Gipfel meiner Wünsche erreicht: denn ich wünschte nichts so sehr, als auf einer ehrenvollen Stelle zu sterben, und fürchte nichts mehr, als in meinem Hause und auf dem Bett den Geist aufzugeben. Jetzt gehe ich und schwöre euch hoch und theuer, daß Madame Gelbsucht nicht die Ehre haben soll, mich ums Leben zu bringen; denn muthvoll will ich im Kriege sterben und nicht zurückkehren, bis ich den Tod dort gefunden habe. Adjeu also, meine Herrn und Freunde, ich gehe, sehr glücklich und zufrieden, das zu suchen, was ich so sehr gewünscht hatte."

Am andern Morgen stieg er auch wirklich muthig zu Pferd, ohne sich erst lange einladen und nöthigen zu lassen, noch sich mit großen Reise-Anstalten aufzuhalten, wie es wohl manche gibt, die mehr Umstände machen, als ein Todkranker, der sich mit Lat-

 wergen

wergen und Juleps präparirt, um die Haupt-Arzney einzunehmen.

So kam er also vor seinen König, der ihm mündlich den Befehl wiederholte und zu dem er sagte: „Sire, ich gehe also, mit gutem und rechtlichem Herzen hin; ich habe aber sagen hören, daß der Platz sehr schlecht verproviantirt, und nicht einmahl mit Pfählen, Pallisaden noch Trag-Körben versehen ist, um die Erde aufzuwerfen, was dem Gouverneur, Herrn von Villebon, schlechte Ehre bringt (wie denn in der That dem also war.) Sollten Sie aber hören, daß Therouanne eingenommen sey, so sagen Sie kühn, daß d'Esse von seiner Gelbsucht geheilt und tod ist."

So wie er es hier versicherte, hielt er auch Wort. Der Herr von Grille ein braver Officier, Seneschall von Beaucayre, der damahls eine Compagnie Fußvolk darin hatte, erzählte mir folgende nähere Umstände hiervon: „Beym Sturm machte sich ein spanischer Fähnrich, ein großgewachsener Mann, von schönem Ansehen, und vorzüglicher Stärke, mit seiner Hauptfahne vor allen hervor, und stieg mit großer Leichtigkeit und Geschicklichkeit die Bresche hinan. Der Herr von Esse, der mit einer Pike oben auf dem Wall stand, richtete sich mit besonderer Entschlossenheit gegen diesen Fähnrich und rief ihm zu: ‚Hierher, hierher Capitaine Enseigne, ich bin der General.' Sogleich ging der Fähnrich auf ihn zu, und sagte zu ihm: „Esto quiero yo por mi Gloria;" („den suche ich eben um meines Ruhms willen,") womit er sagen wollte, daß es ihm auf ewige Zeiten zur Ehre gereichen würde, sich bey einer so schönen Gelegenheit mit dem General oder Lieutenant de Roy geschlagen zu haben.

Als

Als er nun mit dem Herrn von Esse handgemein wurde, schoß ein französischer Büchsenschütze, der nicht weit vom General war, sein Gewehr so richtig los, daß er den Alfier in den Kopf traf und todt zur Erde streckte. Dieser Schuß war kaum geschehen, als ein spanischer Soldat, der seinen Fähnrich tapfer secundirte, ebenfalls losdrückte und den Herrn von Esse niederschoß. Traun ein schöner und sehr rühmlicher Tod dieser beyden Officiers, und eben so schön und rühmlich die Rache der beyden Soldaten. Ich will es einsichtsvollern Personen zur Beurtheilung überlassen, welches von beyden wohl größere Lobeserhebungen verdient; meines Erachtens alle vier gleich sehr. Und dies war also das von ihm so sehr gewünschte Ende des Herrn von Esse.

Den Tag zuvor hatte der Capitain Ferrieres de Perigord, welcher eine Compagnie commandirte, einen Ausfall in den Graben gemacht, den die Spanier schon besetzt hatten. Dieser Ausfall aber war ein sehr unüberlegter Schritt, er wurde daher auch mit seinen Leuten zurückgeschlagen. Als nun dieß der Herr von Esse sah, daß der Capitain mit seinen Leuten in der äußersten Unordnung floh und von den Spaniern verfolgt wurde, sagte er: „Kommt, wir wollen diesen besoffenen Narren zu Hülfe kommen, wenn er getrunken hat, weiß er nicht, was er thut." Damit rückte er aus ihm entgegen, fand ihn aber schon mit einem starken Schuß im Leib, woran er plötzlich starb. Man warf nachher den Zweifel auf, daß er in Rücksicht auf die Stelle die er bekleidete, eigentlich nicht hätte ausrücken sollen; man schrieb aber alles auf Rechnung seines tapfern Muthes. Ich überlasse die Entscheidung dieser Streitfrage einsichtsvollen Officiers.

Man sagte zu seiner Zeit in Guyenne: es gebe drey edle und tapfre Ritter, alle drey Zeitgenossen und in mehrern Punkten beynahe ganz gleich, der eine aus Poitou, Herr von Esse, der andre aus Xaintonge Herr von Burie, der dritte Herr von Sansac aus Angoulmois, welche drey Länder ein Dreyeck bilden und an einander gränzen. Dabey lobte denn jeder den, den er loben wollte, von seiner Nation, je nachdem er just eingenommen war. Indessen habe ich doch von Unparteyischen sagen hören, daß Herr von Esse beyden andern vorzuziehen sey: denn er war mehr, als die andern, so wohl an artigem Betragen, als an annehmlichem Umgang, schöner Haltung und angenehmer Unterhaltung. Die Tapferkeit rechne ich hier gar nicht: denn davon hatten Gott Lob alle drey ihre gute Portion, so wohl an ritterlicher Geschicklichkeit, als an artiger Unterhaltung unter Herrn und Damen.

Als er in Schottland war, spielte er einst mit der verwittweten Königinn, einer sehr artigen und vortrefflichen Fürstinn und ächten Schwester der Herr von Guise. Mehr bedarf es nicht zu ihrem Lobe: denn dieß ist alles, was man zu sagen braucht. Sie war eine große Liebhaberinn vom Spiel und spielte oft mit dem Herrn von Esse und andern französischen Cavaliers. Allein an diesem Tag, da sie spielten, setzten sie einander so zu, daß die Königinn sechstausend Thaler paar verlohr, und da sie den Herrn von Esse bat, auf ihr Wort noch bis auf andre sechstausend Thaler fort zu spielen, so schlug ers ihr nicht ab, so sehr höflich und respektsvoll war er gegen die Damen. Die Königinn spielte also weiter und zwar so glücklich, daß sie ihren ganzen Verlust wieder gewann. „Nun Madame, sagte der Herr von Esse, sind Sie heraus:

Sie

Sie haben als eine große Königinn und edle Fürstinn gespielt, ich hingegen als ein lumpichter Edelmann gar zu verschwenderisch. Indessen will ich doch lieber, daß Sie mich dafür, als für filzig und ungalant gegen eine so vortreffliche Fürstinn, als Sie sind, halten."

Ich hörte dieß von meinem Bruder, dem Herrn von Bourdeille, erzählen, welcher damahls dabey war, und um dieses Zugs willen liebte den Herrn von Esse die Königinn von dieser Zeit an nur noch mehr; auch außer den großen Diensten, die er ihr im Krieg leistete, war er schon um seiner artigen Manieren und seines gefälligen Umgangs willen, stets bey ihr willkommen.

Der

Herr von Burie.

Der Herr von Burie war ein wackrer Kriegsmann und sehr guter einsichtsvoller Feldherr; daher er auch so wohl in Piemont als in Italien und Frankreich sehr schöne Stellen bekleidete. Er war Oberster von der französischen Infanterie bey dem Zug des Herrn von Lautrec nach Neapel, hatte auch das Commando über seine Artillerie, und stand allem sehr gut vor. Allein der erboste Himmel, gegen uns Franzosen damahls aufgebracht, vernichtete unsre Armee

und

und unsre Anschläge, nachdem er uns in jenes fatales Clima gezogen hatte.

Der Herr von Bellay erzeigte ihm in seinem Buch von der Kriegskunst die Ehre, von ihm zu sagen: „daß er in ganz Frankreich keinen Mann kenne, welcher mehr verdiente die Stelle des Dom Petro von Navarra einzunehmen, so wohl in Ansehung einer wirksamen Richtung des Geschützes, als der Fähigkeit verschiedene Arten und Minen zu Eroberung von Plätzen zu erfinden.“ Dieß ist kein geringes Lob; auch hatte er von gedachtem Dom Petro viel gelernt.

Er bekam nachher alle Hände voll im Krieg zu thun als er nach dem Tod des Herrn von Lude Lieutenant de Roy in Guyenne wurde, das er, so lange der spanische Krieg dauerte, sehr weislich besorgte. Lange zuvor hatte ihn der König mit seinem Orden beehrt. Nachher erhob sich der bürgerliche Krieg, worin er sich nicht so hitzig bewies, wie der Herr von Montluc, der ihm als College beygegeben war, jedoch nicht in seinem Amt: denn er war allein Gouverneur, sondern in Executions-Sachen. Ich berufe mich hierbey auf das Buch des Herrn von Montluc, ohne mich hier weiter darauf einzulassen, außer daß ich das noch anführe, daß man den Herrn von Burie im Verdacht hatte, als ob er der reformirten Religion zugethan wäre. Einige halten es wirklich für eine ausgemachte Sache, andre nicht, sondern glauben nur, er habe das französische Blut schonen und es nicht so verschwenderisch vergießen wollen, wie andre bey andern Gelegenheiten.

Er war Edelmann so gut als der König, nur sehr arm [24]). Und habe ich ihn sagen hören, „daß er das erste Pferd, mit dem er unter die Ordonnanzen in der

der Compagnie des Herrn Grand-Maitre von Savoyen kam, von meinem seligen Vater bekommen habe, den er daher auch sehr liebte und ehrte und oft besuchte.

Es gereichte ihm sehr zur Ehre, daß er von einem bloßen Archer, wie er gewesen war, es in einer Zeit von zwanzig Jahren so weit brachte, eine eigene Compagnie von funfzig Mann zu commandiren. Er starb nicht reich, was ihm keineswegs zur Unehre gereicht; denn da er so viele schöne Stellen bekleidet hatte, so konnte er sich ja mit deren Hülfe wohl eben so gut bereichern, als andre, die ich gesehen habe; allein wo ist nun auch deren Seele? da hingegen der Herr von Burie in dem Ruf eines rechtschaffenen Mannes gestorben ist. Ich rede noch anderwärts von ihm: denn dieß hier ist freylich wenig.

Der
Herr von Sansac.

Der Herr von Sansac, als der Dritte, von den drey oben gedachten, war ebenfalls ein guter tapferer und einsichtsvoller Officier, bis auf eine einzige Unvollkommenheit, die er hatte, daß er nähmlich immer im größten Zorn und Grimm commandirte, worein er nicht nur gerieth, so bald er im Sattel saß und in der Schlacht war; sondern auch sonst im gewöhnlichen Umgang und Gespräch, bey Berathschlagungen oder unter seinen Freunden, wo von Kriegs-Sachen die Rede war. Daher sagte man auch von ihm,

ihm, „er gerathe nie in Zorn, außer wenn er von Waffen und Vögeln spreche, und im Krieg oder auf der Vogelbeize sey.

Denn, wie er den Krieg liebte, so liebte er die Vogeljagd nicht minder und beydes war ihm nicht wenig zu seinem Fortkommen behülflich; denn der Herr Connetable, der damahls am Bret war, hatte ihm seine Vögel gegeben, und nachher erhielt er auch die Aufsicht über die königlichen, als er anfing, sich am Hof bekannt zu machen und so lang er lebte, liebte er diese Uebung, nach den Waffen, vor allen andern. Er hatte das Glück, als er zu Fossan war, daß er bey der Belagerung an den König abgeschickt wurde, um ihm von der Belagerung und der Capitulation Nachricht zu melden und die Antwort des Königs zu überbringen, welche den Befehl und Erlaubniß enthielt, die vorgeschlagenen Capitulations-Punkte anzunehmen, da er in der bestimmten Zeit nicht zum Entsatz herbeyrücken konnte.

Er hatte den Ruhm einer der besten Chevauxlegers seiner Zeit und auch würdig zu seyn, leichte Reiterey zu commandiren. So lange der Herr von Aumale Gefangener des Marquis Albert war, wurde dessen Stelle als General der leichten Reiterey ihm übertragen, die er auch in dieser langen Zeit sehr würdig bekleidete. Dabey sah man denn diesen Herrn von Sansac, Prinzen vom Geblüt, wie die Herrn von Anguien, Condé und Nemours commandiren und eine Menge andre Prinzen und große Herrn, welche leichte Reiter hatten; denn damahls gingen die vornehmsten zum Anfang ihrer Kriegs-Laufbahn alle unter die leichte Reiterey.

So

So war also die Ehre nicht gering, die dem Herrn von Sansac zu Theil wurde, diese schöne fürstliche und adeliche Jugend zu commandiren, welche alle ihm wegen seiner Vortrefflichkeit sehr bereitwillig gehorchten, ungeachtet manche sein Ausfahren und seine allzu harten Reden und Befehle nicht gut fanden. Freylich eine große Unvollkommenheit an einem Offizier; denn sanfte und höfliche Worte sind angenehmer und gefallen besser, auch kömmt man weiter damit, wenn es nicht just bey einer Gelegenheit ist, wo Strenge und harte Reden nothwendig sind.

Wir haben hiervon eine Menge von Beyspielen, daß Befehlshaber, welche höflich waren, sich sehr gut dabey befanden. Ich will nur zween davon nennen: Cäsar und den verstorbenen Herrn von Guise. Ich könnte dagegen noch zween andre französische aufstellen, die sich bey ihrer hochfahrenden Strenge und aufbrausenden Hitze nicht sonderlich gut befanden, die ich jedoch nicht nennen will.

Um noch einmahl zu dem Herrn von Sansac zurückzukommen, so erwarb er sich große Ehre bey der Belagerung von La Miranda, die er lange aushielt und deswegen als Lieutenant de Roy großes Lob verdiente, und von dem König mit seinem Orden beehrt wurde, einem Ehrenzeichen, das man damahls noch bloß ausgezeichneten Handlungen ertheilte.

Er hatte ebenfalls die Ehre, nebst dem wackern Mann, Herrn de la Brosse, einem artigen Ritter und würdigen Offizier, auf den ich gelegenheitlich noch zu reden kommen werde, dazu erwählt zu werden, sich für gewöhnlich um die Person des jungen Königs Franz aufzuhalten, nicht als Gouverneur; denn dieser Nahme hätte ihm, da er schon bey Jahren und ver-

verheirathet war, nicht gefallen, sondern so ungefähr als Rath und Gesellschafter.

In unsern bürgerlichen Kriegen führte er mehrmahls bey verschiedenen Expeditionen als Lieutenant de Roy unsre Armeen an; wie z. B. bey den Belagerungen von La Charité und Vezelay und sonst noch. Kurz dieser Herr war mit verschiedenen schönen Posten beehrt, und starb mit dem Titel eines Marschalls von Frankreich, was er zwar nie wirklich war, jedoch Rang, Gehalt und Pension gleich einem wirklichen Marschall von Frankreich hatte. Hierbey sagten verschiedene zu Lyon, als der Herr von Montluc dem guten Herrn von Sansac vor der Nase weg zum Marschall von Frankreich gemacht wurde, „man habe ihm sehr Unrecht gethan, daß man nicht ihn dazu gemacht habe, da er doch schon seit geraumer Zeit in diesem Rang stehe, und der andre nicht."

Ich weiß wohl, woran es hierbey lag, werde es auch bey einer andern Gelegenheit anführen, nebst dem was der Herr von Sansac mir in Ansehung seiner Unzufriedenheit hierüber sagte. Denn die Frau von Sansac und ich waren sehr nahe Verwandte und der wackre Herr liebte mich sehr. Von diesem Vorfall an zog er sich auf sein Landgut zurück und kam nicht wieder nach Hof; ungefähr zwey Jahre darauf, wenn mir recht ist, starb er zu Haus.

Dieß ist das kürzeste, was ich von der Uebereinstimmung dieser drey vorgedachten wackern Cavaliers und Offiziers und von ihrem Schicksal anführen wollte. Nicht so übereinstimmend war ihre Todes-Art: denn der Herr von Esse starb oben auf einem Wall, die andern beyden in ihren Betten. Sie starben alle drey arm an eignen oder erworbenen Gütern, außer

der

der Ehre, den Wohlthaten des Königs, den Einkünften ihrer Stellen und Petitionen und Kirchen-Gütern für ihre Brüder und Verwandte, den Herrn von Burie ausgenommen, welcher deren wenig hatte.

Alle drey vermählten sich mit Damen aus guten Häusern. Der Herr von Esse, wie gedacht, mit jenem sehr schönen und vortrefflichen Fräulein des Adrets aus einem sehr guten Hause nicht aus Dauphiné sondern aus Anjou oder Mayne, oder Vendosmois, was ich nicht mehr ganz gewiß weiß.

Der Herr von Sansac mit einer aus dem alten Hause Montberon in Angoumois, einer Schwester des Herrn von Ausances, welche ein Alter von siebenzig Jahren erreichte, und eine sehr schöne, angenehme Dame war.

Der Herr von Burie heirathete eine Tochter aus dem Hause Languilliers, ein schönes Fräulein, welches den Nahmen Luxenbourg führte.

Der Herr von Esse hinterließ einen einzigen Sohn, der ihm bloß an Tapferkeit, nicht aber an schönem Anstand und Betragen glich. Er starb sehr jung bey der Niederlage der Provencalen zu Perigord.

Der Herr von Sansac hinterließ ebenfalls einen einzigen Sohn, welcher gleichfalls sehr schön, angenehm und wacker war, so sehr als irgend ein Cavalier in ganz Frankreich und brav und tapfer dazu. Er starb ebenfalls jung bey der letzten Belagerung von Chartres an einer Krankheit.

Der Herr von Burie starb ohne Nachkommen, hatte auch nie welche. Seine Gemahlinn, welche sehr offen und frey war, sagte: „es sey weder seine noch ihre Schuld; sie hätten es nicht an ihrer Schuldigkeit fehlen lassen, welche zu bekommen, allein ihr

Gemahl habe ehmahls im Krieg einen Streich mit einem Degen oder Kolben ins Genick bekommen, was auf den Gang des Saamens Einfluß habe." ....

Es war dieser Dame überhaupt von Natur eigen, sehr frey und offen zu schwazen, ohne daß sie übrigens etwas Böses dabey dachte, so daß man von ihr in Xaintonge eine Menge drollichter Anekdoten zu erzählen wußte. Ich will hier eine davon zum belachen hersetzen, ohnerachtet sie als leiblich Geschwister-Kind mit meinem Vater meine nahe Verwandte war.

Als der König Karl, auf der Reise zur Zusammenkunft in Bayonne, nach Bourdeaux kam, so war die Frau von Burie ein paar Jahre zuvor, als ihr Gemahl eine Revüe halten ließ, im Vorbeygehn auf der Straße durch die Ungeschicklichkeit eines Büchsenschützen, dem sein Gewehr losgieng, gefährlich in den Arm gegen die Schulter zu verwundet worden.

Bey dieser Gelegenheit nun kam sie ebenfalls nach Bourdeaux, um dem König und der Königinn aufzuwarten. Als sie im Zimmer der Königinn und mit allen Reverenzen fertig war, invitirte sie der Herr von Cypiere, damahls Gouverneur des Königs, nachdem er sie ebenfalls begrüst hatte, sich mit ihm auf ein Coffre zu setzen, indem sie beyde einen Arm in der Schlinge trugen, der Herr von Cypiere wegen des Podagra, von dem er sehr gequält wurde, und die Frau von Burie noch von ihrem Schuß her. Da er nicht wußte, daß es von einem Schuß war, sondern in der Meinung stand, es sey auch von einer Art von Gicht wie bey ihm, so sagte er ganz unbefangen zu ihr: „Madame, wir müssen uns zusammen über unser Unglück trösten: denn es ist hier niemand, als wir beyde, der den Arm in der Schlinge trüge."

„Nein,

„Wohl, mein Herr, antwortete ihm die Frau von Burie, es ist aber ein grosser Unterschied in Ansehung der Ursache. Sie habens vom Zipperlein und ich von einem Büchsenschuß."

Wie erstaunt war der Herr von Eppiere, als er von einem Büchsenschuß reden hörte. Ich schreibe, wie er es sogleich dem Herrn von Nemours erzählte, wobey ich mit zugegen war und es anhörte. Er stand von ihr auf, und sagte mit einem kalten Lächeln: „Wahrhaftig, Madame, Sie haben Recht und setzen mich sehr in Verwundrung. Dies ist ja wie in der verkehrten Welt, daß Sie sich über Ihren Schuß beklagen, den ich nie bey Ihnen gesucht noch vermuthet hätte. Dies ist ja wohl ein Zeichen, daß Sie im Krieg gewesen sind. Ich könnte bis diese Stunde keinen aufweisen. Sie sind hierin glücklicher, als ich. Es hat mir nichts geholfen, so oft dabey gewesen zu seyn und mich so oft gewagt zu haben, da ich Ihnen jetzt kein dergleichen Ehrenzeichen aufzuweisen vermöchte, ohnerachtet ich ihrer wohl an meinem Leibe habe. Statt daß ich also Ihnen sagen sollte, ich trage meinen Arm in der Schlinge von einem Büchsenschuß her, und Sie von der Gicht, so geht das nicht und bin ich es nicht im Stande. Gott befohlen, Madame, Gott heile Sie von Ihrem Büchsenschuß, und mich von meinem Zipperlein. Nie war wohl die Welt verkehrter, als dießmahl."

Er erkundigte sich hierauf bey andern, wie diese Frau in den Krieg gekommen und verwundet worden sey, und erzählte dann, was ihm mit ihr passirt war. Man muß sich aber freylich hierbey eigentlich seine Art zu erzählen, vorstellen, wer ihn gekannt hat; denn er war der Mann dazu, eine Sache aufs interessantste

 mit

mit dem besten Anstand und den schönsten Worten, die man sich denken kann, vorzustellen. So vollkommen war er durchgängig.

Ich sah die Königinn Mutter selbst darüber lachen, wenn sie sich, sagte sie, recht lebhaft vorstellte, wie der Herr von Eppiere, da er von diesem Schuß hörte, erstaunte, als wenn er damit sagen wollte: Schwerenoth! diese Frau wollte sich wohl hierdurch über mich berühmen, und sich etwas darauf zu gut thun, daß unsre Gebrechen nicht gleich seyen. Denn das Ihrige war allerdings weit ehrenvoller.

Meine Erzählung ist hiermit am Ende; gut oder schlecht: ich bin nicht da, um allen zu gefallen. Ich glaube wohl, man wird mir vorwerfen können, ich hätte eine Menge Possen, die zu nichts helfen gar wohl ungeschrieben lassen können; ich glaube es. Allein ich will nun einmahl meine Zeit vertreiben, und mitunter auch einmahl lachen.

Anmerkungen
zu den
Biographischen Nachrichten
von
Erlauchten Damen Frankreichs.

Meist vom Uebersetzer.

I.

Ohne Zweifel meint der Verfasser hier das Buch: Discours merveilleux de la vie, actions, et deportements de la reine Catherine de Medicis, das dem Theodor Beza, von andern dem de Serres, oder wohl am richtigsten dem Henricus Stephanus zugeschrieben wird, sicher aber von einer Meister-Hand ist. Es wurde schon 1574. gedruckt und ins Publicum verbreitet, obschon auf dem Titel 1575 angegeben ist. Bald darauf wurde es in den dritten Band der 1577 erschienenen Mémoires d'etat sous Charles IX. und nachher noch in den verschiedenen Ausgaben des Recueil de diverses pieces pour servir à l'histoire du regne de Henri III. eingerückt. Was auch Brantome davon sagen mag, so hat die Schrift doch auf alle Fälle wesentliche Vorzüge vor seinem Panegyricus.

2.

Renaud de Beaune.

3.

Ich übersetze diese Stelle bloß zur Probe von der damahligen historischen Hof-Manier. — Aus diesen dunkeln Zeiten leiten überhaupt mehrere französischen Familien ihren Ursprung ab, und es gibt nicht leicht einen Kriegsknecht unter jenen räuberischen Horden, die damahls die Welt durchstreiften, von dem nicht irgend ein französisches Haus abzustammen sich zur Ehre schätzte, so bald nur einige Buchstaben ihren beyderseitigen Nahmen gemeinschaftlich sind; denn hierauf beruht gewöhnlich der ganze Beweis. — Von dem hier genannten Bono leitet auch das Haus de Bonne seinen Ursprung her.

4.

De Thou sagt gerade das Gegentheil im IX Buch seiner Geschichte, zum Jahr 1578. — Man kann auch noch einiges hierher gehörige finden in unsrer Memoirensammlung II Abthl. I Bd.

5.

Der Verfasser irrt hier. Die Königinn Mutter wurde bey dieser Gelegenheit nicht Regentinn im staatsrechtlichen Sinn und nach der französischen Verfassung. Da keine Verfügung etwas anderes bestimmte, so kam die Regentschaft während der Minderjährigkeit Karls eigentlich den Bourbonen, zunächst dem König von Navarra, zu. Dieser befand sich aber damahls in einer sehr starken Verlegenheit, durch die Uebermacht der Guisen; sein Bruder Condé saß auf den Tod, und so benutzte denn die Königinn auf Anrathen ihres Kanzlers l'Hopital diese Umstände, um sich mit dem König von Navarra in die ihm eigentlich ganz und allein zustehende Rechte der Reichsregentschaft zu theilen. Daß sie, die den schwachen Anton von Bourbon weit übersah, in ihrem Geist Ressourcen fand, dessen Einfluß weit zu überwägen, macht sie noch nicht dem Titel nach zur Regentinn; wäre sie jedoch so zu nennen, so wäre sies durch sich selbst, durchaus aber kann nicht gesagt werden, daß sie vom Reichstag dazu erklärt worden sey; es ist vielmehr geschichtmäßig, daß einer ihrer ersten Schritte war, den versammelten Stän-

den,

den, die sich auf eine Regulirung der Regentschaft u. d. gl. einlassen wollten, durch ein Arret des Staatsraths befehlen zu lassen, „sie sollten sich damit nicht incommodiren, und Sr. Majestät würdens mißfällig wahrnehmen, wenn die Herrn sich in ihren Propositionen mit dergleichen etwas befaßen wollten." — Ueberhaupt war dieser Reichstag nicht zu Geschäften, sondern zu Legalisirung der Rache der Guisen gegen die Bourbonen zusammen berufen.

Unserm Verfasser kann man so etwas zu gut halten. Zu arg ists aber, wenn Voltaire (Essai sur les moeurs etc. T. V. p. 166. Lausanne 1780.) sagt: diese (schon lange versammelten) Stände seyen nach dem Tod Franz II. zusammenberufen worden, weil ohne ihre Mitwirkung in dergleichen Fällen nichts vorgenommen werden könne, und sie hätten Catharinen die Reichsregierung übertragen. — Drey grobe Unrichtigkeiten in drey Zeilen! —

6.

Er sollte, nachdem sein Bruder bereits gefangen gesetzt war, in einer Audienz beym König, ermordet werden. Alle Anstalten waren schon getroffen, und auf das erste Zeichen, das der König gab, sollten gedungne Mörder aus ihrem Hinterhalt hervorstürzen und ihn niederstoßen. Bourbon, der davon benachrichtigt war, gieng nach einem harten Kampf mit sich sebst, endlich doch in die Audienz, wo er sich so vorsichtig gegen den König benahm, daß dieser, ohnehin schwach und nicht böse, dadurch entwaffnet wurde, und das verabredete Zeichen zum großen Aerger der Guisen, nicht gab.

7.

Diese Herzoginn von Montpensier, eine Vertraute der Königinn Mutter, aber dabey eine nützliche sorgsame Freundinn der Bourbonen, hatte diesen zuvor schon Nachricht gegeben, daß es bey dem bevorstehenden Reichstag eigentlich auf sie gemünzt sey. Da sie nicht wohl umhin konnten, dabey zu erscheinen, so rieth sie ihnen, sie möchten zu gleicher Zeit die Kinder des Herzogs von Guise aufheben und als Geisseln für ihre eigne Sicherheit, nach Sedan in Verwahrung bringen lassen.

8.

Am 30 Okt. 1560. kamen die Bourbonen nach Orleans. Gleich bey ihrer ersten Aufwartung beym König verkündete der Hofbarometer, die Gesichter in der Antichambre, das nahe Gewitter, das auch sogleich ausbrach und einschlug. Der König macht dem Prinzen von Conde in wenigen harten Worten Vorwürfe über die Verbrechen, deren er beschuldigt wurde, hört ihn kaum an, und läßt ihn beym Weggehen verhaften.

Es wird, denn man wollte ihn schuldig finden, und hatte sich zu dem Ende mit allem Erforderlichen voraus versehen, ein verfassungswidriges Tribunal niedergesetzt, ihn zu verurtheilen, das ihm auch den Tod zuerkannte, der trotz aller Verwendung vollzogen worden seyn würde, wenn nicht der Kanzler Hopital und der Präsident Guillard, in Rücksicht auf die bedenklichen Gesundheitsumstände des Königs so lange damit gezögert hätten, daß endlich der König darüber starb, wodurch die Sachen ein ganz andres Ansehen gewannen, und der Prinz gerettet wurde.

9.

Der Verfasser erzeigt hier der, bloß ränkevollen, Catharina zu viel Ehre, indem er diesen weisen Plan ihr zuschreibt. Er ist das Werk des großen Kanzlers de l'Hopital, den Catharina zu Rath zog, als sie nach dem Tod Franz II. nirgends Rath zu finden wußte, und sich in der peinlichsten Verlegenheit und gefahrvollsten Lage befand. „Izt ist der Zeitpunkt, — sagte er — wo Sie der Nation zeigen müssen, daß das allgemeine Beste die einzige Triebfeder Ihrer Handlungen ist. Es ist gegen Ihre Würde sowohl als gegen Ihr Interesse, der Leidenschaft der Parteien zum Werkzeug zu dienen; man muß eine durch die andre balanciren, und ihnen gebieten, nicht folgen. Ueberdieß sind beyde dabey interessirt, die Regentschaft in Ihren Händen zu sehen; die Guisen, um sie nicht ihren Feinden, den Bourbonen zukommen zu lassen, denen sie mit Recht gebührt; die Bourbonen, weil sie bey ihrer itzigen bedrängten Lage und dem großen Ansehen der Guisen befürchten müssen: sie möchte, trotz ihrer Gerechtsame, dennoch diesen zu Theil werden."

Catha-

Catharina hat hierbey kein andres Verdienst, als dieß, einen weisen Rath befolgt zu haben, was indessen, besonders bey einem Weib von ihrem Charakter, nicht zu geringe anzusetzen ist.

10.

Auch dieser Rath kam nicht aus dem Kopf Catharinens, sondern ist abermahls vom Kanzler. Auf dessen Gutachten ließ der junge König den Connetable auf sein Zimmer rufen, wo er ihm befahl bey ihm zu bleiben und seine Person nicht zu verlassen, sondern zu thun, was seines Amts sey. — Dabey saßen vier Staatssecretärs, um im Fall einer Weigerung, seine Antwort sogleich zu protocolliren, und ihn auf diese Art gerichtlich dafür verantwortlich zu machen. — Diese Unbotmäßigkeit war denn doch dem Connetable zu förmlich; er wagte es nicht, sich zu weigern, und so wurde durch diesen entschloßnen Schritt des Kanzlers die ganze, bereits begonnene Auswanderung, die von den ernstlichsten Folgen seyn konnte, wieder rückgängig.

11.

Mezeray (Abrégé de l'hist. de Fr. Charles IX.) versichert, daß der ganze Auftritt in Zimmer des Königs bloße Spiegelfechterey gewesen sey: der Connetable sey von der Königinn bereits zuvor gewonnen gewesen und von den andern abtrünnig worden, und man habe jene Umstände bloß darum gemacht, um ihm einen schicklichen Vorwand zu verschaffen, unter dem er bleiben und gegen seine Freunde, von denen er nun ganz abgieng, sein Wort brechen konnte.

12.

Der Plan war nähmlich, der Connetable und die Vornehmsten vom Adel wollten mit dem König von Navarra nach Paris gehen, und diesen dort durch das Parlament zum Reichsregenten erklären lassen, wenn man die verhaßten Lothringer nicht fortjage.

13.

Die Ehre der Erfindung dieses politischen Temperaments können wir freylich dem erhabnen Geist Catharines nicht absprechen; es ist ein zu schätzbarer Beytrag zu ihrer Characteristik, und trägt zu sehr das Gepräge dieser politi-

schen Pfuscherinn, die ohne Blick in die Zukunft nur jedesmahl für den itzigen Augenblick Rath schaffen wollte, und dabey in der Wahl der Mittel nichts weniger als delicat war. Sie trieb dieß Spiel so lange, bis Frankreich, das ohne diese weibliche Vormundschaft unter einem festen Mann nie so tief gesunken wäre, in die verwirrteste Zerrüttung fiel, deren unglücklich verschlungener Knoten nur durch wiederholte Schwerdtstreiche Heinrichs IV. gelöst werden konnte. Als die Verwirrung aufs höchste stieg, machte sich Catharina hinter die Coulissen. Sie starb ohne noch alles erlebt zu haben, was sie als ihr Werk zur gerechten Strafe billig noch hätte erleben sollen, besonders die Ermordung Ihres geliebten Heinrichs, dem ihre falsche Politik den Dolch in die Brust stieß. Ihr folgte die verdiente Verachtung beyder Parteien.

14.

Der König von Navarra, dessen Beytritt zu dem Triumvirat für die katholische Partey von Wichtigkeit war, hatte verschiedenen Lockungen widerstanden; so hatte man ihn lange mit der Hoffnung hingehalten, daß man ihm zu dem Besitz des von Spanien usurpirten Königreichs Navarra wieder verhelfen wolle. Als dieß abgenutzt war, brachte man eine Vermählung zwischen ihm und der Königinn Maria von Schottland, Wittwe Franz II., aufs Tapet, mit der Aussicht, so gleich König von Schottland und mit der Zeit vielleicht gar noch von England zu werden. — Anton sah zu viele Schwierigkeiten dabey, und schlug endlich die glänzende Parthie aus. Sogleich hatte man eine neue Lockspeise bey der Hand. Catharina ließ ihm ihre Tochter Margaretha (die nachher die Gemahlinn seines Sohnes wurde) antragen. Er ließ sich nicht blenden.

Endlich versprach man ihm zur Schadloshaltung für Navarra von spanischer Seite das Königreich Sardinien, und mahlte ihm die Herrlichkeiten dieser Insel so reizend aus, daß er sich endlich würklich dadurch verführen ließ, ganz zur katholischen Partey übertrat, und nach Apostaten-Art, ein hitziger Verfolger der Calvinisten wurde.

15.

So gut nähmlich ein Weib ihrer Art dieser Empfindung fähig war. Ihre Gesinnungen litten eine starke Verände-

änderung nach der Schlacht bey Dreux, nach welcher der Herzog von Guise sich etwas viel herausnahm, und aus einem Ton sprach, der sie ziemlich beunruhigen mußte.

16.

Des Prinzen von Condé nähmlich und seines Anhangs. — Nach dem triumphirenden Einzug des Herzogs von Guise zu Paris, wo er mit lautem Jubel empfangen wurde, zitterte die Königinn für ihre und ihres Sohnes Sicherheit, und sah keine andre Rettung, als sich den Calvinisten in die Arme zu werfen, welche der Partey der Guisen noch das Gegengewicht halten konnten, da sie eine Menge Anhänger und Verständnisse durchs ganze Reich hatten, welche bereit waren, auf den ersten Wink loszubrechen.

Conde, nach einem verunglückten Versuch, den Herzog von Guise zu Paris die Stange zu halten, gieng nach Meaux, um seine Macht zusammen zu ziehen, und dann der Königinn zu Hülfe zu eilen. Die Guisen spielten aber das Prävenire, hoben zu Fontainebleau die Mutter und den Sohn auf, und transportiren sie nach Melun. — Der Prinz kam kurz darauf mit dreytausend Mann ebenfalls dahin, fand aber das Nest bereits geleert, und mußte nur auf seine eigne Sicherheit bedacht seyn, zu welchem Ende er Orleans wegnahm, und zu seinem Waffenplatz machte, der ihm und seiner Partey gute Dienste that.

Er hatte auf Verlangen der Königinn diese Schritte gethan; sie hatte ihn auch, als sie schon in der Gewalt der Guisen war, aufgefordert, seine Bemühungen darum noch nicht aufzugeben. Die Gegenbefehle, deren unser Verfasser gedenkt, konnten also um so weniger Eindruck auf ihn machen, da er sie als eine Gefangene betrachtete, die nicht Freyheit hatte, ihren wahren Willen zu sagen, und da es überhaupt unvernünftig gewesen wäre, sich wehrlos seinen Gegnern preis zu geben.

17.

Durch List hatte die Königinn Mutter dem Prinzen von Condé zu Tolsy das Versprechen abgelockt, mit seinen Freunden das Reich zu verlassen, um nur die Ruhe wieder

her

her zu stellen, wenn nur dann die Triumvirs ebenfalls den Hof verlassen würden. — Sie wollte ihn beym Wort nehmen und der Prinz war, als er sah, daß aus der Sache Ernst werden sollte, woran er gar nicht gedacht hatte, in der größten Verlegenheit, entweder sein Wort zu halten, wodurch er sich zu Grund gerichtet, und seinen Feinden freyen Spielraum gegeben hätte, oder ein so feyerlich gegebenes Wort (die Königinn hatte ihn künstlich dahin gebracht, es einigemahl zu wiederhohlen) zu brechen, wodurch er sich entehrte.

Endlich sann man ein Mittel dagegen aus, das selbst der Königinn Mutter Ehre gemacht haben würde. Der Prinz fand sich am folgenden Tag richtig wieder bey der Conferenz ein. Der Prinz fängt an sich zu beklagen, daß man ihn hintergehen wolle, die Königinn will antworten. Es entsteht ein Gemurmel, das immer lauter wird; man schreit endlich, es sey hier nicht sicher für den Prinzen; es sey nichts ausgemacht, wie lange die Conferenz währen müsse; man müsse sich von hinnen flüchten, um den Triumvirs nicht in die Hände zu fallen rc. Man steht in Unordnung durcheinander auf; die Königinn suchte den Prinzen zu halten, er entwischt ihr; sie folgt ihm; seine Freunde werfen ihn aufs Pferd, jagen mit ihm davon, und die Königinn .... hat das Nachsehen, und weiß gar nicht, wie ihr geschieht! —

18.

Der Hof war auf dem Lande zu Monceaux als man Wind von dem Vorhaben der Calvinisten bekam, denselben zu überfallen, und den gegen sie gemachten Anschlägen zuvorzukommen. Zur Vorsicht ging man nach Meaux und ließ den Marsch der im Anzug begriffenen Schweizer beschleunigen, wiewohl man noch nicht recht glaubte, daß die Sache würklich so seyn sollte. Allein plötzlich (am 28 Sept. 1567) brach das Feuer durch ganz Frankreich aus, und nahe bey Meaux erschien ein Corps Reiterey von Edelleuten unter dem Commando des Prinzen von Condé, des Admirals, und des Obersten Andelot, und der König rettete sich noch kümmerlich mit Hülfe seiner eingerückten Schweizer nach Paris.

19.

Daß die Calvinisten ebenfalls darauf angetragen hatten, das Reich in Vertheidigungsstand zu setzen, ist richtig; es war

war auch nothwendig, weil in der That spanische Truppen unter Alba an der französischen Gränze hin durch Lothringen nach den Niederlanden zogen. Allein eben so richtig ist es auch, daß Catharina und die Guisen sich dieser Gelegenheit bloß als eines guten Vorwandes bedienen wollten, Rüstungen zu machen, mit denen sie nachher auf die Conföderirte zu Leib gehen wollten. Nachdem also des Scheins wegen im Staatsrath von Protestanten sowohl als Catholiken für nöthig erkannt worden war, sich in Verfassung zu setzen, wurde die Rüstung mit möglichstem Eifer betrieben, die alten Regimenter completirt, neue errichtet, überall Geld aufgeborgt, und sechstausend Mann Schweizer geworben, die sich sogleich in Marsch setzten. Man trieb das Spiel sogar so weit, daß man einen Gesandten nach Madrid schickte, der verabredtermaßen öffentlich ziemlich unfreundlich aufgenommen wurde.

Die Conföderirten wurden indessen aufmerksam gemacht dadurch, daß ihr Anerbieten, die Reformirten zu bewaffnen, von dem Hof mit Mißfallen aufgenommen wurde; daß verschiedene ihnen gebührende Stellen, andern, Catholiken, ertheilt wurden; daß endlich die Rüstungen selbst, nachdem der Herzog von Alba vorüber gezogen war, nichts desto weniger fortgesezt und mit Eifer betrieben wurden, und die, vorgeblich bloß gegen die Spanier geworbenen sechstausend Schweizer nichts desto weniger ihren Marsch fortsetzten. Endlich erhielten sie sogar von einem angesehnen Herrn des Hofs sichre Nachricht, daß in einer geheimen Sitzung beschlossen worden sey, den Prinzen von Condé und den Admiral aufzuheben 2c. So konnten sie vernünftigerweise nicht anders als der Gefahr in möglichster Eile zuvor zu kommen suchen, und so waren also doch die Ränke der Königinn Mutter an diesem Ausbruch Schuld, den der Verfasser den Calvinisten zuschieben will.

20.

Man müßte am Ende wohl mehr Anmerkungen, als Text liefern, wenn man sich bey jedem falschen oder schiefen Satz des Verfassers aufhalten wollte. Die Brauchbarkeit des Verfassers ist aber nichts desto weniger von Bedeutung, wenn er mit Kritik benuzt wird.

21.

21.

Die Reichsstände nähmlich, von denen der Verfasser weiter oben schon sprach und auf die er hier wieder zurück kommt, und zwar mitten in einer Periode, wo man den Nachsatz des Nächstvorhergegangenen erwartet. Brantome wirft aber überhaupt alles so konfus durch einander aufs Papier, wies in seinem Kopf lag und aus dessen Chaos in bunter Verwirrung hervor trat; eine Eigenschaft seiner Werke, die dem Uebersetzer die Arbeit unendlich erschwert.

22.

Man kann eine ziemlich gute Beschreibung von den bey dieser Zusammenkunft vorgefallenen Feyerlichkeiten finden in folgender Schrift: Recueil des choses notables qui ont eté faites a Bayonne à l'Entrevue du roi Charles IX. Paris 1566.

23.

Ich finde nicht überflüssig hier zu erinnern, daß ich es, wenn Brantome nicht ganz umgeschaffen werden sollte, was hier nicht Zweck war, für das Beste hielt, ihn getreu zu übersetzen und seine Manier bey zu behalten, die zwar mitunter langweilig ist, im Ganzen jedoch durch manche drolligte Wendung und Naivetät schadlos hält. Einige Unsittlichkeiten, die hin und wieder darin vorkommen, habe ich ganz ausgeschnitten.

24.

Der Verfasser erfüllt dieß Versprechen im II und III Tom seiner Werke, welche beyde Bände auch den besondern Titel führen: Vies des Dames Galantes etc. und eine Sammlung der scandalösesten Anekdoten von dem französischen Hof enthält, die der Verfasser mit der frappantesten Unbefangenheit erzählt. Wir liefern hier von beyden Bänden nichts.

25.

Dieß Fräulein, eine ächte Cyprierinn von Geburt, eine Schwester des aus Cypern gebürtigen Geschichtschreibers Davila, wurde mit Jean de Hemery oder du Hemeries einem Cavalier aus der Normandie vermählt. Ihr Nahme war aber Davilla, nicht Dampville, wie hier der Verfasser, oder d'Anville, wie le Laboureur schreibt in den Additions aux Memoires de Castelnau.

25.

Vielmehr d'Avelle. Sie hatte einen Bruder oder Verwandten, Nahmens Oratio. M. s. Memoires de Monsieur de Nevers T. I. p. 388. woraus ich schließe, daß sie eine Italienerinn war, wie le Laboureur T. I. p. 318. versichert, und nicht aus Provence, wie Davila, L. VI. anno 1576. sagt. Mezeray, der sie zur Griechinn macht, und dabey anführt, daß sie mit Jean d'Hemerias vermählt gewesen sey, verwechselt sie offenbar mit Fräulein Davilla, in welchen Fehler schon vor ihm Herr d'Aubigné verfiel.

26.

Louise de l'Hopital, nachher jene Frau von Simmiers, wovon in den Perroniana unter dem Artikel Cotton die Rede ist.

27.

Louise von Savonniers Tochter des Herrn de la Bretesche, und Fille d'Honneur der Königinn Catharina. Sie vermählte sich im Jahr 1586. mit eben dem Renat von Villequier, der seine erste Gemahlinn, Francoise de la Marc Ehebruchs wegen ermordet hatte.

28.

Man wiederhole die Anmerkung 23.

29.

The count of Bothwell. Diese Verse und ganz das Gegentheil von dem, was der Verfasser hier sagt, findet man in den Mémoires de l'etat de France sous le regne de Charles IX. T. I. p. 142—261. besonders, 224—228.

30.

Ein kleines herzliches Gedichtchen von ihr auf ihren Abschied von Frankreich, das in der französischen Anthologie steht, wird wohl hier nicht ungern gesehen werden.

Adieu plaisant pays de France
O ma patrie
La plus chérie!
Qui as nourri ma jeune enfance;
Adieu France, adieu nos beaux jours.
La nef, qui déjoiat nos amours
N'a eu de moi que la moitié.
Une part te reste, elle est tienne,
Je la fie à ton amitié
Pour que de l'autre il te souvienne.

31.

31.

Derselbe, dessen Geschichte der Verfasser noch am Schluß dieser Nachrichten von Maria Stuart kurz erzählt.

32.

David Rizzo, ein italienischer Musicus, in den Maria sich verliebt hatte, und den ihr Gemahl aus dem Weg räumen ließ. Der gute Brantome geht hierüber weg, wie über Kohlen, und hütet sich wohl, uns den schimpflichen Grund dieser Ermordung zu sagen. Unten macht ers eben so bey dem Tod des Königs, ihres Gemahls, den diese Heilige ebenfalls ermorden ließ.

33.

Es war Heinrich Stuart, Graf von Lenox, ihr Vetter.

34.

Der Verfasser erzählt hier nach seiner Art etwas wortreich auf einem halben Bogen die bekannte Geschichte Conradins von Schwaben. Da sie nicht hierher gehört, lasse ich diese Stelle unübersetzt.

35.

In dieser ganzen Abhandlung, so wie auch in der von Maria Stuart ist der gute Brantome ein wahrer Enthusiast, der uns aus diesen Prinzessinnen ächte Heilige machen würde, wenn wir so gut seyn wollten, ihm aufs Wort zu glauben. Es ist nicht zu läugnen, daß Margaretha ein sehr schönes Weib war, und daß er Ursache hatte, ihren vortrefflichen Anstand, ihr schönes Aeußerliche und selbst ihren Geist zu loben. Was aber ihre Güte, ihre Verdienste und ihre Tugenden betrift, so schweift er aus, und nur ein — von der Rückerinnerung an Lustgenüsse so verdorbener Höfe als der dieser Königinn und ihrer Mutter — noch ganz trunkner Mensch konnte an eine so gränzenlos ausschweifende Fürstinn solche Lobeserhebungen verschwenden. So bitter auch das Divorce satirique ist, so schildert es doch ihren Charakter weit aufrichtiger, und unglücklicherweise für ihr Andenken bekräftigen es unsre besten und aufrichtigsten Schriftsteller nur allzusehr.

Anmerkungen
zu den
Biographischen Nachrichten
von
Erlauchten Herrn in Frankreich.

Meist vom Uebersetzer.

1.

Dieser tragische Spaß war folgender. Am Tag der Hochzeit eines Hoffräuleins war ein Ball veranstaltet, wobey einige Hofcavaliers ein Ballet als Wilde tanzen wollten. Der König kleidete sich dabey ebenfalls wie die andern in Leinewand, mit Flachs oder Werg behängt, das mit Pech und Harz auf die Leinewand befestigt war. Fünf dieser Masken waren aneinander gekettet, der König, die sechste ging ungefesselt voran. Der Herzog von Orleans, der nichts von der Mummerey wußte, und die Masken nicht kannte, brachte die Fackel, die er einem Pagen abnahm, indem er sie beleuchten und erkennen wollte, ein wenig zu nahe,

die Masken fingen Feuer, worauf in einem Augenblick der ganze Saal in Flammen stand, und vom Wehegeheul der Masken wiederhallte. Die Herzoginn von Berry erkannte den König, warf sich auf ihn, umwickelte ihn mit der langen Schleppe ihres Kleides, erstickte das Feuer, und rettete ihm das Leben. Zwo der andern Masken starben auf der Stelle, die andern schleppten noch bis an den folgenden Tag ihr Leben unter den entsetzlichsten Qualen. Der König, dessen Verstand zuvor schon verwirrt gewesen, aber wieder hergestellt worden war, verfiel über dem Entsetzen dieses Auftritts aufs neue in Verwirrung, die bald Wuth bald Dumpfheit war, und ihn bis an sein Ende nur in einzelnen lichten Zwischenräumen verließ.

2.

Der ganze Witz dieses Quatrains liegt in einem Wortspiel mit Sire und Cire; wie wenn bey uns jemand mit Majestät und Magestät spielen wollte, worein sich zur Noth für ein Quatrain eben so viel richtiger Sinn bringen lassen dürfte, als der Franzose hier in seine Anspielung mit weichem biegsamen Wachs auf einen schwachen weichen biegsamen König.

3.

Andreas von Montalembert, Herr von Esse aus Poitou, der 1553 bey der Belagerung von Theruanne starb. Wir haben unten noch einen eignen Abschnitt von ihm.

4.

Dieß war am 16 Sept. 1548. Diese Beschreibung ist aus Paradin hist. de Lyon, wo dieser Einzug das ganze 27 Kap. des dritten Buchs füllt. M. s. auch Goulart hist. admir. et mem. T. II. p. 644.

5.

Es ist merkwürdig, daß ein Papst es war, der die ersten Schauspiele überhaupt veranstaltete, und ein Cardinal, der sie in Frankreich einführte.

6.

6.

Melin von Saint-Gelais. Dieß Stück befindet sich indessen nicht in (den alten Ausgaben von) seinen Werken.

7.

M. s. oben in unsern Memoiren, wo von der Königinn Mutter gehandelt wird.

8.

Ich nahm mir hier die Freyheit, eine sehr gedehnte Beschreibung von dergleichen Feyerlichkeiten, welche Maria, Königinn von Ungarn dem Kaiser zu Ehren zu Marienberg veranstaltete, wegzulassen. Dergleichen Beschreibungen müssen sehr gut gemacht seyn, wenn sie nicht Langeweile erregen sollen. Ueberdieß gehörte diese Stelle auch nicht in unsre französische Memoiren.

9.

Ein Hieb, der vermuthlich dem König Heinrich III. gilt, der eine Menge Religionspossen mit Processionen und dergleichen, spielte, dabey aber ungefähr eben so unschuldig war, als bey seinen leidenschaftlichen Spielereyen mit jungen Hunden, Papageien, Bildchen und — Mignons. Der Verfasser censirt also hier beyläufig diesen König, den er darum nachher nichts desto weniger eine große vortreffliche Majestät nennt. Es kömmt ihm auf Titel nicht sehr an; man muß sich daher auch nicht daran, sondern an die Thatsachen halten.

10.

Der Verfasser hat nähmlich eine eigne Sammlung von Duellgeschichten geschrieben, die unter dem Titel Traité des Duels den zehnten Band seiner Memoiren füllt, die wir indessen hier nicht liefern, indem sie zu wenig für unsern Zweck enthalten, auch zu sehr mit Fremdem überladen sind.

11.

Zu St. Germain en Laye, am 10 Jul. 1547. zwischen Franz von Vivonne, Herrn von Chataigneraye, dem Fordernden, und Guy Jabot Herrn von Jarnac, dem Geforderten. Chataigneraye hatte dem König Heinrich II. erzählt, daß Gui Chabot ihm im Vertrauen gestanden habe, er schlafe öfters bey Madame von Gui Guyon, zwoter Gemahlinn seines Vaters. Chataigneraye hatte dieß in der Absicht gethan, um H. alle Gewissensscrupel zu benehmen, die er sich anfangs machte, Dianen von Poitiers, die Geliebte seines Vaters Franz I. ebenfalls zu unterhalten, wie er that. M. s. Le Laboureur, Addit. aux mém. de Castelnau T. II. p. 601.

12.

Etwas Pedant, übrigens aber zu seiner Zeit der gelehrteste Mann seit einem ganzen Jahrtausend. M. s. Montaigne L. I. c. 25.

13.

Im Discours merveilleux de la vie de Catherine de Medicis p. 445—446. und im Journal de Henri III. p. 3. 5., welche damahls zu eben der Zeit geschrieben wurden, wird ganz anders von dem Tod dieses unglücklichen Cavaliers gesprochen.

14.

Dieser Vater Montgommerys hatte ebenfalls Franz I. den Vater Heinrichs II. verwundet, als sie einst mit Schneeballen zusammen spielten. Paquier, Recherches de la France, p. 700. Du Bellay und Mezeray erwähnen diesen Umstand gleichfalls, jedoch ohne Montgommery dabey zu nennen.

15.

Hist. de Charles VIII. p. 400. (1684.) wird bey einer Aufzählung der Herrn, die der Ständeversammlung zu Tours

Tours 1484. beywohnten, der Herr von Montmorency prémier Baron de France betitelt, wobey er aber erst an der Spitze der Edelleute vorkömmt, d. h. nach den Grafen, Wickgrafen und dem Vizdom von Chartres.

16.

Carl von Gondi, Garderobenmeister des Königs, gestorben am 15 Jun. 1574. Der Herr du Perron, dessen Bruder er war, ist Albrecht von Gondi, nachher als Marschall von Retz bekannt. Vor seiner Beförderung zu dieser Würde nannte man ihn nur den Herrn von Perron

17.

Der gute Canzler zielt hier auf die Guisen, von deren Macht und Uebermuth die Leser unsrer Memoiren sowohl in den Einleitungen des Herrn Herausgebers, besonders zu den erstern Bänden der zweyten Abtheilung, als in dem Lauf der Memoiren selbst, und unsern Anmerkungen Beyspiele genug gefunden haben werden.

18.

Heinrich IV. sagte eben so bey der Schlacht bey Ivry.

19.

Während der Belagerung von Meaux durch den König Heinrich V. von England im Jahr 1422. hatten die Belagerten diesen Herrn durch eine ganz ähnliche Posse insultirt, indem sie auf der Stadtmauer einen gekrönten Esel herumführten, den sie zum Spott den König von England nannten. M. s. Hist. M. S. de Charles VI. par M. de Travesy, p. 764.

20.

Sie war Wittwe vom Herzog von Castres, der vor Hesdin in der Mine starb, und eine natürliche, aber legitimirte Tochter des Königs Heinrich.

21.

21.

Der Herr von Larrey sagt eben dieß, und ich weiß nicht, woher ers genommen haben mag, wenns nicht hierher ist; denn eigentlich wurde, wie alle Memoiren der Zeit sagen, die Vermählung mit der Königinn von Schottland dem König von Navarra, seinem ältern Bruder, nicht ihm, angetragen.

22.

Ein Wortspiel mit chemise, Hemde, durch dessen Ueberreichung beym Lever des Königs die Kammerherrn investirt wurden, und camisade, nächtlicher Ueberfall. Ich suchte es auf die Art, wie man oben sieht, in der Uebersetzung bey zu behalten, so unbedeutend es im Grund auch seyn mag.

23.

Ein Gallicismus und Pleonasmus, den man dem Franzosen schon zu gut halten muß.

24.

Um zu verstehen, was der Verfasser hiermit will, muß man wissen, worauf er anspielt. Man erzählt nähmlich von armen adelichen Krippenreitern spanischer Nation, daß sie Nachts betteln gehen, bey Tag aber sich ein Air geben, und sagen: Pesi a tal! semos hidalgos com' el rey, dineros menos! (trotz sey jedem geboten! Wir sind traun Cavaliers so gut als der König, nur daß wir nicht so viel Geld haben!) Der Verfasser, — der selbst viel in Spanien gereist ist, und einen ganzen Band spanischer Anekdoten und Characterzüge die unter dem Titel Rodomontades et gentilles rencontres espagnoles etc. den XII Band seiner Memoiren füllen, hinterlassen hat — hatte wahrscheinlich dieß im Sinn, als er obiges schrieb.

Zu S. 210. Deswegen brachte Er jene große Armee auf die Beine, und unternahm den schönen sogenannten teutschen Zug. —

Das große Heer bestand aus 35,000 Mann. Das Kriegs-Manifest vom 3 Febr. 1552. hatte ein vorgedrucktes Sym-

Symbol: eine Freyheitsmütze mit 2 Dolchen und der Unterschrift: Libertas. (s. Hortleder.) Im Manifest wurden die heiligsten Zusagen gegeben:

„Es sind uns allerley schwere Klagen vieler Kurfürsten, Fürsten und anderer treflichen Leute deutscher Nation vorgekommen, daß sie mit unerträglicher Tyranney und Servitut von dem Kaiser verdruckt und in ewige Dienstbarkeit und Verderben geführt würden."

„Dieß zu vernehmen, ist uns zum höchsten beschwärlich gewesen, nicht allein daraus, dieweil wir mit den Deutschen einen gemeinen Ursprung haben; denn es seyn unsere Vorfahren auch Deutsche gewesen, sondern auch von wegen des Bündnisses und von alter hergebrachter Freundschaft, welche jederzeit unverbrüchlich gehalten worden ist; zu dem unsere Vorfahren jederzeit mit den Ständen des heiligen Reichs, von Gleichheit wegen der Sitten, je und allewege höchste Freundschaft gehabt haben."

„Deshalben haben Wir aus göttlichem Eingeben nicht allein ein Bündniß mit den Ständen uffgericht, sondern wollen auch alle unsere Macht, Rath, auch unsere eigene Person mit den Fürsten in Gemeinschaft aufsetzen. Wir versprechen in diesem Krieg, daß Männiglich bey seiner habenden Gerechtigkeit, Ehren, Güter und Freyheiten, welche wir wieder zu erretten und zu recuperiren, diesen Krieg vorgenommen haben, unverletzt bleiben, und verheißen bey Gott dem Allmächtigen, für allen Christlichen Königen, Potentaten und Fürsten, daß wir in keinem Wege gestatten sollen noch wollen, daß mit unserm Vorwissen, auch allen sämmtlich und sonderlich, was Wesens, Condition oder Standes es sey, einiger Schaden soll zugefügt werden; also weit ist fehl, daß wir, so den Titel des Allerchristlichen Königs führen, sollten oder wollten euch den ehrwürdigsten Prälaten, Aebten und andern geistlichen Personen und Ständen, auch im geringsten Schaden zufügen, welche wir alle in unsern Schutz und Schirm aufgenommen haben wollen. rc."

Den-

Dennoch war der Erfolg nicht nur Wegnahme der S. 220. 21. genannten teutschen Städte und Gegenden, sondern auch Wegführung des Prinzen Carls (II) von Lothringen, den Heinrich II. mit seiner Prinzessin Claudie vermählte. — Schon von K. Maximilian I. hat man diese Charakteristik der Franzosen: „Sie singen höher, denn genotirt; sie lesen anders, denn geschrieben, sie reden und singen anders, denn ihnen im Herzen ist.“ Vergl. teutsche Monatschr. März. 1795.










Digitized by Google

